

Von dem Herrn Herausgeber dieses Taschenbuches sind noch folgende empfehlungswerthe Werke erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben :

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen. 1r. Jahrg. mit 5 Kupfern und 1 Karte. 12. 1823. Geb. 3 fl. C. M. 2r. Jahrgang mit 5 Kupfern und 1 Karte. 12. 1824. Geb. 3 fl. Conv. Mze.

— — — **Gemälde der physischen Welt** oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet. 1 — 5r. Bd. Mit 45 Kupfern und Karten. 14 fl. 24 kr. C. Mze.

Einzeln kostet der 1ste Band (das Weltgebäude) 4 fl. 12 kr., der 2te Band (Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers) 4 fl. 48 kr., der 3te Band (Beschreibung der flüssigen Oberfläche) 4 fl. 24 kr., der 4te Bd. (Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel) 2 fl. 24 kr., der 5te Bd. (Geschichte der Erdoberfläche) 2 fl. 24 kr. C. Mze. Der 6te und letzte Bd., welcher die gesammte organische Welt enthalten wird, erscheint in der Mitte des Jahres 1825.

— — — **neuestes, wort- und sacherklärendes Verdeutschungswörterbuch** aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutschen bis jetzt in Schriften und Büchern sowohl, als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben; verbunden mit einer Erklärung auch der weniger bekannten Kunstwörter und anderer Ausdrücke der teutschen Sprache. Ein höchst nützlichcs Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser, und gebildete Menschen überhaupt. 3te durchaus umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Ausgabe. (Unter der Presse.)

— — — **kleines Verdeutschungswörterbuch**, oder Anleitung, die im Teutschen am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen richtig aussprechen, verstehen und schreiben zu lernen. Ein Auszug aus dem grössern Verdeutschungswörterbuche. 8. 1822. 1. fl. 24 kr. Conv. Münze.

<36632311280017

<36632311280017

Bayer. Staatsbibliothek

1825



Fiegerspigel in Paraguaray.

T a s c h e n b u c h
zur Verbreitung
geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissens-
würdigsten im Gebiete der gesammten Länder-
und Völkerkunde.

Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns
Taschenbuch der Reisen

herausgegeben

von

J o h a n n G o t t f r i e d S o m m e r ,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

D r i t t e r J a h r g a n g .

Mit 5 Kupfertafeln.

Prag, 1825.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

032117

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

V o r w o r t.

Auch bei diesem dritten Jahrgange bin ich bemüht gewesen, von dem Merkwürdigsten, was seit Jahresfrist im Gebiete der Länder- und Völkerkunde bekannt geworden ist, eine möglichst vollständige, obwohl gedrängte, Uebersicht zu geben. Die Leser erhalten zugleich zwei Beschreibungen von

IV

Hauptstädten, eine Erweiterung des Planes, die ich bei den folgenden Jahrgängen beibehalten werde.

Man wird finden, wie ich nach und nach über alle Gegenden der Erd-Oberfläche die neusten Belehrungen, welche zu Gebote stehen, zu sammeln bemüht bin. Ich habe auch dieß Mal, wie schon bei dem zweiten Jahrgange, vorgezogen, eine Auswahl größerer Aufsätze zu geben und wenigstens von Einer der neusten Reisen einen etwas vollständign Auszug mitzutheilen, statt der zahlreichen kleinern Bruchstücke, wie sie der erste Jahrgang enthält, welche mir aber im Ganzen zu wenig Belehrung zu gewähren scheinen. Die künftigen Jahrgänge sollen eine kurze Uebersicht

der neuern geographischen Literatur. enthalten.

Außer zwei günstigen Beurtheilungen im Sammler und der Zeitung für die elegante Welt, so wie in einigen beifälligen Worten, welche das Beck'sche Repertorium und die Neuen Geographischen Ephemeriden enthalten, ist mir über den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches keine öffentliche Stimme bekannt geworden, doch beweist die seit Jahresfrist sehr vermehrte Zahl der Abnehmer, und die vielen nachverlangten Abdrücke des ersten Jahrganges, daß das Unternehmen im Allgemeinen sich den Beifall der Lesewelt erworben hat. Möge es

VI

mir gelingen, mich desselben mit jedem Jahrgange
immer würdiger zu machen!

Prag, am 31. August, 1824.

Der Herausgeber.

I n h a l t.

	Seite.
Allgemeine Uebersicht der neusten Entdeckungen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde	IX
I. Stockholm	1
II. Arago's Spazierfahrt um die Welt	85.
III. Chiwa und seine Bewohner	129
IV. Die Länder am Mississippi	180
V. Ueberreste der altamerikanischen Stadt Huehuetlapallan	225
VI. Ueber das Erdeessen einiger wilden Völker	258
VII. Die Pyrenäen	249
VIII. Savoyen	313
IX. Rio de Janeiro	334
X. Die Isländer	397
XI. Ehrenrettung des Montblanc gegen den Monte-Rosa	419

Kupfertafeln.

- Nr. I. Ansicht der Kirche N. uessa Senhora da Gloria in.
Rio Janeiro. (Zu S. 88.)
- II. Ruinen auf der Insel Tinian. (Zu S. 112.)
 - III. Tigerjagd der Gautschos in Paraguay. (Zu S. 133.)
 - IV. Ansicht von Chiwa. (Zu S. 157.)
 - V. Thurmähnliches Gebäude zu Huehuetlapallan. (Zu
S. 251.)

Allgemeine Uebersicht der neusten Reisen und geographischen Entdeckungen.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Unter den neusten Entdeckungen im Gebiete der Länderkunde, behaupten diejenigen, welche die englischen Reisenden, Dr. Oudney, Major Denham, und Lieutenant Clapperton seit dem Jahre 1822 im Innern von Afrika gemacht haben, den ersten Rang.

Wir wissen aus dem vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches (S. XXXVII), daß diese drei Engländer im Februar 1822 von Tripolis aus ihre Reise nach dem innern Afrika angetreten hatten, und im April dess. J. bereits in Murzuk, der Hauptstadt von Fez-

zan, eingetroffen waren. Hier blieben sie sieben Monate und verwandten diese Zeit zu Ausflügen nach den verschiedenen Theilen dieses Landes. Im November dess. Jahres traten sie die weitere Reise nach Süden an, und zwar unter einer Bedeckung von 300 arabischen Reitern, welche Bu Kalum, ein Freund des Pascha von Tripolis befehligte, unter dessen Schutz sie schon die frühere Reise nach Murzuk gemacht hatten. Von Tegherry aus, an den südlichen Gränzen von Fezzan, ging der Weg durch eine öde Wüste, und sie fanden auf einer Strecke von 4 — 500 (englischen) Meilen nur einige von den Tibbu's bewohnte Ortschaften. Sie sind dem Sultan von Fezzan, wegen der Brunnen, die er in diesen Gegenden unterhält, zinsbar. Die Engländer (welche diese ganze Reise in europäischer Kleidung machten) wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen. Die größern Ortschaften liegen auf einzelnen, sich aus der Wüste wie Felsen im Meere erhebenden, kahlen Hügeln.

Am 4. Februar 1825 erreichten unsere Reisenden Lari, die nördliche Gränzstadt des Königreichs Bornu, unter $14^{\circ} 40'$ nördlicher Breite und ungefähr unter demselben Meridian mit Murzuk. Die Ge-

gend gewann hier plötzlich ein besseres Ansehen, und die Reisenden erblickten in der Nähe dieser Stadt einen großen See, der Zad (Tsaad) genannt. Dieser See dehnte sich, an der östlichen Seite ihres Weges, so weit aus, daß sie ihn auf der Weiterreise, die in gerader Richtung nach Süden fortging, sieben Tage lang fast immer im Auge behielten. Er hatte eine Menge Baien und Buchten, auch Inseln, die mit Dickicht und hohem Rohr bedeckt waren, in welchem Elephanten weideten. Nirgends konnte man die östlichen Ufer dieses Sees erblicken. Die Ausdehnung, in welcher man ihn von Norden nach Süden kennen lernte, betrug an 220 (engl.) Meilen. Die Ufer waren sehr niedrig; aber in einer Entfernung von 1 oder 2 Meilen lief parallel mit denselben ein Sandwall von 40 — 50 Fuß Höhe, der ohne Zweifel irgend einmal das Ufer des Sees gewesen war, auch es vielleicht noch jetzt während der Regenzeit ist. Die ganze umliegende Gegend war mit Dörfern bedeckt, worunter man ein größeres, Burwa, bemerkte, welches Erdwälle, reinliche Häuser und anständig gekleidete Einwohner hatte. Gegen 60 (engl.) Meilen südlich von Lari setzten die Reisenden über den Fluß Jau (Yaou), welcher von

XII

Westen her sich in den See ergoß, hier an 100 Fuß breit war, in der Stunde eine englische Meile durchströmte und zwischen hohen und sandigen Ufern dahinfloß. Dieser Strom ist unstreitig der Niger. An seinen Ufern steht hier eine mit Mauern umgebene Stadt, die gleichfalls Jau heißt, und eine Menge von Dörfern.

Eine andere etwas weiter nach Süden liegende Stadt ist Kuka ($12^{\circ} 51'$ nördl. Breite und $11^{\circ} 27'$ östlicher Länge von Paris), die Hofstadt des Scheik's, Schumin el Kalmi, eines gemeinen Arabers aus Fezzan, der sich aber durch Muth, Verstand und einnehmendes Betragen seit etwa 20 Jahren, wo er Fighi oder Schulmeister in Fezzan war, zum Beherrscher von Bornu emporgeschwungen hat. Aus Klugheit behielt er die Würde eines Scheiks bei und setzte einen Abkömmling der eingebornen Sultane auf den Thron, welchem er auch zum Schein huldigt. Er kann jetzt 50000 Mann, worunter zwei Drittel Reiterei, ins Feld stellen. Kurz vor der Ankunft der Reisenden hatte er auf einem Kriegszuge nach Osten hin über 3000 Sklaven, 4000 Ochsen und 5000 Kameele erbeutet, die er mit dem Sultan theilte. Als sich unsere Engländer der Stadt Kuka näherten, schickte ihnen

der Scheik zum Empfange 4000 Mann Reiterei, nebst einer Abtheilung Neger von seiner Leibwache entgegen, in deren Begleitung sie ihren Einzug hielten. Sie wurden vom Scheik, nachdem er das Empfehlungsschreiben des Pascha von Tripolis gelesen hatte, gut empfangen und nach einer kurzen Audienz in die für sie zubereiteten Wohnungen geführt.

Dr. Oudney machte auch dem Sultan seine Aufwartung, der seinen Hof zu Birnie (18 engl. Meilen südsüdöstlich von Kuka) hält. Alle drei Engländer wünschten übrigens ihre Entdeckungen über das Reich Bornu hinaus fortzusetzen. Aber der Scheik erklärte, daß er sie nicht allein könne reisen lassen, indem er seinem Vetter, dem Pascha von Tripolis, für sie verantwortlich sei. Unterdessen bot sich für den Major Denham eine Gelegenheit dar, über Bornu hinauszukommen. Bu Kalum, der Anführer der Schutzwache, wollte seine Anwesenheit zu einem Streifzuge weiter nach Süden benützen, um, wie es die eingebornen afrikanischen Stämme gegen einander zu thun pflegen, die dortigen Einwohner auszuplündern. Denham bat dringend, an diesem Zuge Theil nehmen zu dürfen, und der Scheik willigte, wiewohl

XIV

ungern, ein. Die Unternehmung bestand aus 5000 Mann. Der Zug ging nach Süden und nach sechs Tagmärschen erreichte man Mora, die Hauptstadt des Sultans von Mandara, welche am Fuß einer hohen Gebirgskette, 170 englische Meilen von Kuka, in einem Thale liegt. Diese aus Granit bestehende und mit Bäumen besetzte, Bergkette soll sich, wie man versicherte, 36 bis 40 Tagreisen weit nach Südwesten fortsetzen, und sie ist auf ihren höhern Punkten von Wilden, den Kindies, bewohnt, welche unter dem Schutze des Sultans von Mandara stehen. In den Thälern findet man mehre von Muselmännern bewohnte Städte. Bu Kalum zog von hier weiter nach Süden, um das mächtige Volk der Fellatas anzugreifen, welche etwa 230 englische Meilen südlich von Kuka wohnten. Aber diese vertheidigten muthvoll ihre Wälder und Hütten. Die Angreifenden erlitten eine furchtbare Niederlage; Bu Kalum selbst verlor durch die vergifteten Pfeile der Fellata's das Leben und unser englischer Major hatte, verwundet und Bis aufs Hemde ausgeplündert, die größte Mühe sich zu befreien und mit den Trümmern des geschlagenen Heeres Bornu wieder zu erreichen. Er scheint sich auf diesem Zuge

nicht weiter als etwa 300 englische Meilen von Alt-Calabar, an der Westküste Afrikas, im Winkel des Busens von Guinea, befunden zu haben.

Während dieses unglücklichen Streifzuges machten die beiden andern Reisenden, Oudney und Clapperton, einen Ausflug nach dem 90 englische Meilen südlich von Kuka in den See Zad fallenden, von Süden kommenden Fluß Schäri (Shary). Er entspringt angeblich in der vorhin erwähnten Granitkette und fließt in nördlicher Richtung dem See zu, in welchen er sich durch 5 oder 6 Arme ergießt. Die Geschwindigkeit beträgt eine englische Meile auf die Stunde; auch ist er eine englische Meile breit und enthält eine große Menge flacher Inseln.

Es geht aus diesen neuen Entdeckungen der englischen Reisenden hervor, daß das Königreich Bornu um 3 bis 400 englische Meilen südlicher und 5 bis 600 englische Meilen westlicher liegt, als es bisher, seit D'Anville, auf allen Karten von Afrika gewöhnlich angegeben wurde. Dagegen scheint der See Zad den Raum einzunehmen, auf welchen man bisher den angeblichen See oder die Moräste von Wangara verzeichnet fand. Unsere Reisenden erfuhren nichts

XVI

von einem Gewässer dieses Namens, so wenig als früher Burkhardt, Ritchie, Lyon u. A. Wahrscheinlich hat der Zad, obwohl die Reisenden nichts davon erwähnen, süßes Wasser, da es Flusssperde und Krokodile darin giebt. Hieraus folgt aber, daß er einen Abfluß haben müsse, indem große stehende Gewässer, wenn sie keinen Abfluß haben, in der Regel durch die Länge der Zeit salzig werden. Vielleicht ist der Gambarru, der durch Baghermi und Fittri nach Osten fließt, dieser Abfluß. Einige erzählen, sagt Dr. Oudney, daß sich ein großer Arm des Schäri erst zwei Tage lang südlich nach Baghermi, dann nach Fittri wende, und sich von da in den Nil ergieße. Auch Major Denham erfuhr von einem arabischen Scheik, von Waday, daß ein Arm des Schäri, Namens Bahr el Dago, sich in den Nil ergieße; daß er durch den 12 Tagereisen von den Mündungen des Schäri abgelegenen See Fittri verstärkt werde, und dann einen südöstlichen Lauf nehme, bis er den Nil Aegyptens erreiche. Er erfuhr von diesem nämlichen Scheik, daß einige Kaufleute aus Murzuk die Nachricht verbreitet hätten, die reisenden Engländer wären Willens, auf die-

sem Fluß (Bahr el Dago) von Misr (Aegypten) mit Schiffen, so groß wie Elephanten, mit Feuer-
gewehr und Schießpulver beladen, heraufzukommen.
Diesemnach muß doch etwas Wahres an der allgemei-
nen Behauptung der Völker im innern Afrika seyn,
daß die Gewässer, welche in den Zad fließen, mit
dem Nil Aegyptens in Verbindung stehen. Freilich
scheint der tiefliegende Wasserspiegel des Zad, wel-
cher offenbar der tiefste Punkt vom innern Nord-
Afrika ist, einer solchen Verbindung mit dem Bahr
el Abiad entgegen zu stehen. Aber der Unterschied
des Niveaus zwischen dem Zad und dem Bahr el
Abiad ist durchaus unbekannt, und es findet sich
auch in den Briefen unserer Reisenden nirgends eine
Angabe darüber. Wenn übrigens die Verbindung mit
dem Bahr el Abiad bloß mittelst des Bahr el
Dago Statt fände, so bedürfte es nicht einmal einer
besonders hohen Lage des Zad-Sees.

Die Engländer Oudney und Clapperton waren,
nach ihren letzten Nachrichten aus Bornu, Willens,
den Jau (Yaou) hinaufzureisen, um sich zu über-
zeugen, ob es wirklich der Niger sei. Denham
wollte einen zweiten Kriegszug nach Baghermi mit-

XVIII

machen, um zu erfahren, was es nach Osten hin für Abflüsse aus dem Z a d gebe. Es wäre zu wünschen gewesen, daß ein dritter Reisender sich nach dem Golf von Benin und Biafra gewendet hätte; oder hatten unsere Engländer vielleicht schon in Bornu erfahren, daß der N i g e r seinen Weg nicht nach dieser Seite hin nehme, oder daß beträchtliche Hindernisse, dicke Wälder, steile Gebirge, große Sümpfe, sich einer solchen Reise entgegenstellen würden?

Man hoffte Gewissheit über diesen Punkt durch den berühmten Belzoni zu erhalten, den wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches auf seinen Wanderungen durch Aegypten begleitet haben. Dieser hatte sich vorgenommen, von dem Busen von Benin aus, an der Westküste von Afrika, in das Innere dieses Welttheils einzudringen, und langte zu dem Ende im Oktober 1823 zu Cape-Coast an, von wo ihn der dortige Befehlshaber des englischen Geschwaders in diesen Gewässern sogleich nach der englischen Factorie an der Mündung des Benin-Flusses bringen liefs. Zufällig befand sich am Bord einer der dortigen Fregatte ein schwarzer Matrose, Namens William Pasco, der aber eigentlich Abu Buker hiefs, aus

Hussa gebürtig, etwa 35 Jahr alt und ein Mann von Verstand und guter Aufführung war. Dieser Neger hatte 1805 Birnie Kaschna, die Hauptstadt von Kaschna, verlassen und war mit einer Karawane nach Annamabu, an der Küste von Guinea gekommen. Wißbegierig und muthvoll war er hier in brittische Seedienste getreten. Auf die Nachricht aber, die er vor kurzem durch Sklaven aus seinem Vaterlande erhalten hatte, daß seine vormalige Geliebte noch lebe und auf ihn wartend, unverheurathet geblieben sei, faßte er den Entschluß, sich, ebenfalls von Benin aus, wieder nach seiner Heimath zu begeben. Belzoni lernte ihn kennen und konnte sich keinen bessern Reisegefährten wünschen. Schon im Dezember wollte man sich auf den Weg machen. Der König von Benin unterstützte Belzoni aufs beste und wollte ihn bis nach Houssa geleiten lassen. Belzoni galt für einen aus dem Innern gebürtigen Mauren, der früher nach England gebracht worden und nun im Begriff sei, in sein Vaterland zurückzukehren. Nie war der Nebel, welcher bis jetzt auf diesen Gegenden des innern Afrikas geruht hatte, seiner Zerstreung näher gewesen. Aber plötzlich brach-

XX

ten uns öffentliche Blätter die traurige Nachricht, daß der wackere Belzoni am 26. November krank geworden und am 3. Dezember, an den Folgen der Ruhr, gestorben sei. So wäre denn wieder ein Reisender, der in diesen Welttheil eindringen wollte, das Opfer seines Unternehmungsgeistes geworden! Möge über die HH. Oudney, Denham und Clapperton ein günstigeres Schicksal walten!

Auch Aegypten ist noch immer ein Gegenstand rastloser Forschungen. Ein junger Teutscher, Eduard Rüppel, bereis't es seit dem Jahre 1822. Die Berichte, welche er in Betreff seines nach dem nordwestlichen Arabien im Sommer dess. Jahres unternommenen Ausfluges an den Freiherrn v. Zách in Genua eingeschickt hat, liefern manchen neuen Beitrag zur Berichtigung und Erweiterung unserer Kenntniss von diesen Ländern. Auch der ägyptische Bezirk Fajoum wurde von ihm genauer durchforscht. Rüppel hat sich hauptsächlich durch astronomische Bestimmungen der von ihm besuchten Orte ausgezeichnet, auch wichtige neue Beobachtungen über den Wind Chamsin gemacht. Im Sommer 1825 unternahm er eine Reise nach dem obern Nubien, und befand sich

am 31. Juni in Dongola, wo er indeß eines gegen Ismael Pascha, Sohn des Paschas von Aegypten, Mehemed Ali, ausgebrochenen Aufstandes wegen, die Fortsetzung seiner Reise aufgeben mußte. Er hat zu Meraueh dieselben Ueberreste des Alterthums besucht, welche Waddington beschrieben hat. (s. vor. Jahrg. S. 384 u. ff.)

Von der Reise der preussischen Naturforscher Ehrenberg und Hemprich nach der Einfahrt des Rothen Meeres und nach Habesch, deren wir bereits im vorigen Jahrgange, S. XXIX gedacht haben, sind zwar bis jetzt noch keine ausführlichen Nachrichten, aber wohl mehre reiche Sendungen von Natur- und Kunsterzeugnissen, welche die Reisenden in Nubien eingesammelt haben, in Berlin eingetroffen.

Ein junger Engländer, James Burton, hat im Auftrage des Pascha von Aegypten, im Sommer und Herbste 1822, die Westküsten des Rothen Meeres in geognostischer Hinsicht bereis't, und ist bei dieser Gelegenheit in Gegenden gekommen, die den Europäern bisher unbekannt geblieben waren. Er hat die Lage mehrer Punkte, die wir nur aus den Alten ken-

nen, astronomisch bestimmt, und viele antiquarische Entdeckungen gemacht.

Ueber die Länder zwischen Aegypten und Tripolis erhielt man im November 1821 zu Malta Nachrichten von einem jungen, gebildeten Türken, Namens Saddik Gibraltar, welcher sie im Sommer des nämlichen Jahres durchreist hatte. Was er über die Ruinen des alten Cyrene mittheilte, stimmt sehr mit den ältern Nachrichten des Paul Lucas überein.

In den Jahren 1821 und 1822 bereiste der Engländer (?) Dr. Ayres mehre Punkte an der Westküste von Afrika, unter andern die englischen Niederlassungen in Senegambien. Die erst seit 1816 gegründete Stadt Freetown, welche von christlichen Negern bewohnt wird, fand er in raschem Vorschreiten begriffen.

Auch ein englischer Artillerie-Hauptmann, W. Sabine, bereiste 1822 einen Theil der Westküste von Afrika und einige in deren Nähe gelegene Inseln; Er fand die Höhe des Zuckerhutes (Sugar-Loaf) auf der Sierra Leona-Küste, 2491, und den höchsten Punkt der Insel Ascension 2900 bis 3000 engl. Fufs über der Meeresfläche.

In Asien waren mehre europäische Reisende für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde thätig. Das Himalaya-Gebirge, von welchem man schon seit 1811 wufste, daß mehre Gipfel desselben den bisher für den höchsten Berg der Erde gehaltenen Chimborasso in Amerika an Höhe übertreffen, wurde im Jahr 1818 von dem englischen Lieutenant A. Gerard und dessen Bruder, zum Theil trigonometrisch aufgenommen. Sie erstiegen unter großen Gefahren drei Gipfel bis zu 16921, 18493 und 19411 engl. Fuß Meereshöhe und machten sehr schätzbare Beobachtungen, in Betreff der geognostischen Beschaffenheit, Pflanzenvertheilung, Schneelinie etc. dieser Gebirge.

Mancherlei Aufschlüsse über das Innere von Asien sind von einem Herrn Moorcroft zu erwarten, welcher im Jahr 1822 in Auftrag der Ostindischen Compagnie, angeblich um turkmenische Pferde einzukaufen, von Ostindien aus eine Reise nach der Tatarei angetreten hat. Sein Hauptzweck soll seyn, mit den westlichen Provinzen des chinesischen Reichs Handels-Verbindungen anzuknüpfen. Zu Ende März 1822 befand er sich zu Leh, der Hauptstadt von Ludak.

XXIV

Selbst über Japan, dieses den Europäern bisher ganz verschlossene und noch so unbekannte Reich, haben wir jetzt Hoffnung, einige Aufschlüsse zu erhalten. Der Schiffskapitän Levsen, ein geborner Däne, welcher in den Jahren 1820 und 1821 Japan zwei Mal, in holländischen Diensten, besucht hat, ist nach seiner Heimkehr auf der Insel Föhr verstorben und hat eine Menge von Karten, Zeichnungen und Nachrichten über dieses Reich hinterlassen, welche nächstens herausgegeben werden sollen.

Ueber das nördliche Asien haben wir jetzt sogar von einem Blinden Reiseberichte zu erwarten. Am 16. September 1822 traf nämlich zu Irkutzk ein englischer Lieutenant, Namens Jakob Holmann ein, welcher jetzt 30 Jahre alt, aber seit seinem 11. Jahre blind ist und die Reise von London nach St. Petersburg und von da nach Irkutzk ohne einen, ihn fortwährend begleitenden, Führer gemacht hat. Er hat viele Empfehlungsschreiben und miethet von einer Stadt zur andern einen Mann als Führer und Dolmetscher. Mittelst einer in England erfundenen Vorrichtung bringt er sogar seine Reisebemerkungen zu Papier.

Die Beschreibung, welche der Engländer Dr. Lyall von seiner 1822 im asiatischen und europäischen Rußland unternommenen Reise herausgegeben hat, ist reich an neuen und anziehenden Beobachtungen, besonders über die neue Anstalt der russischen Militär-Colonien.

Der Senator Somoinoff und der Professor aus Kasan, Dr. Fuchs, bereisten 1823 das Ural-Gebirge, wo man seit 1820 Spuren von Gold angetroffen hatte. Sie fanden, daß in der Gegend von Kuschtomkoi, auf einer Strecke von 300 Wersten, das Gold in Körnern, beinahe dicht unter dem Rasen, in einer mehre Arschinen *) starken Lehmschicht in so bedeutender Menge vorhanden war, daß 1000 Pfund **) dieses goldhaltigen Bodens durch bloßes Auswaschen bis 5 Solotniks Gold liefern; ja man hat ganze Klumpen Goldes von 6 Mark an Gewicht aufgefunden.

Professor Rask aus Kopenhagen ist 1823 von seiner schon 1817 nach Asien angetretenen sprach-

*) Die russische Arschine hält $315\frac{2}{3}$ alte Pariser Linien; 100 Arschinen $= 91\frac{5}{8}$ Wiener Ellen, D. H.

**) Das russische Pfund (von 32 Loth zu 3 Solotniks) hält 8512 holländische As; 100 russ. Pfund $= 73$ Wiener. D. H.

XXVI.

wissenschaftlichen Reise glücklich zurückgekommen. Er war über Schweden und Rußland nach Tiflis in Georgien gegangen, hatte zahlreiche Ausflüge in Persien gemacht und sich dann nach Ostindien begeben. Die Ausbeute an Handschriften in der Sanscrit-, Zend-, Bengali- und persischen Sprache soll sehr reich gewesen seyn. Auch soll er wichtige Entdeckungen in Betreff der Bali-, so wie der Keil-Schrift zu Persepolis und Babylon gemacht haben.

In Amerika wurden die Untersuchungen Bra-siliens, welche die Naturforscher Spix, Martins, Pohl und St. Hilaire seit 1817 so glücklich begonnen hatten (s. vor. Jahrg. S. 50 — 59) in den Jahren 1822 und 1823 durch den thätigen Natterer mit dem besten Erfolge fortgesetzt. Er wandte sich im November 1822 nördlich, nach Goyaz, sah sich aber während der Regenzeit, wo die Ueberschwemmungen dieses Mal größer als gewöhnlich waren, genöthigt, an den Ufern des Yrisanga bis zum 20. März 1823 zu verweilen. Am 27. dess. M. kam er an den Ufern des Rio Parada, der 150 Schritte breit war, und am 19. April am Rio Parama, oder wie er

auch heisst, Rio Grande, an. Am 10. Juni traf er am Rio das Velhas ein, welcher zwischen Goyaz und Minas Geraës die Gränze macht. Von hier ging die Reise über den Rio Garnaira, den Verissimo, den Rio Columbar etc. nach Villa Boa, jetzt Cidade de Goyaz genannt, welche Stadt er am 2. August 1823 erreichte. Während dieser ganzen Reise machte er mehrere wichtige Entdeckungen in Bezug auf Naturgeschichte und vermehrte seine Sammlungen beträchtlich. In der ersten Hälfte des Septembers wollte er nach dem Rio Araguay aufbrechen und sich zu Registo auf 2½ Monate mit Lebensmitteln versehen, um die große Wüste von Matto Grosso, die nur von wilden und räuberischen Völkern bewohnt wird, durchreisen zu können. Die Regenzeit wollte er in Cujaba zubringen, und erst im März 1824 nach Villa Bella, dem Hauptorte von Matto-Grosso, gehen. Von hier beschloß er sich nach einem der beiden Flüsse Topaios oder Madeira zu wenden, und auf demselben nach dem Amazonen-Strome hinabzufahren, um sich hier, im Hafen von Para, mit seinen Sammlungen und seinem getreuen Begleiter, dem kaiserl.

XXVIII

Jäger Sochor, zur Rückreise nach Europa einzuschiffen.

Auch von einem Franzosen, Cochelet, welcher, mit Vorschriften von der Geographischen Gesellschaft zu Paris versehen, im Laufe des Jahres 1825 eine Reise nach Brasilien antreten sollte, sind wahrscheinlich wichtige Beiträge zur genauern Kenntniss dieses Landes zu erwarten.

Ein anderer Franzose, der durch seine Reise nach Afrika zur Entdeckung der Senegal- und Gambia-Quellen, im J. 1818, bekannte Mollien, ist im verflossenen Winter von einer Reise nach Columbien zurückgekommen: Er besuchte unter andern die Provinz Choco und ihre Goldwäschen, so wie die Insel Cascaial oder S. Buena-Ventura. Seine Beobachtungen, besonders die mineralogischen, sollen viel neue Aufschlüsse über diese ganze grosse Länderstrecke geben.

Von dem Engländer Bullock erschien auch ein merkwürdiges Werk über Mexico. Er hatte sich nach diesem Lande begeben, um eine Silbergrube bearbeiten zu lassen, und fand Gelegenheit, grosse Sammlungen von mexikanischen Alterthümern, Natur- und

Kunsterzeugnissen theils anzukaufen, theils selbst zu veranstalten. Auch war er daselbst in den Besitz einer Sammlung von Nachrichten gekommen, welche ein zu Mexico verstorber Schotte, Namens Mac Taggart, während eines 40jährigen Aufenthaltes in diesem Lande, niedergeschrieben hatte.

Während man im Herbste 1823 sehnlichst auf Nachrichten von Parry wartete, der seit 1821 zum zweiten Male eine nordwestliche Durchfahrt aus dem Atlantischen Meere in den Großen Ozean suchte, und den man entweder verloren oder bis zur Behringsstraße glücklich vorgedrungen glaubte, traf dieser unerschrockene Seefahrer selbst unvermuthet am 18. Oktober in London ein. Leider war der Hauptzweck seiner Reise, eine Durchfahrt aus der Hudsons-Bay nach dem Polar-Meere zu finden, nicht erreicht worden. Es war ihm nicht einmal gelungen, bis jenseits der Breiten vorzudringen, wo man einen Zusammenhang zwischen der Hudsons-Bay und dem Baffins-Meere muthmaßen darf; und selbst diese Meeresgegenden konnte er nicht zur Genüge durchforschen. Nur soviel ist mit Gewissheit dargethan worden, daß das Festland von Amerika hier,

XXX

unter $69^{\circ} 48'$ Breite und $82^{\circ} 50'$ westlicher Länge von Greenwich, in eine Landspitze ausläuft, und daß die daranstoßende Meerenge durch eine zehn (engl.) Meilen breite Masse von ewigem Eise verstopft ist. Dieß Letztere war wenigstens nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten Sommer der Fall, und alle Bemühungen, irgendwo durchzukommen, waren erfolglos. Außer den Versuchen, hier einen Durchgang zu erzwingen, erforschte man auch die übrigen Küstengegenden, und entdeckte an der Westseite einen aus dem innern Lande von Nordamerika kommenden Fluß, der, wie die Einwohner sagten, aus einem See kommen sollte. Ein anderer Fluß sollte, in entgegengesetzter Richtung, aus dem nämlichen See dem Polar-Meere zuströmen. Ueber diese Eingebornen, ein Eskimohstamm, der sich *Eniusse* nannte, hatte Parry, während der zweimaligen Ueberwinterung daselbst, hinlängliche Gelegenheit, mancherlei merkwürdige Beobachtungen anzustellen. Sie wichen im Ganzen von den übrigen dortigen Eskimohs wenig ab. Parry brachte zwei von ihren Hunden mit nach London, welche hier, obschon bereits im Herbst, beinahe vor Wärme umkamen. Die Sammlungen für Naturgeschichte waren

übrigens unbeträchtlich; eine Ausnahme machten einige Enten – Arten, von einer Lebhaftigkeit der Farben, wie sie nur bei den tropischen Vögeln gefunden wird.

Im Monat Mai dieses Jahres hat Capitän Parry eine dritte Entdeckungsreise und zwar nach dem Baffins – Meere angetreten. Sein Zweck ist dieses Mal, wieder durch die Barrows – Strafe, oder den Lancaster – Sund, wie 1819, in das Polar – Meer vorzudringen, und dann sich entweder nach der Umkehr – Spitze (Cap Turnagain), welche Franklin 1821 erreicht hatte, oder nach der Hudsons – Bay zu wenden, und hier von der entgegengesetzten Seite her die Strafe zu untersuchen, welche bei der letzten Reise seinen Forschungen ein Ziel setzte. Später hofft er dann längs den Nordküsten Amerikas bis zum Mackenzie – Flusse oder auch noch weiter zu gelangen. Parry hat dieses Mal von der brittischen Admiralität keine bestimmten Verhaltensregeln, sondern unbeschränkte Vollmacht erhalten, die Reise ganz nach seinem Gutbefinden einzurichten.

Gleichzeitig mit Parry hat die brittische Admiralität auch unter der Leitung des (aus dem vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches) ehrenvoll bekannten

XXXII

Capitän Franklin eine Reisegesellschaft abgeschickt, welche neuerdings zu Lande durch Nord-Amerika und zwar bis zur Mündung des Mackenzie-Flusses und von da bis zur Behrings-Straße vordringen soll. Vielleicht trifft sie mit Parry zusammen. Es sind dieses Mal durch besondere Transportschiffe und andere Vorkehrungen solche Anstalten getroffen worden, daß die Reisegesellschaft nicht wieder in so schreckliche Noth gerathen könne, wie im Herbste 1821.

Während so das nördliche Eismeer auf der westlichen Halbkugel ein Gegenstand immer sorgfältigerer Untersuchungen geworden ist, war der englische See-Capitän Sabine, ein geschickter Sternkundiger und Naturforscher, der Parry auf seiner ersten Reise 1819 und 1820 begleitet hat, im Sommer 1823 bemüht, auch von den östlichen Theilen dieses Meeres bis über Spitzbergen hin genauere Kenntnisse einzusammeln. Der Hauptzweck seiner Reise war eigentlich, magnetische und Pendel-Beobachtungen an verschiedenen Punkten anzustellen. Sein Schiff, der Griper, kam im Juni am Nordkap an, von wo es im Juli nach Spitzbergen weiter segelte. Sabine fand hier eine Menge sehr fetter Rennthiere, und untersuchte

auch die Gräber einiger Russen, welche vor 85 Jahren hier beerdigt worden waren. Man fand nach Wegnahme der Grabsteine die Körper in einem vollkommen unverwesten Zustande, und die Wangen so roth, wie bei Lebenden. Der Griper setzte, so lange Sabine in Spitzbergen blieb, unter den Befehlen des zweiten Hauptmanns, die Untersuchung des Eismeeres bis $75^{\circ} 20'$ östlicher Länge von Greenwich fort, und kam also weiter östlich als irgend einer der bisher bekannten Seefahrer; auch drang er gegen den Pol bis 81° Breite vor. An den Küsten von Grönland, welches ihm als dritter Beobachtungspunkt vorgeschrieben war, sollte er so weit als möglich nach Norden vorzudringen suchen; er kam aber nicht weiter als der jüngere Scoresby, 1822, nämlich bis 75° Breite. An den Küsten sah er Spuren von Bewohnern. Die Rückreise geschah über Island und Norwegen, wo Sabine in Drontheim seine letzten Beobachtungen anstellte. Im November traf er wieder in London ein.

Auch ein Capitän Titow war im Juli 1823 auf geographische Entdeckungen in die Umgebungen von Island ausgegangen, hatte sich aber wegen des vie-

XXXIV

len Treibeises weder nördlich von dieser Insel hinauf wagen, noch sie selbst umschiffen können und kam im Herbste wieder nach England zurück.

Der den Grönlandsfahrer Dunder befehlige Capitän Duncan soll im September 1823 unter $68^{\circ} 41'$ nördl. Breite und $24^{\circ} 30'$ westl. Länge (vermuthlich von Greenwich) einen bisher noch unbekannt gewesenen Theil des amerikanischen Festlandes (oder vielmehr Grönlands) und einige Inseln entdeckt haben. Er gab dem südlichsten Vorgebirge den Namen Cap Duncansby; ein anderes nannte er Cap Despair, und der ganze Küstenstrich des Festlandes, zwischen dem (von Scoresby d. j. bestimmten) Cap Barclay in Norden und Cap Duncansby in Süden, erhielt die Benennung Galesland. Die Richtung desselben ging von Nordnordost nach Südsüdwest. Von zwei Inseln wurde die eine Sayers-, die andere Robinsons-Insel genannt. Die Küste von Galesland war hoch und steil, so, daß man nirgends landen konnte. Die Nordseite der Berge, welche sich übrigens von Südost nach Südwesten zogen, war mit Schnee bedeckt, die Südseite grün. Mit Ausnahme einer sehr tiefen Einfahrt südlich von der

Robinsons - Insel war die Küste wenig ausgeschnitten. Es gab hier mehr Treibeis als stehendes, aber sehr viel Treibholz. Spuren von Bewohnern sah man keine. — Höchst wahrscheinlich sind diese angeblich neuen Entdeckungen Duncans, so wie auch die von Scoresby d. j., nur Bestätigung der Entdeckungen älterer Seefahrer, deren richtigere astronomische Bestimmung wir den bessern Werkzeugen unserer Tage zu verdanken haben.

Am 31. August 1823 kehrte auch der russische Flottencapitän Litke von einer schon drei Sommer hindurch vorgenommenen Untersuchung und Aufnahme Nowaja Semlja's nach Archangel zurück. Er hat auf der nämlichen Fahrt auch die Küsten der Rybatschjä - Halbinseln und des Worongischen Meerbusens, südlich und westlich bis zum Wilmischen Vorgebirge, die Inseln Wardhuus, Matoschkin Schar, Kussow Nos, Koltshujow, und alle nur einigermaßen merkwürdige Punkte jener fremden Gegenden gemessen, untersucht und beschrieben.

Von neuen Entdeckungen im Großen Weltmeere haben wir dieß Mal weniger zu berichten,

XXXVI

als im vorigen Jahrgange. Ueber Otto v. Kotzebue's neuste Reise (s. vor. Jahrg. S. XXI.) sind noch keine Nachrichten eingegangen; man darf aber erwarten, daß die geographische Ausbeute derselben sehr wichtig seyn wird. Am 9. August 1823 war er von Kronstadt abgereist und befand sich Ende September zu Portsmouth, wo er mehre von der russischen Regierung in London bestellte Instrumente in Empfang nahm. Das Schiff (die *Entrepriese*), auf dem v. Kotzebue die Reise macht, wurde eigens für diesen Zweck gebaut. Es ist eine Corvette von 24 Kanonen, deren Mannschaft aus 80 Soldaten und Matrosen und 13 Offizieren besteht; unter den Gelehrten der Reisegesellschaft befindet sich auch Dr. Eschholz wieder, der schon 1815 — 1818 v. Kotzebue's Gefährte auf seiner damaligen Weltumsegelung war. Die Bestimmung der Expedition ist, sich vor der Hand über Brasilien, um das Cap Horn, durch das Grofse Weltmeer nach Kamtschatka zu begeben, wo v. Kotzebue fernere Verhaltungsbefehle finden wird, die ihm unterdessen zu Lande; durch Sibirien, zugeschickt werden sollen.

Die Reise nach der südlichen Halbkugel, welche

der französische Schiffslieutenant Duperray (so schreiben die Annales des Voyages diesen Namen) am 11. August 1822 von Toulon aus, auf der Corvette Coquille angetreten hat, ging nicht, wie wir im vorigen Jahrgange S. XXVII. berichtet haben, über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach dem Indischen Archipel, Neuholland, u. s. w., sondern um das Cap Horn nach dem Großen Weltmeere. Im Anfang des März 1823 befand sich Duperray an den Küsten von Peru, und segelte von hier nach Otaheite, welche Insel er am 3. Mai erreichte. Unterwegs entdeckte er, am 22. April, in der Nähe der Niedrigen oder Gefährlichen Inseln einige neue (?) Inseln, welche er Clermont-Tonnerre, Augier, Freycinet und Lostange nannte. Otaheite fand man gegen sonst ganz verändert. Auch nicht eine der zahllosen Piroguen, welche die frühern Seefahrer Wallis, Bougainville, Cook, Vancourer u. A. bewillkomnten, kam unserer Coquille entgegen. Es war nämlich Sonntag und alle Einwohner befanden sich in der Kirche. Die Insel ist jetzt durch englische Missionäre zum Christenthum bekehrt. Auch

XXXVIII

die Frauen waren sittlicher geworden und kamen nicht mehr wie sonst an Bord des Schiffes. Der König selbst hat nicht mehr als Eine Frau. Der Gebrauch, die Kinder zu tödten und Menschen zu opfern hat ganz aufgehört. Fast alle Einwohner können lesen und schreiben; ihre Erbauungsbücher sind auf der Insel selbst gedruckt. Es sind bereits mehre hübsche Kirchen auf Otaheite, so wie auf Ulietea und Eimeo, vorhanden, die fleißig besucht werden. Otaheite hatte sich zwei Monate vor Duperrays Ankunft für unabhängig von England erklärt, und an Statt der bisherigen englischen Flagge auf der Venusspitze eine eigne, rothe, mit einem weissen Sterne in dem einen obern Winkel, aufgepflanzt.

Minder glücklich als hier sind die Bemühungen der englischen Missionäre auf Neu-Seeland gewesen. Der englische Capitän Cruise wurde im Jahr 1819 nach diesen Inseln geschickt, um eine Ladung von Bauholz einzunehmen, welches vorzüglich zu Hauptmasten der grossen Kriegsschiffe geeignet ist. Obschon er diesen vornehmsten Zweck seiner Reise nicht erreichen konnte, da sich in der Nähe der Landungsplätze keine passenden Stämme vorfanden: so

hatte er doch während seines zehnmonatlichen Aufenthaltes auf Neu-Seeland Gelegenheit genug, merkwürdige neue Beobachtungen über die Naturerzeugnisse dieser Inseln, so wie über den Charakter, die Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner einzusammeln. Sie befinden sich leider, trotz der seit 1814 daselbst befindlichen englischen Missions-Anstalt, noch immer nur auf den allerniedrigsten Stufen der Gesittung, wovon der Hauptbeweis der ist, daß Menschenfleisch noch jetzt, wie zu Cooks Zeiten, ihre Lieblingsspeise ausmacht.

Im Großen Weltmeere entdeckte der englische Seefahrer John Bell, als er im Sommer 1822 von Süd-Amerika aus nach Ostindien segelte, vier neue Inseln, eine unter $18^{\circ} 22'$ südlicher Breite und $136^{\circ} 45'$ westlicher Länge von Greenwich, oder $12^{\circ} 44'$ östlich von Otaheite; die zweite, welche er David-Clark's Insel nannte, unter $17^{\circ} 19'$ südlicher Breite und $138^{\circ} 30'$ westlicher Länge von Greenwich; sie schien an 20 (englische) Meilen Umfang zu haben und war bewohnt; doch waren die Einwohner, die noch nie Europäer gesehen hatten, äußerst furchtsam und mißtrauisch; die dritte,

XL

Reirson, unter $10^{\circ} 6'$ südlicher Breite und $160^{\circ} 55'$ westlicher Länge von Greenwich, gleichfalls bewohnt; und die vierte, Humphrey, unter $10^{\circ} 30'$ südlicher Breite und $161^{\circ} 2'$ westlicher Länge von Greenwich; sie schien auch bewohnt zu seyn.

(Die Fortsetzung im künftigen Jahrgange.)

I.

S t ö c k h o l m.

Die hier mitgetheilte neüste Schilderung der schönen und merkwürdigen Hauptstadt Schwedens ist mit den nöthigen Abkürzungen aus dem ersten Bande von Friedrich Wilhelm v. Schubert's (Prof. zu Greifswald) Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland. Leipzig 1823. 8. (Mit einem Kupfer und einer Karte, von Streit) entlehnt, wo sie das 13te Kapitel ausmacht. Der Verf. hat in die äußerst anziehende, belehrende, und die obigen Länder nach ihrem neusten Zustande darstellende Beschreibung dieser, in den Jahren 1817 und 1818 unternommenen, Reise auch die Ergebnisse zweier kleinerer Wanderungen im Herbste 1813 und 1820 verwebt, von welchen indess nur die Letztere auf dem Titel angegeben ist. Land und Menschen, Klima, Erzeugnisse, malerische Gegenden, Alterthümer, Trachten, Gebräuche, Volksfeste,

Sommers Taschenb. 1825.

A

Volkscharakter, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, ländliche Industrie, Handel und Schiffahrt, Fabriken und anderweitige Erwerbszweige, öffentliche Stiftungen und Anstalten, Staatsverfassung, Wissenschaft und Kunst, religiöses, sittliches und geselliges Leben waren, wie der Verf. in der Vorrede erklärt, die Hauptgegenstände seiner Bemerkungen, in welche zuweilen auch die Geschichte der Vergangenheit verwebt worden ist, insofern dadurch die Erzählung anziehender und lehrreicher zu werden schien. Er versichert übrigens, daß nichts Neues aufgenommen worden sei, welches er entweder nicht mit eignen Augen gesehen, oder aus amtlichen und andern höchst zuverlässigen Quellen erfahren habe. Der grössere Theil der Nachrichten über Norwegisch-, Finnisch-(oder Neu-Russisch-) und Alt-Russisch-Lappland ist aus neuern gedruckten Quellen entlehnt, die bisher dieseits des baltischen Meeres gänzlich unbekannt waren. Die von ihm befolgte Rechtschreibung ist, so viel möglich, die im Lande selbst übliche.

Stockholm *) hat unter allen grossen Städten des Nordens und des Südens, des Ostens und des Westens, die ich sah, die schönste Lage; selbst Dresden mit seiner

*) Der Verf. bemerkt, daß die erste Sylbe dieses Namens lang oder gedehnt ausgesprochen werde; dann sollte man dieß Wort aber auch im Deutschen Stockholm schreiben. D. H.

Elbbrücke und seinen schönen Elbufern muß Schwedens Hauptstadt weichen; Reisende, die alle Länder Europas sahen, versichern, daß nur Constantinopel ihr an schöner Natur gleich komme. Für Fremde erhält Stockholms reizende Lage dadurch ein sehr vermehrtes Interesse, daß es so gefällige und gastfreie Menschen zu Einwohnern hat. Auch an Kunstschatzen ist Stockholm nicht arm, wenn es sich gleich hierin mit Dresden nicht messen kann.

Stockholm liegt auf Inseln, theils in Mälar-See, theils da, wo dieser See ins Meer fällt, theils im Meere selbst, welches aber hier durch eine Menge vorliegender, größerer und kleinerer Inseln und Klippen ausgefüllt wird, so daß man erst nach einer Fahrt von 18 Seemeilen in die offene See gelangt. Zwischen den Zöllen (Tullar) oder Haupteingängen hat Stockholm 2, und wenn man den die Stadt in Osten begränzenden Thiergarten und die äußersten der 20 Höfe hinzurechnet, $2\frac{1}{2}$ schwedische Meilen *) im Umfange, die Länge beträgt von Norden nach Süden, oder von Roslagstull bis Skantstull, etwas über $\frac{1}{2}$ Meile. An Einwohnern zählte Stockholm im Jahre 1819 70646 (im Jahr 1772 72000 und im Jahr 1798 80000).

*) Eine schwedische Meile hat 2250 Ruthen, zu 16 Fuß, und 1 Fuß = $131\frac{5}{8}$ alte Pariser Linien. Mit Nieder-Oestreicher Maß verglichen hält die schwedische Meile 5634 Wiener Klafter; $10\frac{1}{5}$ schwedische Meilen gehen auf einen Grad des Aequators.

D. H.

Die eigentliche Stadt, der Mittelpunkt, aber auch der kleinste Theil, entstand zuerst; zu derselben legte, nachdem bereits früher Fischer dort ihre Hütten aufgeschlagen haben mochten, König Knut Erikson gegen Ende des 12ten Jahrhunderts, als Sigtuna 1188 durch seeräuberische Völker zerstört worden war, den Grund, um durch Befestigung des Einlaufs in den Mälar sich gegen ähnliche Ueberfälle zu sichern. Birger Jael, der an der Stelle seines unmündigen Sohnes Waldemar regierte, erweiterte die Anlage, ertheilte der neuen Stadt 1255 Privilegien, und erbaute 1262 auf derselbigen Höhe, wo jetzt das königliche Schloß steht, eine Feste. An diese reiheten sich immer mehre Gebäude an; die Lage im Mittelpunkte des Reichs und die reizenden Umgebungen gefielen; bald wurden auch die nahen Inseln bebaut und durch Pfahlwerk und Dämme vergrößert, so daß viele Häuser noch jetzt auf Pfählen ruhen. Diese Inseln, zum Theil größer als die Inseln der Stadt, bildeten allmählich die beiden großen Vorstädte von Stockholm, den Norrmalm und den Södermalm, und die übrigen Stadttheile. Auf solche Weise werden die verschiedenen Theile von Stockholm durch Buchten des Mälar und des Meeres geschieden, hängen aber mittelst hölzerner und steinerner Brücken zusammen. Man kann nun zu Lande und zu Wasser seine Gänge machen, und mitten in die Stadt laufen große Schiffe ein. Viele Häuser sind von Gärten begrenzt, die sich zum Theil bis an die Gewässer hinabziehen,

wie denn überhaupt in Stockholm viel Garten- und Blumenliebhaberei herrscht. Mehre Inseln enthalten ansehnliche Höhlen; graue Felsen ragen über die Häuser hervor, ja bilden, auf Södermalm, die Hinterwand der Häuser. In der Umgegend von Stockholm wechseln Felsen, bald kahl, bald vom lichten Grün der Eichen, Erlen und Birken beschattet, bald mit düstern Fichten bekleidet, üppige Wiesen, fruchtbare Ackerstücke, rauschende Bäche, freundliche Haine, der Mälar und dessen liebliche Eilande, Schlösser und einfache Landhäuser, mit einander ab, und groſse und breite, oft auf hartem Fels fortlaufende Landstraſsen ziehen sich durch die liebliche Landschaft hindurch. Eine solche Lage bereitet die mannichfaltigsten Land- und See-Ansichten, die man schon aus den Häusern der Stadt genieſst. Schade, daſs die meisten Märkte Stockholms (man zählt ihrer an 20) klein und unförmlich; und wenige Straſsen breit und regelmäſsig sind; letzteres eine natürliche Folge der allmählichen Entstehung der Stadt, innerhalb welcher man nirgends wüste Plätze oder Felder findet. Die eigentliche Stadt hat die engsten und krümmsten Straſsen; die breitesten und geradesten Straſsen, und zugleich die gröſten und schönsten Häuser hat der Norrmalm; die lange Drottninggata zählt selbst viele Paläste. Wiewohl man bei der Anlage und Erweiterung der Stadt, wo es der Boden erlaubte, manche jähe Hügel abgetragen hat, z. B. den Brunkelbergsbacke: so giebt es doch noch viele Straſsen, wo es stark bergan geht; ja

auf Ladugårdsland fand ich Gassen, die in keiner Jahreszeit befahren werden können, und die im Winter auch der Fußgänger nur mit Gefahr erklimmen oder hinabgleiten kann. — Die meisten Häuser sind von Stein. Fußpfade (Trottoirs) giebt es nicht.

Der Mälär und das Meer, die vorliegenden Inseln, die gegen die Heftigkeit der Winde einigermaßen Schutz gewähren, die frischen und reichen Quellen, die man in den meisten Theilen der Stadt trifft, machen die Lage von Stockholm sehr gesund. Dennoch ist die Sterblichkeit größer, wenn auch nicht viel größer, als in andern Hauptstädten *); welches, da in einigen Gemeinden dieses Resultat jährlich und ohne alles Verhältniß zu der Seelenzahl anderer Gemeinden, wiederkehrt, wahrscheinlich durch örtliche Ursachen veranlaßt wird, die ausschließlich in jenen Gemeinden zu suchen sind. Als eine Hauptursache jener Sterblichkeit hat man die stinkenden Ausdünstungen genannt, welche aus mehreren, durch hineingeworfenen Unrath sich immer mehr in Moräste verwandelnden Gewässern, namentlich der Packaretorgsbucht auf Norrmalm neben Ladugårdsland, dem Fatebur-See und der Carlbergsbucht (vik) aufsteigen und die Luft verpesten; daher die Austrocknung oder Ausbaggerung derselben noch auf dem Reichstage des Jahres 1815, insbeson-

*) Im Jahr 1818 war die Zahl der Gebornen 2344, der Gestorbenen 2880, worunter 11 Selbstmörder.

dere durch den Dr. Wallin, damals Pastor in Adolph Fredrik, einer jener Gemeinden, in denen die größte Sterblichkeit herrscht, zur Sprache gebracht wurde. — Die Ursachen, welche in großen Städten die Opfer des Todes mehren, finden freilich auch in Stockholm Statt. Die vielen Krankenhäuser, welche auch aus den Provinzen angefüllt werden, mehren gleichfalls die Zahl der Todten der Hauptstadt.

Die herrlichste Uebersicht über Stockholm, innerhalb der Stadt selbst, hat man im Anfange von Södermalm und auf Kungsholm (Königsholm); dort auf Mosesbacke, einer Felsenhöhe in dem einst von dem berühmten Arzt David Schulz von Schulzenheim angelegten, jetzt zu einem Wirthshause gehörigen Garten; hier auf der Mühle, hinter Kungsholms Kirche. Von Mosesbacke aus überblickt man den Norrmalm nebst Ladugårdsland und Blasieholm, Skeppsholm und Castelholm; von Södermalm selbst sieht man wenig. Auf jener Mühle ist das Panorama noch klarer und vollständiger; man überblickt Kungsholm, den ganzen Norrmalm mit Ladugårdsland und Blasieholm, Södermalm, die eigentliche Stadt mit Riddarholm (Ritterholm) und zwar diese viel besser als von Mosesbacke; am schönsten zeigt sich die Katharinenkirche auf Södermalm, die über alle andere Theile der Stadt majestätisch emporsteigt.

Eine herrliche Ansicht von Stockholm hat man auch im Thiergarten, vom Englischen Hause und von andern Punkten aus.

Man kann drei Haupttheile Stockholms unterscheiden: die eigentliche Stadt, die Süder- und die Nordervorstadt (Södermalm und Norrmalm). Mit der eigentlichen Stadt, die erst eine Landzunge des Mälars war, aber schon früh mittelst Durchgrabung zur Insel gemacht wurde, hangen durch Brücken die Inseln Riddarholm (Ritterinsel) und Helgeandsholm (Heiligegeistinsel) zusammen. Die Südervorstadt bildet ein großes Ganzes; doch mit Ausnahme der kleinen Inseln Långholmen und Räckningsholmen, am westlichen Ende von Södermalm. Norrmalm (Nordervorstadt) hängt nicht bloß durch eine prächtige steinerne Brücke mit der eigentlichen Stadt, sondern auch mit mehreren ganzen und halben Inseln zusammen, deren Mittelpunkt Norrmalm bildet; im Westen Kungsholm, wohin von Norrmalm aus eine lange hölzerne Brücke führt; im Osten Blasieholm und Ladugårdsland, jetzt nicht mehr Inseln; von Blasieholm kommt man über eine Brücke nach Kyrkholm; von da führt eine Brücke nach Skeppsholm (Schiffsholm), und von da abermals eine Brücke nach Castelholm. Einen für Fremde sehr nützlichen Plan von Stockholm hat 1795 Fr. Acrell herausgegeben. Mitten durch die eigentliche Stadt geht die Gränze der Provinzen Södermanland und Upland, so daß diese (die Gränze läuft in Westerlånggata) beiden Provinzen, Södermalm aber ganz der erstern, und Norrmalm ganz der letztern angehört. Doch ist die Ver-

waltung der gesammten Hauptstadt Einer Behörde, dem Oberstatthalter der Residenz, anvertraut, der jetzt auch Landshöfding über Stockholms-Län*) ist.

In der eigentlichen Stadt liegt das königliche Residenzschloß. Seiner ersten Entstehung nach uralt, ist es im Wechsel der Zeiten mannichfaltigen Veränderungen unterworfen gewesen. Anfangs hatte es Mauern und Thürme und blieb Festung bis ins sechzehnte Jahrhundert; mehrere Hundert Kanonen, an denen von jeher Schweden, des vielen Kupfers wegen, reich war, vertheidigten es; auch war es Munitions- und Waffen-Niederlage, wie alle königliche Schlösser im Reiche. Alles dieses ist verschwunden, und von dem alten Schlosse kein Stein mehr übrig. Der herrliche Bau, welchen unter Karl XI. der ältere Tessin auführte, ging schon 1697 durch eine Feuersbrunst unter. Der neue Bau schritt, in kriegerischen Zeiten, nur langsam fort; was noch Tessin der Vater begann, setzten Tessin der Sohn, und Baron Härlman fort, und so wurde das prächtige Gebäude, wozu auch die Stände eine Abgabe bewilligt hatten, im Jahr 1753 vollendet. Es bildet ein Viereck mit zwei Flügeln und einem geräumigen innern Hof, über wel-

*) Stockholms-Län besteht aus einem Theil von Södermannland und dem östlichen Theil von Upland, auch dem Küstenstrich dieser Provinz, Roslagen genannt; es enthält 67 Quadratmeilen und zählte im Jahre 1819 98624 Einwohner.

Anmerk. d. Verf.

chen ein Verbindungsweg nach Norrmalm führt. Es ist in einem grossen kräftigen Style gebaut und im Innern aufs prächtigste ausgeschmückt und eingerichtet, so daß es unter den Schlössern der Fürsten wenige seines Gleichen finden dürfte. Ausser den Wohnungen der königlichen Familie (nur die Prinzessin Sophie Albertine hat einen besondern Palast auf Norrmalm) enthält es die Schlofskapelle, den Reichssaal, die königliche Bibliothek, die Kunstsammlungen, Wohnungen für Hofbeamte, die Säle des Staatsraths, der Kanzleiverwaltung, die Hauptwache u. s. w.

Die Schlofskapelle bildet ein 125 Fufs langer und 42 Fufs breiter, durch zwei Stockwerke hindurch gehender Saal an der Südseite, mit Säulen und prächtig vergoldeter Kanzel, deren Fußgestell (Piedestal) die vier Evangelisten bilden. Den Altar schmückt eine schöne Tafel: Christus in Gethsemane, angefangen von Bouchardon, fortgesetzt von l'Archevesque, vollendet von Sergel. Die Altarschranken und die Wände der Kapelle sind mit Kronen übersät. Die Orgel ist klein. In der Schlofskapelle wird sonntäglich Gottesdienst gehalten; ferner werden hier die kirchlichen Handlungen der königlichen Familie verrichtet. Ein besonderer Feiertag in der Schlofskapelle ist der 20. Dezember, wo zum Gedächtnifs des grossen Gustav (II.) Adolph alljährlich seit der Stiftung der Schwedischen Akademie eine Altarrede gehalten wird. — Auch der feierliche Ritterschlag des Seraphinen-Ordens, welchem, ausser dem

allen schwedischen Reichsorden eigenthümlichen Gelübde der Vertheidigung und eignen ehrfürchtvollen Bewahrung der evangelischen Lehre, die Sorge für Wittwen und Waisen, Arme und Kranke obliegt; pflegt in der Kapelle vollzogen zu werden. — Auch in den königlichen Zimmern wird sonntäglich gepredigt.

Der Schlofskapelle gegenüber liegt der Reichssaal; von gleicher Gröfse und mit Chören versehen. Hier eröffnet der König mit einer Rede vom Throne den Reichstäg, so oft derselbe in Stockholm gehalten wird.

Im nördlichen Flügel ist die königliche Bibliothek. Bereits zu Gustav Adolphi's Zeiten war sie sehr ansehnlich; doch der König schenkte sie der von ihm erneuerten Universität Upsala. Bald war eine neue Bibliothek gegründet, aber der grofse Brand im Jahre 1697 liefs nur 6000 Bände übrig. Dieser Rest ward späterhin mannichfaltig vermehrt. Jetzt schätzt man die königliche Bibliothek auf 40000 Bände; der jährliche Fonds ist nicht bedeutend. Man findet hier die Ausgabe der Vulgata, die einst Luther gebrauchte und mit Randglossen und einer langen Nachschrift versah.

Die königliche Bibliothek besitzt zahlreiche alte und neue Handschriften, unter letztern die auf einer wissenschaftlichen Reise durch Schweden entstandenen berühmten Anzeichnungen Peringskölds über schwedische Geschichte und Statistik, von denen zwar nur die über Upland vollständig gedruckt, die übrigen Theile aber in andern Schriften auch

schon meist benützt sind; das lateinische Exercitienbuch Kaiser Ferdinands II., welches im dreissigjährigen Kriege in die Hände Gustav Adolphs fiel. Auch eine Sammlung alter Provinzialgesetze ist vorhanden. Die isländischen Handschriften werden auf Kosten der Krone herausgegeben. — Nescher's merkwürdige Sammlung von Bildnissen berühmter Schweden befand sich eben auf der Bibliothek, da der König die Sammlung kaufen wollte. — (Auch in den königlichen Schlössern ausserhalb Stockholm, als Rosersberg, Haga u. a. findet man Bibliotheken.)

Der königlichen Bibliothek gegenüber ist das königliche Museum. Zwei grosse Säle schmückt die zahlreiche und kostbare Gemäldesammlung; neben Tafeln alter berühmter Meister aus den verschiedenen Schulen findet man auch treffliche Blätter vaterländischer Künstler; manches ist aus Mangel an Raum verpackt. Die schönsten Stücke hängen in den Zimmern des Königs; herrliche norwegische Landschaften, von der Hand inländischer Künstler, findet man in den Zimmern des Prinzen Oscar. — Zum Museum gehört ferner die nach den Schulen geordnete Tessinsche Sammlung von Original-Handzeichnungen eines Raphael, Correggio und anderer berühmter Meister. Sie enthält mehr als 3000 Blätter und wird gegenwärtig mit königlicher Erlaubniss von Baron Friedrich Boye und von Wetterling nebst Beschreibung herausgegeben (Heft I. Stockholm, 1821. Heft II. ebend. 1822); auch eine Sammlung von

Kupferstichen, die aber nicht gezeigt werden. Im untern Geschoss enthält ein Saal die von Gustav III. während seines Aufenthalts in Italien im Jahr 1784 angekaufte Piranesische Sammlung griechischer und römischer Bildsäulen, nebst Büsten, Geräthen aller Art, Inschriften etc. Unter diesen Alterthümern sind auch die neun Musen, die in solcher Vollständigkeit nur noch in Rom gefunden werden sollen. Zur Sammlung ist manches Spätere hinzugekommen, z.B. Sergels meisterhafte Gruppe: Amor und Psyche, Sergels Faun; welche Einfachheit und Tiefe, und zugleich welche Hoheit und Kraft in diesen herrlichen Werken des ersten Bildhauers seiner Zeit! (Er starb 1814.) Ein Nebenzimmer ist mit Porzellan angefüllt, das von Raphael gemalt seyn soll. Ein anderes Zimmer enthält nicht ausgeführte Modelle Sergels in Thon und Gyps. Noch ein Paar Seitenzimmer enthalten Antiken und Gemälde. Der beengte Raum scheint überall der Aufstellung sehr geschadet zu haben. Im Saal hängt auch ein liebliches kleines Mosaik-Gemälde, die Verkündigung Mariens vorstellend.

Das Münzkabinet und die Sammlung von Alterthümern, meist nordischen, sind nebst einer Kunstbibliothek der königlichen Akademie der Wissenschaften der Geschichte und der Alterthümer, von welcher unten geredet werden soll, übergeben worden, aber im Schlosse als Theile des Museums aufgestellt. Der gefällige Kanzleirath Hallenberg, Reichshistoriograph, führt als Sekretär der

Akademie die Aufsicht. Die Münzsammlung ist bedeutend (über 20000) und sehr lehrreich nach der Zeitfolge geordnet, in derselben auch kufische Münzen (welche Hallenberg beschrieben hat); ein grosser Theil der Münzen ist, eben so wie in dem Münzkabinet auf der Bank, schwedisch; das berühmte Kabinet von Drottningholm, welches Tessin der Sohn anlegte, Luise Ulrika besafs, und zuletzt die Krone kaufte, ist mit jener Sammlung vereinigt; ein anderer Theil derselben gehörte einst dem Antiquitäts-Archiv an. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts gründete nämlich der Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie ein Antiquitäts-Collegium, zuerst in Upsala, dann in Stockholm; 1692 ward es in ein Antiquitäts-Archiv verwandelt. Erhaltung und Bekanntmachung schwedischer Alterthümer war der Zweck, und manche nützliche Arbeit ist auf diese Weise zum Druck befördert worden. Bald gingen die isländischen Schriften, die alten Urkunden und die gedruckten Bücher an die königliche Bibliothek über. Späterhin ward auch das Uebrige vertheilt, so dafs die Schätze des Antiquitäts-Archivs seit 1786 in der königlichen Bibliothek, im Museum, in den Sammlungen der Akademie der schönen Wissenschaften und im Reichs-Archiv, welches unter Gustav I. (Wasa) durch Urkunden aus den seit 1527 aufgehobenen Klöstern gegründet, jetzt alte und neue Documente, Abschriften aller königlicher Briefe, Kabinetprotokolle, diplomatische Correspondenzen, etc. etc. enthält, zu suchen sind. —

In der erwähnten Sammlung von Alterthümern auf dem Schlosse trifft man eine Menge Lappischer Antiquitäten, z. B. Zaubertrommeln (diese sind jetzt bei den Lappen veraltet) und noch übliche Geräthe dieses Volkes, eine Menge Runenkalender auf Stäben und Täfelchen, und viel anderes Seltenes und nicht Seltenes, mehr und minder wichtiges Vaterländisches; auch ägyptische Götzenbilder u. dgl. m.

Die östliche Seite des Schlosses, wo die Antiken aufgestellt sind, begränzt der Logård, eine freundliche kleine Gartenterrasse, mit Ruhesitzen, Gängen, Gebüsch und Blumenbeeten.

Auf dem Schlofshügel (Slottsbacke), wo dem Schlosse gegenüber das schöne Oberstatthalter-Haus liegt, steht der Obelisk, welchen Gustav III. der treuen Stockholmer Bürgerschaft, die während des finnischen Krieges in der Hauptstadt die Wachen versah, zum dankbaren Gedächtniß errichten liefs, der aber erst nach des Königs Tode vollendet wurde.

Unten am Schlofshügel erblickt man die von Sergel modellirte Bildsäule Gustavs III., deren Aufstellung nach dem russischen Kriege, noch bei Lebzeiten des Königs, die Stockholmer Bürgerschaft beschlofs, die aber erst nach seinem Tode vollendet wurde; gerade an der Stelle, wo Gustav nach geschlossenem Frieden mit der Scheerenflotte landete. Das Fußgestell ist von Porphyr. Der König ist stehend abgebildet, im königlichen Mantel, mit der linken

Hand sich auf das Steuerruder einer Galeere stützend, in der Rechten einen Oelzweig haltend. Die Inschrift lautet:

Ät Konung Gustaf III.

Lagstiftare

S e g e r v i n n a r e

Fredens Äterställare

af

S t o c k h o l m s B o r g e r s k a p

MDCCXC.

(König Gustav III., dem Gesetzgeber, dem Sieger, dem Wiederhersteller des Friedens, von Stockholms Bürgerschaft.)

Hier ist der eigentliche Hafen der Stadt, in welchen die größten Schiffe einlaufen, und wo sie völlig sicher liegen; eine fast 1000 Ellen lange Schiffsbrücke läuft, dem Norrmalm gegenüber, vom Schloß bis zur Schleuse, hinter welcher Södermalm beginnt. An der Schiffsbrücke haben viele Groshändler ihre Wohnhäuser, aus deren obern Stockwerken man weiter und schöner Aussichten genießt. Dort liegt auch das Packhaus für die vom Ausland kommenden Waaren. Links führt eine in den Jahren 1787 bis 1797 erbaute steinerne Brücke zum Gustavs - Adolfs - Markt auf Norrmalm.

Zur Untersuchung von Vergehungen, die im königlichen Schlosse Statt finden, wurde im Jahr 1795 ein besonderes

Schloßsgericht niedergesetzt. Ein anderes, schon im 17. Jahrhundert angeordnetes Schloßsgericht für die Stadt Stockholm, unter Vorsitz des Oberstatthalters, entscheidet über Gesetzwidrigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die in der Nähe des Schlosses oder gegen königliche und Polizeiwachen begangen werden.

Der älteste Markt Stockholms ist Stortorget (der Grosse Markt), ein schönes Viereck, etwa 100 Ellen lang und 60 Ellen breit, von welchem 8 Strassen und Gässchen auslaufen. Hier ist der Brunnen, dessen klares, stärkendes Quellwasser weit und breit nicht seines Gleichen haben soll, ja, wie Elers in seiner Beschreibung von Stockholm sagt, in keiner Stadt Europas besser gefunden wird. Am Markte liegt die Grosse oder Nikolai-Kirche und die Börse.

Die Grosse Kirche (Storkyrka) oder Hauptkirche ist die älteste Kirche der Stadt. Bald nach Gründung des Schlosses, oder zu gleicher Zeit mit dem Schlosse, wurde sie von Birger Jarl angelegt, und erhielt 2 Kapellen und viele Altäre. Gustav I. verkleinerte sie an der östlichen Seite, indem er einen Theil derselben zur Erweiterung des Schloßweges niederreißen liess, so daß das Fundament des Hochchors jetzt unter der Strasse liegt, gab ihr aber an Breite wieder, was er ihr an Länge nahm. Der Pastor an dieser Kirche ist Hauptpastor der Stadt (Pastor primarius), führt als solcher, wenn der Erzbischof nicht anwesend ist, den Vorsitz im Stadt-Consistorium, und wird gleich den Bi-

schöfen vom König zu den Reichstagen berufen. So oft in Stockholm Reichstag gehalten wird, findet der feierliche Gottesdienst zu Anfang und am Schluss desselben in dieser Kirche Statt; auch hat hier der geistliche Stand sein Sitzungszimmer; ferner hält hier das Stadt - Consistorium seine Sitzungen. Die Kirche hat, wie die meisten Kirchen Stockholms, prächtige königliche Stühle, eine Orgel von 66 Registern, die größte in Schweden, einen in Augsburg gefertigten Altar, auf welchem Christi Geburt, Leiden und Auferstehung in Gold, Silber und Elfenbein dargestellt sind, eine prächtig vergoldete Kanzel, einen grossen silbernen Armleuchter, 78 Pfund schwer, und viele andere Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit, z. B. König Olof des Heiligen Schild und Sporn, den heiligen Georg zu Pferde, mit dem Drachen streitend, u. dgl. m. Das Merkwürdigste sind die beiden Gemälde des berühmten Malers Ehrenstrahl, der hier auch begraben liegt: das jüngste Gericht und Christi Kreuzigung, ersteres 18 Ellen hoch, und $12\frac{1}{2}$ E. breit, letzteres $12\frac{1}{2}$ E. hoch und 5 E. breit. Sie hangen zu beiden Seiten des Altars; voll Wahrheit und Kraft der Darstellung lassen sie in der Seele des Beschauenden einen grossen Eindruck zurück. (Ehrenstrahl, von welchem sich in den königlichen Schlössern eine Menge trefflicher Gemälde der verschiedensten Gattungen befinden, lebte im 17. Jahrhundert. Er war ein geborner Hamburger, Namens David Klöcker, kam aber frühe nach Schweden, wo er sich,

nachdem er dem Friedenscongreß von Münster und Osnabrück beigewohnt, zum Maler bildete und später auch nach Italien reis'te, um sich in der Kunst zu vervollkommen. Er ward Hofmaler, unter dem Namen Klöcker v. Ehrenstrahl in den Adelstand erhoben, und Hof-Intendant; sein adeliges Geschlecht erlosch mit seinem Tode 1698. Ueber seinem Grabe ist auf königliche Kosten ein Denkmahl errichtet worden.)

Die Krönung, welche jetzt gewöhnlich in Stockholm vollzogen wird, geschieht in der Storkyrka. In frühern Zeiten hatte sie immer im Dom von Upsala Statt gefunden, noch 1719 zu Ulrika Eleonorens Zeiten, die dafür hielt, daß sie nur dann glücklich seyn könne.

Am Stortorg liegt ferner an der Stelle, wo bis 1767 das alte Rathhaus stand, aus welchem der grausame Christiern dem von ihm 1520 auf diesem Platze angerichteten Blutbade zuschaute, die Börse, deren Bau 1776 vollendet wurde. Es ist ein prächtiges Gebäude mit grossen Sälen im untern und obern Stock. Im grossen untern Versammlungssaal steht die Büste des verdienten Oberstatthalters, Reichsraths Baron Karl Sparre, der den Bau leitete, in weissem Marmor, von Sergel; weiterhin die bronzene Büste des Commerzienraths Jonas Alströmer, des Vaters der schwedischen Fabriken und Manufacturen, von dankbaren Reichsständen errichtet. Im zweiten Stock ist der grosse Feiersaal, wo Bälle, Concerte etc. gegeben wer-

den, der Versammlungssaal des Bürgerstandes während der Reichstage, der 50 Aeltesten der Stockholmer Bürgerschaft, u. s. w.

In der eigentlichen Stadt liegen ferner die finnische und die deutsche Kirche. Die letztere, welche viel gröfser als die erstere ist, wird von einem gepflasterten, mit Bäumen besetzten Kirchhofe umgeben. Sie ist die einzige Kirche der Stadt, deren Kirchhof nicht zum Begräbnisplatze dient; dagegen hat sie unterirdische Gewölbe, welche mehrere Tausend Fuß tief (?) unter den Strassen fortstreichen, und wo die Todten in vielen Lagen übereinander versenkt sind. Diese Kirche ist jetzt für die seit einem Jahrhunderte immer mehr abnehmende Gemeinde, zu welcher auch geborne Schweden gehören, zu grofs. Sie hat eine gute Orgel und eine schön gearbeitete Kanzel von Ebenholz, ist aber nicht hell genug. Im Thurme hängt ein aus 28 Glocken bestehendes Glockenspiel, das einzige in Schweden. In der Nähe der Kirche liegt auch das grofse Schulhaus der Gemeinde. Die Schule zählt 4 Klassen mit 4 Lehrern und etwa 80 Schülern, welche, obwohl grosentheils Kinder schwedischer Aeltern, in deutscher Sprache unterrichtet werden. Unter Karl XII. war sie die einzige Schule Stockholms, welche Schüler zur Universität sandte. Gustav (II.) Adolph privilegirte sie 1612, so dafs keine andere deutsche Schule in Stockholm angelegt werden darf.

Am teut'schen Brunnen liegt die Synagoge der Juden. Der Juden-Kirchhof ist auf Kungsholm. Ihre Zahl in Stockholm ist nicht groß.

Den kleinen Eisenmarkt (jærntorget) schmücken die großen und stattlichen Gebäude der Reichsbank. Die Reichsbank wurde zur Hemmung des Wuchers und zur Beförderung des Verkehrs im Jahr 1668 errichtet, und ist bestimmt, gegen geringere Zinsen Geld anzunehmen und gegen etwas höhere Zinsen und Unterpfand an liegenden Gründen, metallnen Waaren etc. Geld zu verleihen. Das Geld wird in Bankzetteln ausgegeben, die in der Bank späterhin realisirt werden können. Zu Ende des Jahrs 1814 war der Gesamtbetrag der umlaufenden Zettel der Bank zu 20 Millionen 987500 Reichsthaler *) angegeben; die Forderungen der Bank waren beträchtlicher als diese Schuld. Die Reichsstände lassen die Bank durch Bevollmächtigte verwalten und alle drei Jahre revidiren; die untergeordnete Geschäftsführung geschieht durch Commissäre. Die Bürgschaft für die Bank haben gleichfalls die Stände übernommen. Der Gewinn soll zum Besten des Reichs verwandt werden. Auch die Krone kann in Zeiten der Gefahr aus der Bank Anlehen beziehen.

*) Ein schwedischer Reichsthaler, Species, ist gleich 2 fl. 12 kr. Conv. Münze.

Neben der Reichsbank besteht ein Reichsschulden-Comtoir (auf Riddarholm), welches auf gleiche Weise verwaltet und revidirt wird. Es entstand während des Krieges mit Rußland 1789. Zu Ende des Jahres 1814 betrug die Summe der vom Comtoir ausgegebenen, im Umlaufe befindlichen Ricksgäldssedlar (Reichsschuldenzettel) auf 5 Millionen 758000 Reichsthaler. Das Comtoir bezieht, außer einer Summe zu 2 Procent aus der Reichsbank, jährlich gewisse ihm überwiesene Staatseinkünfte. Nur die Stände dürfen über die Mittel des Comtoirs verfügen. Privatleute können Anlehen erhalten. — Seit 1791 wird durch das Reichsschulden-Comtoir auch das Generalassistance-Comtoir, oder das Lombard, verwaltet; es ward 1772 durch Actien, an welchen auch die Krone Theil nahm, gegründet. — Fabrikanten und Manufacturisten können nach Verhältniß des Werths ihrer Fabrikation, aus dem mittelst öffentlicher Gelder 1756 errichteten Manufactur-Discont, gegen Zinsen, die sogleich abgezogen werden, Anlehen erhalten; aus dem Woll-Discont leihen Fabrikanten, welche einheimische feine Wolle kaufen, bis $\frac{3}{4}$ des vom Hallgericht geschätzten Werthes der Wolle, an. — Die in den Jahren 1803, 1804 und 1810 entstandenen Privat-Disconte von Göthaborg, Malmö und des Götha-Kanals, hörten im Jahr 1818 auf. Die Reichsbank übernahm die Schulden und Forderungen derselben.

Unweit des Schlosses, am Münzmarkt (mynttorg), liegt die königliche Münze, welche von der Krone verwaltet wird. In dem geräumigen Gebäude halten die geistliche Expedition und das Berg-Collegium ihre Sitzungen. Letzteres, welches 1631 unter dem Namen General-Bergamt begründet wurde und 1649 seinen heutigen Namen erhielt, ist dem Berg- und Hüttenwesen des Reichs vorgesetzt. Auch wird an dasselbe von den für die einzelnen Bergwerksbezirke (Bergslag) verordneten Berggerichten (Bergsting) appellirt. Es besitzt eine Mineraliensammlung, ein chemisches Laboratorium, eine Probierrammer. Auf der Modellkammer des Collegiums findet man die Modelle der vom Philosophen Polhem eingeführten Maschinen mannichfaltiger Art. Das Collegium hat auch Stipendien auszutheilen. Für Aemsigkeit, lange treue Dienste etc. giebt es Ehrendenkmünzen, die den Belohnten in den Kirchen ihrer Gemeinden überreicht zu werden pflegen.

Der ein großes gleichseitiges Viereck bildende Ritterhausmarkt (Ridderhustorg) hat seinen Namen von dem daran gelegnen prächtigen Ritterhause. Im Ritterhause hält die Ritterschaft während der Reichstage ihre Versammlungen, auch haben daselbst die ritterschaftlichen Standesbehörden ihren Sitz. In Saale des Ritterhauses hangen die Wappen der aufgenommenen Geschlechter. Erlischt ein Geschlecht, so wird das Wappen desselben, unter angemessener Feierlichkeit zerbrochen. Das Ritterhaus besitzt ansehnliches

Vermögen; auch sind Stipendien vermacht worden, die von der ritterschaftlichen Behörde vertheilt werden.

Auf dem Ritterhausmarkt erhebt sich das Standbild **G u s t a v W a s a's**, auf einem Fußgestell von grünem schwedischen Marmor, von der Ritterschaft im Jahre 1773 errichtet. Das Bild, aus eroberten Kanonen, 11 Fuß hoch, stellt den Helden in königlicher Tracht, das Gesicht vom Ritterhause aus gegen das Schloß gewendet, dar, um anzuzeigen, daß er aus ritterlichem Geschlecht auf den Thron erhoben wurde. Innerhalb eines Kranzes lies't man folgende, in Metall gegossene Inschrift:

GUSTAVO ERICI
Patriae Libertatis Religionis
Vindici
Nobili Civi Opt. Regi
Post Bina Saccula
Pos. Ordo Equestris
MDCCLXXIII.

(**G u s t a v E r i k s s o n**, dem Rächer des Vaterlandes, der Freiheit, der Religion — dem edlen Bürger; dem besten Könige, nach zwei Jahrhunderten, die Ritterschaft etc.)

Am Ritterhausmarkt liegt ferner das neue **R a t h h a u s**, welches die Schlüssel der Stadt und mehrere Alterthümer bewahrt; ursprünglich war es ein Privathaus und ward für seine gegenwärtige Bestimmung erweitert.

Die **Ritterinsel** (**Riddarholmen**) ist von mäßigem Umfange, aber mit grossen und prächtigen Gebäuden geschmückt; sie hängt zur Seite des Ritterhausmarktes durch eine steinerne Brücke mit der eigentlichen Stadt zusammen. Wie der Name entstanden ist, weifs man nicht; ehemals hiefs sie **Franziskaner-Insel** (**Grämunkholm**), nach dem Franziskanerkloster, welches, nebst Kirche, **Magnus Ladulås** 1286 auf der Insel anlegte. Das Kloster, nach der Reformation eine Zeitlang Kranken- und Armenhaus, ist verschwunden; die Kirche steht noch, freilich in spätern Zeiten umgebaut; nächst der **Storkyrka**, die älteste Kirche der Hauptstadt. **Magnus Ladulås**, mehre andere alte Könige und Herzoge, und sämtliche Könige seit und mit **Karl IX.**, nebst Gemahlinnen und Kindern, liegen hier begraben; auch berühmte Feldherren und hohe Staatsbeamte. Ferner werden hier die **Seraphinen-Ritter**, doch ohne dafs die Familie davon Kosten hat, auf's feierlichste beerdigt. Ueber dem Grabe der Ritter wird ihr Wappen und ihr Ritterwahlspruch aufbewahrt. Vor kurzem ist die Kirche erneuert, und sind über den Grabmählern der Helden an 5000 Standarten, Fahnen und Flaggen, die früher im Pavillon des Königsgartens auf **Norrmalm** ihren Platz hatten, geschmackvoll geordnet worden. Gottesdienst wird jetzt in der Kirche nur bei bestimmten Veranlassungen gehalten.

An der Stelle, oder in der Nähe der Stelle, wo einst die Klostergeistlichen wohnten, hat die bisherige **Kathedral-**

Schule, welche im Jahre 1821 in ein Gymnasium umgewandelt wurde, ihr Locale.

Auf Riddarholm steht das alte Schloß (gamla Slottet), nach dem Brande von 1697 bis zur Vollendung des neuen Schlosses königliche Residenz, jetzt Sitz des schwedischen Hofraths (Svea Hofrätt) und anderer Stellen und Vereine.

Links vom Schlosse liegt die kleine Heiligengeist-Insel (Helgeandsholm), über welche zum Theil die große Norderbrücke führt. Hier ist der königliche Stall. Auf dieser Insel hatte im Jahr 1282 der erste Reichstag in Stockholm Statt, auf welchem der Grund zum Kronbesitz gelegt wurde, indem man Bergwerke, Seen, Ströme, Wälder und Gemeinheiten, die bis dahin Jedermann gehört hatten, von nun an für Eigenthum der Krone erklärte.

Die größte der die Hauptstadt bildenden Inseln ist die bergige Söder-Vorstadt (Södermalm). Außer breiten, geraden Straßen und großen Häusern, findet man hier die meisten Gässchen und die kleinsten Hütten, zum Theil mit Stroh oder Rasen gedeckt, aber auch viele Gärten. Eine Brücke verbindet, bei Skoppsbron, den Södermalm mit der eigentlichen Stadt; wegen des heftigen Laufs des durch Einbauten sehr eingengten Mälar ist hier seit Jahrhunderten eine Schleuse angelegt, die in ihrer jetzigen Gestalt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den beiden Polhem, Vater und Sohn, herrührt. Zu den übrigen Merkwürdig-

keiten des Södermalm gehören der Adolph-Friedrichs-Markt, die Marie-Magdalenen-Kirche, die Katharinen-Kirche, die von Engeströmsche Bibliothek, das Stadthaus, Danviken, das Corrections- und Spinnhaus, der Schuldthurm, das Arbeitshaus u. a. m.

Der Adolph-Friedrichs-Markt, an der langen Hornstrasse, ist ein grösser und sehr regelmässig angelegter Markt, der schönste in Stockholm.

Die Bibliothek des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Lars von Engeström, zu welcher dem Publikum der freiste Zutritt gestattet ist, gehört unter die grössten literarischen Merkwürdigkeiten Stockholms. Sie ist nicht nur zahlreich, sondern auch wohl ausgestattet mit seltenen und kostbaren Werken aus allen Fächern der in- und ausländischen Literatur, doch vorzugsweise der Geschichte, Statistik und Staatswissenschaft, so wie mit ältern und neuern wichtigen Handschriften. Mit dieser Bibliothek ist noch verbunden: eine Münzsammlung, die aber leider durch Diebstahl eines Aufwärters viele schöne Stücke verloren hat; eine Sammlung von Kupferstichen italiänischer, französischer, niederländischer, deutscher, schwedischer, englischer und polnischer Meister, auch von seltenen Landkarten *),

*) Die grösste Landkarten-Sammlung in Schweden ist wohl die des königl. Sekretärs S. N. Caström in Stockholm.

Ann. d. Verf.

Rissen, Plänen etc., alle mit Genauigkeit geordnet und zum Theil historische Suiten, die für gewisse Zeitpunkte der allgemeinen und speciellen Geschichte von Wichtigkeit sind. — Unter den von Engeström'schen Sammlungen befindet sich auch eine Marmorplatte, die aus den meisten schwedischen Marmorarten zusammengesetzt ist; diese fassen ein Stück des Steines von der Stelle bei Friedrichshall in Norwegen ein, wo Karl XII. fiel. Das Kreuz, welches an jener Stelle stand, war durch die es besuchenden Schweden so verkleinert worden, daß jetzt ein Stein hat gesetzt werden müssen, von dem aber auch schon manches Stück abgeschlagen ist.

In dem großen und prächtigen Stadthause haben auch die Katholiken und Griechen ihren Gottesdienst.

Danviken, gleich ausserhalb des Süderzolls (Södertull), in einer schönen Gegend auf einer Landenge zwischen dem Hammarby-See und einer Meeresbucht gelegen, die jenseits die Ufer des Thiergartens bespült, ist gegenwärtig Armen- und Irrenhaus zugleich. Die Armen sind alte Leute, die sich entweder eingekauft haben und sich selbst unterhalten, oder nach einer kleinen Eintrittsgabe von dem Institut unterhalten werden; jene haben eigne Zimmer, diese wohnen gemeinschaftlich in 4 großen Sälen. Aus den Sälen führen Fenster in die steinerne Hospitalkirche, so daß auch die Kranken und Schwachen mittelst Oeffnung der Fenster

am Gottesdienst, welcher vom Hospitalprediger sonntäglich gehalten wird, Theil nehmen können. Merkwürdig ist es, daß sich unter dieser Kirche, wie unter dem Militärhospital, der Hammarby-See mit dem Meere vereinigt. — In einer kleinen Entfernung vom Hospital liegt auf einem Hügel das Irrenhaus (Darhus); es wurde im Jahr 1785 angekauft; die Bezahlenden haben eigne Zimmer. Die Irren werden auf eine angemessene Weise beschäftigt. Am Sonntage wird in einem besondern Saale eine Predigt vorgelesen; auch werden Morgen- und Abendgebete gehalten. Am Tage findet man die Irren beisammen in einem Saale. Ketten braucht man auch bei den schwerern Arten von Wahnsinnigen nicht, wohl aber die englische Jacke mit langen Aermeln, worin ihnen die Arme an den Leib fest gebunden werden. Eine Badeanstalt ist vorhanden; auch eine Schaukel ist für die Irren angelegt worden. Die Oefen sind mit Gitterwerk umgeben. Im November 1817 betrug die Zahl der Irren 56. Den bloß Schwachsinnigen wird einiger Unterricht ertheilt.

Seit 1816 besteht in der vorigen Amtswohnung des Pastors eine Stiftung für die Wittwen und bejahrten Töchter armer Civilbeamten. — Zur Aufnahme von 50 Invaliden der Stockholmer Garnison ward am 18. Jan. 1818 ein neues steinernes Gebäude, unter dem Namen des königl. Karolinischen Hospitals, auf Danviken eingeweiht. — Das Danviks-Hospital besitzt großes Vermögen, das meist in liegenden Gründen besteht.

Am westlichen Ende von Södermalm, auf der mit demselben durch eine Brücke verbundenen Insel Langholmen, unweit Hornstull, findet man, von einander abgesondert, das Corrections- und das Spinn- oder Zwangs-Arbeitshaus. Das Correctionshaus, vor einigen Jahren gestiftet und ausschließlich für die Hauptstadt bestimmt, enthält Landstreicher beiderlei Geschlechts, insbesondere liederliche Weibspersonen, die man durch Arbeit, strenge Aufsicht und religiöse Zusprache zu bessern sucht, daher ihnen auch sonntäglich in einer eigenen Kirche gepredigt wird. Das Spinnhaus, 1724 errichtet, und gleichfalls nicht bloß für Stockholm bestimmt, enthält gerichtlich verurtheilte Sträflinge. Die Arbeitssäle sind reinlich und wohl gelüftet; auch sind besondere Werkstätten für Tischler, Schmiede, Schuster, Schneider etc. angelegt.

Neben Langholm liegt die in einen Lustpark verwandelte Felseninsel Räckningsholm mit mehreren hübschen Landhäusern.

Auf Södermalm besteht ferner ein freiwilliges Arbeitshaus, welches gegen Pfand auch Materialien zur Verarbeitung ausgiebt. Es ist die erste Anstalt dieser Art, welche zu Stockholm errichtet worden ist; sie verschafft jährlich 8 bis 900 Personen in und außer dem Hause Arbeit. —

Der Schuldthurm (gäldstuga) liegt an der langen Hornstrasse. Die Gefangenen erhalten, gleich den Kron-

gefangenen, (seit 1810) 2 Bankschillinge *) und $1\frac{1}{3}$ Pfund Weichbrod täglich von den Gläubigern, die sie einsetzen lassen, falls sie sich nicht selbst ernähren können.

Auf Södermalm liegt auch die große Eisenwage, wo alles zur Ausfuhr über Stockholm bestimmte Eisen gewogen und bis zur Verschiffung in Verwahrung gegeben (deponirt) wird.

Nahe bei Hornstull liegt die dem Grofshändler Wilke gehörige Eisengiesserei Bergsund, deren Fabrikate im Jahre 1817 an Werth 26000 Bancothaler betrugen.

Den schönsten Theil der Stadt begreift die Norder-Vorstadt oder der Norrmalm, wo auch die meisten fremden Gesandten wohnen. Zum Norrmalm führt, dem Schlosse gegenüber, die große schöne Norderbrücke. Man kommt zuerst auf den Gustav-Adolphs-Markt, den schönsten, aber nicht den größten Markt der Norder-Vorstadt. Aufwärts geht es weiter in das Innere des Malm, rechts gelangt man nach Blasieholm, Ladugårdsland, den Thiergarten, links nach Kungsholm. Auf der Mitte jenes Marktes erhebt sich das Bild des großen Gustav Adolph zu Pferde aus Bronze; das Fußgestell von vaterländischem Marmor schmücken die von Sergel modellirten Medaillons eines Torstenson, Wrangel, Baner und

*) Ein schwedischer Schilling ist $2\frac{3}{4}$ Kreuzer Conv. Münze.

Königsmark; vor der Bildsäule, die 1796 errichtet ward, erblickt man das Bild von Axel Oxenstjerna.

Links am Markte liegt der Palast der Prinzessin Sophie Albertine, einst Eigenthum Torstensons, doch seitdem sehr vergrößert; rechts das durch Gustav III. errichtete Opernhaus. Das Letztere ist 210 Fufs lang, 150 Fufs breit und 57 Fufs hoch. Die Bühne, auf welcher indess nicht blofs Opern gegeben werden, ist 56 Fufs lang und 48 Fufs breit und bequem und zweckmäfsig angelegt. Das Haus enthält mehre schöne Säle und königliche Zimmer, und wird auch bei Concerten und andern Lustbarkeiten, seit kurzem auch wieder zu Maskeraden, die seit dem Tode Gustavs III. in Schweden verboten waren, benützt. Während der Reichstage giebt im Opernhause, wo auch ein Speisewirth wohnt, der Landmarschall Tafel. — Ein wenig abwärts vom Markt, am Königsgarten (Kungsträdgården), einer 450 Ellen langen und 280 E. breiten, von Baumgängen durchschnittenen, öffentlichen Lustwandelbahn, liegt das dramatische Theater, ein altes Gebäude mit 4 Thürmen, einst Eigenthum der Familie de la Gardie, und dann Zeughaus. Hier und im Opernhause wird abwechselnd gespielt, jedoch nur in den Wintermonaten. Decorationen und Musik sind ausgezeichnet schön; die Garderobe ist von seltnem Reichthum. Beifallklatschen ist, selbst in Gegenwart des Königs, erlaubt. Das Theater besteht durch Unterstützung des Königs, aus Privat- und öffentlichen Fonds. Im Sommer hat Stockholm

kein stehendes Theater: doch spielt dann eine der 3 oder 4 wandernden Gesellschaften, die es in Schweden giebt, in einem ihr gehörigen hölzernen Schauspielhause im Thiergarten. Auch giebt es in Stockholm ein Paar Liebhabertheater; auch hier und da in den Provinzen findet man dergleichen, z. B. in Gefle.

Zwischen dem dramatischen Theater und dem Königsgarten geht man über den neuen Paradeplatz, der durch Abtragung des alten unförmlichen dramatischen Theaters einer der schönsten freien Plätze der Hauptstadt werden könnte. Hier soll ein Standbild Karls XII. errichtet werden. — Im Königsgarten erhebt sich die in Paris gegossene Statue Karls XIII., welche am 5. Nov. 1821 feierlich enthüllt wurde. Im Hintergrunde des Königsgartens, der schon im 15ten Jahrhunderte vorhanden war, späterhin aber durch einen Theil des nahen Jacobs-Kirchhofes vergrößert wurde, erblickt man einen langen freundlichen Pavillon, den die Inschrift schmückt:

Svenskar, återgifven åt edra söner de efterdömen,
J här emottagen af edra fäder.

(Schweden! überliefert euren Söhnen die Beispiele,
die ihr hier von euern Vätern empfanget.)

Bis vor kurzem enthielt nämlich der Pavillon Fahnen und andere Siegeszeichen, nebst Waffen und Rüstungen. Erstere werden jetzt, wie oben erwähnt worden ist, in der

Ritterholmskirche, Letztere im Artilleriehof und im königlichen Schlosse aufbewahrt.

Am Königsgarten hat die Herrnhutische Societät (denn Herrnhutische Gemeinden mit kirchlichen Rechten giebt es in Schweden nicht) ihren Versammlungssaal, wo aber nicht während der kirchlichen Andacht der evangelisch-lutherischen Gemeinden Gottesdienst gehalten werden darf. Der Prediger der Herrnhuter darf auch keine kirchlichen Handlungen verrichten; doch üben sie innerhalb der Societät, die aus etwa 200 Personen bestehen mag, strenge Kirchenzucht.

Seit 1687 gab es in Stockholm eine französisch-lutherische, und 1741 eine französisch-reformirte Gemeinde; jede hatte ihre Kirche. Die Zahl der Gemeindeglieder nahm aber so ab, daß Erstere 1790, Letztere später einging; doch ward die französisch-reformirte Gemeinde, (an welcher der durch seine statistischen und historischen Schriften über den scandinavischen Norden berühmte Cateau-Calleville *) als Prediger stand) vor kurzem wieder her-

*) Vorzüglich bekannt ist sein Gemälde der Ostsee, in physischer, geographischer, historischer und merkantilischer Rücksicht. Aus dem Französ. von Ph. Ch. Weyland. Mit 1 Charte u. Kupff. Weimar, 1815, welches ich im 3ten Bande meines Gemäldes der physi-

gestellt, und hat ihr Bethaus an der grossen Nygata. Ferner, besteht eine holländisch- und deutsch-reformirte Gemeinde, welche ihr Bethaus auf Södermalm hat. Die Reformirten geniessen, gleich den Katholiken und Griechen, freie Religionsübung, auch meistens kirchliche Rechte.

Die grössern Pfarrkirchen auf Norrmalm sind die schönen steinernen Kirchen: Clarä, Jacobi und Adolph Friedrich.

Die Clarä-Kirche ward 1572 von Johann III. auf den Trümmern des Nonnenklosters St. Clarä gebaut; diese schöne Kreuzkirche mit ihrem hohen spitzigen Thurne brannte 1751 ab, stand aber schon nach 2 Jahren wieder vollkommen da, und ist gegenwärtig eine der schönsten Kirchen Stockholms. — Auch die Jakobskirche ist alt; ihre Entstehung fällt etwa 100 Jahre nach der ersten Anlage der Stadt. Gustav I. liess sie niederreißen, damit sie den Feinden nicht etwa zur Vertheidigung diene. Johann III. fing an, sie wieder herzustellen, doch erst unter der Königin Christine, 1643, ward sie vollendet. Die Kirche gehört jetzt unter die schönern Stockholms.

schen Welt (auch unter dem besondern Titel: Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers, von J. G. Sommer u. s. w. Mit 9 Kupfertafeln. Prag, bei Calve, 1823.) zum Theil als Quelle benützt habe.

D. H.

Die **A d o l p h - F r i e d r i c h s - K i r c h e**, im nördlichsten Theil von **N o r r m a l m**, gehört zu den neuern Kirchen der Hauptstadt; denn erst **König Adolph Friedrich** legte zu derselben, an der Stelle der ältern **St. O l o f s - B e g r ä b n i s s - K a p e l l e**, 1763 den Grund, und 1774 wurde die neue Kirche eingeweiht. Es ist eine massive Kreuzkirche mit kupferner Kuppel und einem Altan um den Thurm. Merkwürdig ist das **D e n k m a h l**, welches **Gustav III.** noch als Kronprinz dem Philosophen **D e s c a r t e s** (der bald nach seiner Ankunft in Stockholm, 1653, gestorben war, und dessen Leichnam auf **St. O l o f s - K i r c h h o f** ruhte, bis er später nach Paris gebracht wurde) in dieser Kirche errichten liefs. Ein geflügelter Genius hebt mit der einen Hand eine Decke von der Weltkugel ab und erleuchtet sie mit der andern.

Oestlich von der **A d o l p h - F r i e d r i c h s - K i r c h e** liegt die nach **St. Jakob** als Filial gehörige kleine hölzerne **St. Johannis - K a p e l l e**; die einzige Kirche in Stockholm, welche keine Orgel hat. Das sie umgebende grofse, von Baumgängen durchschnittene Leichenfeld ist wahrscheinlich der grösste Kirchhof in Stockholm. Hier haben auch die **F r e m d l i n g e** auf **W e r m d ö n**, eine fast ausgestorbene religiöse Secte, ihren Begräbnisplatz. In der Nähe dieses Kirchhofs erblickt man ein grofses, prächtiges **A r m e n - h a u s**; auch gehören hierher eine gute **A r m e n s c h u l e** für mehr als 100 Kinder, die zugleich Industrieschule ist, so wie eine **H a n d w e r k s s c h u l e**.

Die Norder-Vorstadt besitzt auch einen Sauerbrunnen, der bereits im 17ten Jahrhunderte bekannt war, und noch jetzt in mehren Krankheiten mit Nutzen gebraucht wird. Etwas weiter gegen Nordwesten, am westlichen Wege nach Carlberg, liegt der Gesundbrunnen Sabbatsberg, der im Jahr 1734 aufgenommen wurde, und wo für die Brunnengäste Alles recht bequem und nett eingerichtet ist. Schon bevor die Heilquelle bekannt wurde, war hier ein großes Armenhaus für die Hauptstadt angelegt, in welchem mehrere Hundert Arme unterhalten werden, auch eine Kirche eingerichtet ist, in welcher sonntäglich gepredigt wird. Für die Armen besteht, durch milde Beiträge und die Zinsen daraus erwachsener Capitalien, ein in den letzten Jahren sehr verbessertes und erweitertes Brunnen-Lazareth. Der einfache Brunnensaal, der bei üblem Wetter einen angenehmen Spaziergang darbietet, steht auf einer Höhe; ihm gegenüber, auf einem Felsen, hat der verstorbene reiche Bräuer Wessmann, dessen Oel (Starkbier) großen Ruf hatte, ein niedliches Landhaus aufgeführt, aus welchem man einer schönen und weiten Aussicht, besonders über die Stadt und den Mälar, genießt. — Bei Sabbatsberg sind auch künstliche Seebäder angelegt. — Unweit Sabbatsberg kommt man zur Porzellänfabrik Rörstrand; sie liegt sehr schön, an einem Busen des Mälar, wurde bereits 1731 angelegt, und erhält die Erde aus der Nähe von Upsala, von wo sie zu Wasser herbeigeführt wird. Rörstrand, den Erben des Ober-

directeurs Geyer gehörig, beschäftigte im Jahre 1819 1 Werkmeister, 24 Gesellen, 22 Lehrlinge und 45 Knechte; der Werth des Erzeugten betrug 88180 Bankthaler. Bei Rörstrand ist der Zoll, so dafs hier die Norder-Vorstadt aufhört. — Der dritte Gesundbrunnen der Hauptstadt liegt im Thiergarten.

Am nördlichen Ende der Drottninggata, an der grossen Strasse nach Upsala, erhebt sich auf einem Felsen, dessen Fuß ein üppiger Pflanzenwuchs bekleidet, das Observatorium der Akademie der Wissenschaften. Es wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet. Es ist ein hochgelegenes grosses und stattliches Gebäude, mit zahlreichen Instrumenten und einer Bibliothek versehen, und aufs zweckmässigste eingerichtet. Die Aussicht aus demselben ist weit und schön, am beschränktesten nach Södermalm und derjenigen Seite der Stadt, welche vom Schlosse gedeckt wird. Büsten und Bildnisse der Stifter und berühmter Astronomen, auch mehrer Sheldon, die 160 Jahre lang in Schweden die Vervollkommnung des Schiffbaues förderten, schmücken das Innere. Oben sind die Signale errichtet, mittelst welcher jeden Sonnabend das Einfallen der wahren Mittagsstunde zu erkennen gegeben wird, damit die Kirchenuhren darnach gestellt werden können. Weiter hinaus, in der Carlbergs-Allee, liegt der botanische Garten der Akademie, nach dem Stifter, Professor Bergius, der Bergiansche genannt.

Unter den Märkten des Norrmalm zeichnet sich, aufser dem oben erwähnten Gustav-Adolphs-Torg, keiner aus.

Auf dem Norrmalm besteht die gymnastische Lehranstalt des Herrn Ling, der zuerst in Schweden die Gymnastik, wissenschaftlich und praktisch zugleich, behandelte. Die Anstalt wird vom Könige unterstützt. Die Uebungen schreiten stufenweise fort; die Vorrichtungen sind sehr einfach.

Aufser dem Waisen- oder Findelhause der Freimaurer findet man auf Norrmalm, oben in der Drottninggata, das grofse Allgemeine Stadt-Waisenhaus (Stockholms stads allmänna barnhus), eine umfassende Anstalt, die ihr Entstehen Privat-Beiträgen verdankt, späterhin aber auch ansehnliche Vermächtnisse empfing und zum Theil durch Kronmittel, worunter $\frac{1}{40}$ des Kronzehnten, besteht. Die Kinder werden theils in, theils aufser dem Hause unterhalten, finden schon als Säuglinge Aufnahme und können bis zum 14. Lebensjahr bleiben; für 66 $\frac{2}{3}$ Rthlr. Banco kann man auch ein Kind einkaufen.

Das dritte Waisenhaus auf Norrmalm ist das Waisenhaus pro Patria, an der Backstugugata. Es ward von der Gesellschaft pro Patria gestiftet und wird noch theils durch dieselbe, theils durch öffentliche Zuschüsse, Sammlungen etc. unterhalten. Die nämliche Gesellschaft hat auch die Sorge für das im Jahr 1775 von Dr. Ramström auf eigene Kosten angelegte Entbindungshaus, welches da-

her jetzt ihren Namen führt, übernommen; ein Theil der hier gebornen Kinder wird in jenes Waisenhaus aufgenommen.

Noch ein zweites **Entbindungshaus** (*allmänna barnbördshuset*, d. h. allgemeines Entbindungshaus) liegt auf **Norrmalm**. Es ward 1775 aus öffentlichen Mitteln gestiftet, und wird durch gleiche Zuflüsse, auch durch Schenkungen unterhalten. In dieser Anstalt wird auch Unterricht in der **Hebammenkunst** ertheilt.

Ein freiwilliges **Arbeitshaus** ward auf **Norrmalm**, innerhalb des Pfarrbezirks von St. Jakob und St. Johannes, von dem damaligen Pastor dieser Gemeinden, jetzt **Ordensbischof und Bischof zu Westerås, Dr. Murray**, der sich um das Schul- und Armenwesen der Hauptstadt sehr verdient gemacht hat, gestiftet; es beschäftigt gewöhnlich 300 bis 500 Menschen und besteht durch Privatfonds.

Das groſse **Stadtgefängniſs** auf **Norrmalm, Smedjegården**, ist wenig merkwürdig.

In Westen von **Norrmalm** liegt die Insel **Kungsholm** (**Königs-Insel**). Mit **Norrmalm** hangt sie durch zwei Brücken zusammen, und war ehemals ein Theil der **Clarä-Gemeinde** auf **Norrmalm**; seit 1672 bildet sie ein eigenes **Pastorat**. An Volkszahl ist sie die geringste unter den Inseln der Hauptstadt; denn sie zählt nur etwas über 2000 Einwohner. Anfangs war **Kungsholm** insbesondere für Fabriken bestimmt; auch gegenwärtig befinden sich dort ansehnliche Anlagen dieser Art, z. B. die Gießerei des Britten **Owen**,

deren mechanische Arbeiten in Eisen und Metall im Jahr 1817 auf 108000 Bankthaler an Werth geschätzt wurden. Hier gründete, auf einem Felsen im Mälar, im Jahr 1807 der vor kurzem verstorbene Baron Edelcrants, Präsident des Commerz-Collegiums, einer der vorzüglichsten Staatsökonomien und Mechaniker neuerer Zeit, auch Dichter, seine so bekannt gewordene, durch Wasserdämpfe getriebne Feuermühle. Die Dampfmaschine entsprach der Kraft von 100 Pferden oder 800 Menschen. Die Schnelligkeit dieser Mühle ist stets gleich, und eben deshalb das Mehl stets gleich gut, was bekanntlich weder bei Wind- noch Wassermühlen der Fall ist. Edelcrants war der Erste, welcher den Gebrauch der Dampfmaschinen in Schweden einführte. Das erste Dampfschiff in Schweden baute der genannte Mechaniker Owen; es wird auf dem Mälar gebraucht. Seitdem sind durch Owen mehrere Dampfschiffe erbaut worden, die auch schon auf dem Meere benützt werden.

Die Kirche von Kungsholm, ein schönes, steinernes Gebäude auf einer Anhöhe, ward im 17. Jahrhundert gegründet; ihr Inneres schmücken treffliche biblische Gemälde.

Auf Kungsholm findet man die grossen Krankenhäuser: das Lazareth des Seraphinen-Ordens, das Garnison-Krankenhaus, und das Stadt-Kranken- und Kurhaus. In der Nähe dieser Krankenanstalten hat jetzt der König ein grosses Gebäude angekauft, welches

Bibliothekszimmer, Laboratorium, Lehrsäle und Wohnungen für Lehrer und Zöglinge des zur Bildung von Aerzten errichteten Instituts (wovon weiter unten) enthalten soll.

Auf Kungsholm liegt ferner das Haus der schwedischen Bibelgesellschaft mit der Bibeldruckerei, den Wohnungen für die Arbeiter und den Vorrathsgewölben.

Außerhalb des angebauten Theils von Kungsholm liegt rechts die königliche Kanongießerei Marieberg. Man findet hier eine Artillerie-Werkstätte, Kasernen und Ställe. Auch ist vor kurzem eine Artillerie-Schule zur weitem theoretischen und praktischen Ausbildung bereits angestellter Offiziere, deren bis 25 aufgenommen werden, eingerichtet worden.

Im Osten gränzt an Norrmalm Ladugårdsland, das Mayerland, wo einst königliche Mayerhöfe angelegt waren. Früher war es eine Insel. Als der Norrmalm im 17. Jahrhunderte seine Bewohner nicht mehr fassen konnte, entstand Ladugårdsland als eigene Vorstadt, gleich Norrmalm. Die dortige Hedwig-Eleonora-Kirche ist eine schöne steinerne Kreuzkirche mit Kuppel; das Innere ist würdig geschmückt, aber der Pfarrer schwer zu verstehen. — Eine zweite Kirche ist die Artillerie-Kirche, von Holz, in deren Nähe man eine Schule für Artilleristenknaben, so wie den Artilleriehof mit Zeughaus und Werkstätten findet. Das Schloß Fredrikshof, einst Winterresidenz der Königin Luise Ulrike, dient jetzt als Kaserne.

Ein schöner öffentlicher Garten auf Ladugårdsland ist der königliche Hopfengarten (Humblegård), welchen Gustav Adolph der Große anlegte. Man hat ihn in einen lieblichen englischen Park umgeschaffen, welchen Anhöhen mit hübschen Aussichten durchschneiden. Jeder anständig Ge-
kleidete hat Zutritt. In der Mitte des Gartens liegt ein Pavil-
lon, in welchem während des Sommers Speisewirthe ihre
Buden haben; auch an dem einen Ende des Gartens trifft
man ein Wirthshaus.

Der Markt von Ladugårdsland ist 150 Ellen lang und
125 Ellen breit.

Blasieholm bildet eine, mit dem Norrmalm im Süd-
westen zusammenhangende, Halbinsel, die zum benachbarten
St. Jakobs-Pastorat gehört. Früher war sie ganz vom Meere
umflossen, bis der Lauf des Norderstroms hier zugefüllt
wurde. Blasieholm hat einen geringern Umfang als Ladugårds-
land, aber viele große und schöne Häuser, unter welchen
das Ministerhaus, oder die Amtswohnung des Ministers
der auswärtigen Angelegenheiten, sich auszeichnet.

Eine kurze, wenig sichtbare Brücke trennt Blasieholm
von dem Inselchen Kyrkholm (Kirchinsel). Hier
findet man die zwar nur hölzerne, aber freundliche, kleine
Kirche der Schärenflotte *).

*) Diese Kirche wurde nebst einem grossen Theile des Blasieholm
durch die Feuersbrunst am 12. Junius 1822, die größte, welche
seit Menschengedenken über Stockholm ergangen, in Asche gelegt.

Eine hölzerne Brücke verbindet die Kirchinsel mit der größern Schiffsinsel (skeppsholm). Hier hatte einst die große Flotte, und hat jetzt die kleine, Schären- oder eigentlich Armee-Flotte genannt, ihren Standort. Die kleinere Flotte besteht aus Kanonen-Böten und andern kleinen Fahrzeugen, welche geeignet sind, die Armee auf Küstenmärschen zu unterstützen, (indem ihre Fahrt auch durch die Felsenspitzen und Klippen der Küste, die der großen oder Kriegsflotte den Eingang wehren, nicht gehindert wird) und mithin die Einläufe zu diesen Klippenküsten (skärgärd), wie es ein großer Theil der schwedischen, auch der norwegischen und finnischen Küsten ist, zu vertheidigen. Die Fahrzeuge sind vorzugsweise bestimmt, Landtruppen an Bord zu nehmen, sind leicht, durch Ruder und Segel, beweglich, und auch auf Flüssen und Landseen brauchbar. Die Errichtung der Armee-Flotte verdankt man (1747) dem Feldmarschall Grafen August Ehrensvärd, dem Erbauer von Sveaborg. Uebrigens liegt bei Skeppsholm nicht die ganze schwedische Armee-Flotte, sondern nur das Stockholmer Geschwader (Escadre). Auch ist hier eine Schiffsknabenschule (skeppsgässeskola) gestiftet worden. Skeppsholm bildet eine eigne Gemeinde, die sich der Kirche auf Kyrkholm, welche auch Skeppsholms-Kirche heisst, bedient. Der Pastor von Skeppsholm ist zugleich erster Geistlicher des erwähnten Armee-Flotten-Geschwaders.

Durch die lieblichen Alleen und Baumgruppen des Skeppsholm gelangt man über eine hölzerne Brücke nach der noch schönern, kleinen Felseninsel Castelholm. Von lieblichen Birken, unter welchen Sitze errichtet sind, beschattet, gewährt sie durch ihre hohe Lage eine herrliche Aussicht über die Stadt und einen Theil des Thiergartens; ein Fort ist daselbst angelegt.

Aus der bisherigen Beschreibung der einzelnen Theile von Stockholm erhellt, wie die Lage wenigstens mehrer derselben von der Art ist, daß man selbst mitten in der Stadt sich der schönen Natur erfreuen kann. Doch noch weit anmuthiger sind die nahen und fernen Umgebungen selbst, und man kann mit Recht sagen: Es ist nur ein großer, schöner Garten, der Stockholm von allen Seiten umgiebt, Ein Garten, worin Mutter Natur fast Alles gethan, und die Kunst nicht sowohl verschönert, als vielmehr einen Genuß in größerer Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit, durch mancherlei Wohn-, Lust- und Gasthäuser bereitet hat. Fragt man, welcher Theil dieser schönen Umgebungen der schönste sei, ob die östliche, nördliche etc. Seite: so dürfte es schwer seyn, die Frage auf eine Alle befriedigende Weise zu beantworten. Denn jede Seite hat ihre eigenthümlichen Schönheiten, und gerade diese große Mannichfaltigkeit bildet das schöne Ganze. Bald erheben sich, hehr und majestätisch, hohe graue Felsenwände, von düstern Fichten oder freund-

lichen Buchen und Birken beschattet; bald öffnet sich ein liebliches Thal; bald erfreut ein anmuthiger Hain oder ein grünender Hügel; bald ist die Aussicht weit und unbeschränkt, bald minder ausgedehnt, aber immer schön. An den freundlichsten Stellen findet man Ruhesitze, ländliche Wohnungen; auch Wirthshäuser. Und dieses stille, heitre Landleben, diese genußvolle Abgeschiedenheit so nahe der Stadt selbst! Ohne große Vorbereitungen und Beschwerden kann im Schooße der Natur Ruhe und Stärkung suchen und finden, wer durch das geräuschvolle Stadtleben sich ermattet fühlt. — Die Stockholmer wissen aber auch aus der reichen Freudenquelle zu schöpfen, die die Natur so freigebig für sie öffnete. Wer es vermag, wohnt im Sommer auf dem Lande, und kommt nur, so oft es nöthig ist, zur Stadt, oder eilt wenigstens, so oft es ihm irgend verstattet ist, auf Stunden hinaus in die freie Natur.

Die besuchteste Erholungsstelle der Stockholmer ist der Thiergarten. Dieser weitläufige Garten, in welchem Damhirsche unterhalten werden, begränzt Stockholm im Osten; der untere Theil desselben führt den Namen: Waldemarsinsel. Man gelangt dahin über Skeppsholm, von wo aus eine regelmäßige Bootfahrt über eine schmale Meerenge nach dem untern Thiergarten Statt findet; oder über Ladugårdsland, wo sich dann die Wege, rechts nach dem obern, und links nach dem untern Thiergarten neben Fredrikshof und über die lange Thiergarten-Brücke,

scheiden. Der gesammte Thiergarten, im weitem Sinne des Worts, wird in Osten und Süden von Meerbusen umgeben. Der untere Thiergarten, welcher im engern Sinne der Thiergarten heisst, bildet eine völlige Insel, denn an drei Seiten vom Meere umschlossen, selbst unter der genannten grossen Brücke, wird er auch vom obern Thiergarten durch einen Bach getrennt. Im Thiergarten wechseln Laub- und Nadelwald, Felsen und lachende Wiesenthäler. Ueberall winden sich liebliche Fußpfade hindurch; nach mehreren Seiten laufen breite Fahrwege. Am schönsten ist die Waldemarsinsel. Am südwestlichen Ufer derselben bilden, auch im Winter bewohnte, Häuser, nebst Gasthöfen und Sommerwohnungen, mehre ansehnliche Strassen. Weiterhin gegen Osten und Norden findet man einsamer gelegene, herrliche Landsitze, unter letztern das schöne Rosendal, jetzt Johansdal, Privateigenthum des Königs, der hier oft speist. Zu Johansdal gehört ein weitläufiger englischer Park, in welchem jedermann lustwandeln darf. Die grossen prachtvollen Gebäude, welche vor einigen Jahren abbrannten, haben zwei einfachen, ländlichen Wohnungen, deren eine in Form eines Zeltes gebaut ist, Platz gemacht. Die Gebäude werden von Blumenkränzen und Blumenhügeln mit Ruhesitzen, aus welchen man herrliche Aussichten genießt, umgeben. Von dem einen der Blumenhügel blickt man über einen Meerbusen auf die benachbarte Ebene Ladugårdsgårdet, wo jährlich eine Anzahl von Regimentern sich zu einem Uebungslager zu ver-

sammeln pflegt, und wo sich auf einer Anhöhe eine neuangelegte, königliche Burg mit Nebengebäuden und Ställen erhebt. Der Weg nach Johänsdal geht links von der grossen Strasse, die durch den Thiergarten führt, ab, da, wo rechts Biskopsudde, ein liebliches Vorgebirge mit freundlichen Alleen, stillen Thälern, hohen Felsen, schönen Landhäusern, beginnt. Wer über Skeppsholm kommt, landet unweit jener dichten Häuserreihen, die vorn im Thiergarten Vierecke bilden. Geht man von da aufwärts am Strande, so kommt man zuvörderst nach dem Werft, wo, mitten unter den Werftsgebäuden und Wohnungen aller Art, das hölzerne Kirchgebäude steht, in welchem die Geistlichkeit von Ladugårdsland Gottesdienst hält; im Kirchgebäude wohnt auch, dem im zweiten Stock belegnen Kirchensaale gegenüber, der Schiffsbaumeister, und man lies't über dem Eingange zum Gebäude die Inschrift: „Eingang zur Kirche und zum Baumeister.“ — Eine Schule mit einem Lehrer besteht für die Kinder der Einwohnerschaft des Thiergartens.

Vom Werft gelangt man nach Beckholmen, einer wenig anziehenden, hochgelegnen kleinen Felseninsel, mit Bäumen und Häusern hart am Meeresufer, und hat dann noch eine Strecke Weges zum Biskopsudde. Die südwestliche Spitze dieses Vorgebirges heisst das Waldemars-Vorgebirge, und nur die südöstliche Spitze wird eigentlich Bischofs-Vorgebirge (biskopsudde) genannt. Verfolgt man nun weiter seinen Weg in gerader, d. i. in südöst-

licher Richtung: so kommt man bei mehreren schönen und großen Landhäusern und Gasthöfen vorüber, bis man am freundlich gelegnen Zollhause, wo alle seewärts kommenden Schiffe anlegen müssen, die südöstlichste Spitze des Thiergartens, Blockhusudden, erreicht. — Links oder nordwärts führen Seitenwege zu mehreren freundlich gelegnen Häusern; auch dem Gesundbrunnen (Djurgårdsbrunn), im Anfange des obern Theils des Thiergartens. Zum Brunnen führt auch vom Johansdal aus ein lieblicher Waldweg, so wie ein Weg gerade aus von Ladugårdsland. Die Gegend ist still und freundlich, wie man sie um Gesundbrunnen gern hat, anmuthige Spaziergänge sind angelegt, aber das meiste ist Natur, die Kunst that wenig. Ueberall hat man weite Ausichten, besonders nach Stockholm. Die Quelle wird von einem stattlichen hölzernen Gebäude, in welchem sich auch der Brunnensaal befindet, eingeschlossen; neben ihr hangen viele von Genesenen zurückgelassene Krücken. Gegenüber liegt das Armenhaus. Die armen Kranken genießen freie Wohnung; was sie überdieß bedürfen, wird durch Sammlungen unter den übrigen Brunnengästen bestritten. Auch ein Badehaus ist vorhanden. Die Brunnenanstalt gehört dem Großhändler Schulz. — Der die Waldemars-Insel an Umfang bei weitem übertreffende obere, oder nordwestliche, Theil des Thiergartens hat weniger Anlagen, aber noch mehr Lieblichkeit, Stille und ländliche Einfachheit als der untere Theil, wohin die große Thiergarten - Lustfahrt am

1. Mai gerichtet ist, die vom Hofe eröffnet zu werden pflegt. Das kleine Theater - Gebäude liegt am Anfange der Waldemars - Insel.

Oberhalb des Gesundbrunnens führt über eine Meerenge eine lange Brücke nach Lidingön und zur Kirche dieser ansehnlichen Insel.

Da, wo der obere Thiergarten, in welchen auch westlich von der Stadt aus Wege führen, bei Alkistan im Nordwesten endet, gelangt man links zu den freundlichen Landsitzen Tivoli und Bergshammar, zum königlichen Schlosse Ulriksdal, und unweit desselben, bei Järfva, zur grossen Landstrasse zwischen Stockholm und Upsala. Um Ulriksdal findet man mehrere ländliche Anlagen von Privatleuten. Das königliche Schloß ward am 18. Januar 1822 zu einer Invaliden - Anstalt eingeweiht, welche mit 80 Invaliden eröffnet wurde; die Zahl derselben soll auf 300 vermehrt werden. Der Weg über Alkistan nach Ulriksdal führt durch Roslagstull und ist ungemein reizend. Ein anderer Weg nach Ulriksdal führt durch Norrtull, und ist, bis nahe vor dem Schlosse, die grosse Strasse nach Upsala. Zwischen Roslagstull und Norrtull liegt das anmuthige Bellevue.

Rechts von jener grossen Strasse, etwa eine kleine halbe Stunde hinter Norrtull, trifft man, am Brunsviken, zuerst Alt - Haga, eine einfache, ländliche Wohnung, wo Gustav III. Anfangs, auch im Winter, wohnte, und dann

Neu - Haga, ein einfaches freundliches Schloß, welches Gustav später baute. In der Nähe dieses Schlosses ward im Jahr 1786 der Grundstein zu einem größern und stattlichen Schlosse gelegt; aber es blieb unvollendet, und schon wächst Wald innerhalb der halb aufgeführten Mauern. Die Umgegend der beiden Haga ist still und lieblich; freundliche Waldthäler wechseln mit Meerbusen, Felsen, Wald-Alleen, Boskets und schönen Anlagen aller Art. Der Wald besteht aus Eichen-, Birken- und anderm Laub- auch Nadelholz. Alles dieses bildet einen großen herrlichen Park, durch welchen der schönere Weg nach Neu - Haga führt; ein anderer folgt, bis zum Gasthofs Hagalund, der großen Straße und führt rechts durch den Wald. Zu den lieblichsten Anlagen im Parke gehört, nahe dem Schlosse, ein offenes Lusthaus auf einer Höhe; an den Seiten mit Gitterwerk; im Saale ein herrliches Echo. Bei Neu - Haga findet man auch ein hübsches Badehaus. Der Garten hinter dem Schlosse, mit Südfrüchten (Orangerie) ist unbedeutend. Schöner sind die mit kupfernen Seitendächern versehenen Kasernen, welche jetzt von der nach Stockholm verlegten Abtheilung des reitenden Jägerkorps von Aggerhus benutzt werden.

Am Westende von Norrmalm, durch Sabbatsbergstull, längs dem Meerbusen Rörstranssjö, gelangt man zu dem, Kungsholm gegenüber gelegnen königlichen Lustschlosse Carlberg, welches unter der vormundschaftlichen Regierung Karls XIII. im Jahr 1792 in eine

Kriegsakademie für Land- und Seccadetten, die nebst dem Gouverneur und den Lehrern dort wohnen, verwandelt wurde, nachdem das Cadetten-Institut bis dahin in Carls-crona bestanden hatte. Ein Theil der Cadetten wird auf Kosten des Staats unterhalten. Das seit jener veränderten Bestimmung vergrößerte Schloß liegt in einem kleinen Thale, welches von freundlichen Anhöhen umgeben wird. Ein schöner Park läuft umher. Im Park findet man einige hübsche Anlagen, doch herrscht viel Einfachheit. Auch gymnastische Vorrichtungen sind hier aufgestellt; im Winter werden die Uebungen in einem Saal des Schlosses vorgenommen. Auch der wissenschaftliche Unterricht wird im Sommer zuweilen im Park ertheilt. In diesem Park haben die Cadetten ihrem Lehrer, dem tapfern Major von Döbeln, der in der Völkerschlacht bei Leipzig fiel, ein Denkmahl errichtet. Im Reichssaal des Schlosses werden im Winter alle 14 Tage Bälle gehalten, die von der vornehmen Welt der Hauptstadt gern besucht werden. Man tanzt aber nur kurze Zeit, und um 9 Uhr spätestens ist der Ball beendet.

Aus der Söder-Vorstadt führen drei Zölle (Thore), Danviks-, Skants- und Hornstull, oder die Wege nach Wermdön, Dalarön und Fittja. Auf jedem dieser Wege hat man schöne Uebersichten und liebliche Gegenden; aber der schönste ist der Weg über Siklaön nach Wermdön. Beide Inseln enthalten eine Menge freundlicher Landhäuser, zumal Wermdön. Der Wärdkaseberg

auf S i k l a ö n gewährt eine weite Aussicht über Stockholm und die Meeresküsten, bis jenseits der Meeresfeste W a x - h o l m.

Ueber K u n g s h o l m führt die neue Strasse nach dem königlichen Lustschlosse D r o t t n i n g s h o l m, $\frac{3}{4}$ Meilen von der Hauptstadt. Die alte Strasse führt auf einem langen Umwege durch N o r r t u l l über S o l n a, B r o m m a und T ý s k - b o t t n. Die neue Strasse läuft über drei Brücken, dem schönen C h r i s t i n ä b e r g vorüber, nach T r a n e b e r g, N o c k e b y, dem lieblichen Eilande K e r s ö, welchem D r o t t n i n g h o l m auf der Insel L o f ö gerade gegenüber liegt. D r o t t n i n g h o l m gleicht, durch seine vielen Häuser ausser dem Schlosse (auch Sommerwohnungen der Stockholmer sind dort und in der Nähe) einer kleinen Stadt. Das Schloß erbaute, unter Königin Hedwig Eleonora, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Graf N i k o d e m u s T e s s i n der Vater. Es ist ein großes, von aussen und innen prächtiges Gebäude, mit Schloß, Kapelle und Reichssaal, auch einem Marmorzimmer, reich und geschmackvoll ausgeziert; die schönen Gemälde sind meist von E h r e n s t r a h l. Reizend sind die Umgebungen, die den Charakter stiller Abgeschiedenheit an sich tragen. Der königliche Garten ruht, des sumpfigen Bodens halber, auf steinernen Gewölben; den Orangerie-Garten schmückt das Lustschloß C h i n a, eine Reihe ländlicher Gebäude auf chinesische Weise gebaut und verziert; den Park oder englischen Garten ein gothischer

Thurm mit weiter Aussicht, und eine Anzahl kleiner gelber Gebäude, Canton genannt, von wo eine Allee zur Kirche Lofö, und eine andere Straſse zu dem verfallnen Schlosse Svantö führt. Die groſsen naturhistorischen und Kunstsammlungen, welche man bis vor nicht langer Zeit in Drottningholm fand, nutzen jetzt der Wissenschaft mehr unmittelbar in Stockholm und Upsala. — In Drottningholm ist auch ein Opernhaus errichtet worden. — Im Sommer geht regelmäſsig, einige Male in der Woche, ein Dampfschiff von Stockholm nach Drottningholm. Auch geht auf dem Mälar ein Dampfschiff nach Strengnäs, Westeräs und Arboga. Die Dampfschiffe werden zahlreich benützt, denn das Reisen auf denselben ist angenehm und wohlfeil. Man hat auch schon angefangen, sich der Dampfschiffe von Stockholm aus auf dem Meere zu bedienen.

Als Hofstadt ist Stockholm zugleich der Sitz der höchsten Reichsbehörden.

Der Staatsrath, in welchem der König über Regierungs-Angelegenheiten Beschlüsse faſst, besteht aus den beiden Staatsministern, dem der Justiz und dem der auswärtigen Angelegenheiten, und 6 Staatsräthen. Die norwegischen Sachen werden in der zu Stockholm befindlichen Abtheilung des norwegischen Staatsraths, welche aus dem norwegischen Staatsminister und zwei norwegischen Staatsräthen besteht,

entschieden. Ueber ministerielle Angelegenheiten beschließt der König unmittelbar nach Höörung des Staatsministers für die auswärtigen Angelegenheiten; eben so über Commando-Sachen, die vor den König als höchsten Militär-Befehlshaber zu Lande und zu Wasser gebracht werden, nach Anhörung der dazu verordneten Militär-Beamten. Den Vortrag, und, so oft sie vortragen, Sitz und Stimme im Staatsrath haben die vier Staatssecretäre des Kriegs, der Kammer, (Kameralwesens), des Handels und der Finanzen, des Kirchen- und Unterrichtswesens. Die Vortragenden contrasigniren und werden dadurch verantwortlich.

Das höchste Gericht des Königs (Konungens högste domstol) ist die höchste Justizbehörde des Reichs. Unter Vorsitz des Justizministers besteht es aus 6 adeligen (den Minister mit eingeschlossen) und 3 bürgerlichen Mitgliedern. Ist der König zugegen, so hat er zwei Stimmen.

Untergeordnete Justizbehörden sind das Schwedische (Svea Hoffsätt) und das Kriegs-Hofgericht, welche beide zu Stockholm ihren Sitz haben. Ueberdies bestehen Hofgerichte zu Jönköping und Christianstad.

Die Staatsminister sind die höchsten Würdenträger des Reichs. Die Staatsräthe stehen an Rang den Generälen, die Justizräthe den Generallieutenants gleich.

Die königliche Kanzlei-Verwaltung (königl. Kanzlei-Styrelse) besteht, unter Vorsitz des Staatsministers der auswärtigen Angelegenheiten, aus dem Hofkanzler, den

vier Staatssecretären, und Kanzleiräthen; wie denn auch der Oberpostdirector, der Kabinetssecretair und der Secretair beim Reichsarchiv Sitz und Stimme haben.

Das im Jahr 1630 von Gustav (II.) Adolph errichtete königliche Kriegs-Collegium besteht aus einem Präsidenten und einem Vice-Präsidenten, die Militairs seyn müssen, dem General-Feldzeugmeister, dem General-Quartiermeister, 5 Kriegsräthen und 2 Regiments-Offizieren, auch darf der dienstthuende General-Adjutant der Armee bei den Sitzungen zugegen seyn.

Das königliche Kammer-Collegium verdankt König Karl XI. seine erneuerte Errichtung, die im Wesentlichen noch besteht. Es zählt 1 Präsidenten und 8 Kammer-räthe, und führt die Aufsicht über die Cultur und Haushaltung des Reichs, den Kronbesitz, die Kronrechte und die Kroneinkünfte; in gewissen Fällen ist es Appellations-Instanz von den Beschlüssen der Landshöfdinge; es beaufsichtigt auch die königliche Münze, das Landmesser-Comtoir und das Stempelpapier-Comtoir. Das Landmesser-Comtoir wurde unter Karl IX. begründet und unter Karl XI. völlig eingerichtet. Es besteht aus einem Oberdirector, einem Oberinspector, einem Ersten Ingenieur, einem Secretair, 6 Ingenieurs, einem Registrator und einem Inspector über Masse und Gewichte. Unter dem Oberdirector stehen die Landmesser-Comtoirs in den Provinzen; jedes Län hat seine eigenen Landmesser. Durch die großen Kartensammlungen des Landmesser-Com-

toirs in Stockholm ist das treffliche Hermelin'sche Kartenwerk erst möglich geworden *). Auch durch Bildung von Landmessern hat sich das Comtoir Verdienste erworben.

*) Wir schalten hier ein, was der Verf. im 1sten Kapitel des 1sten Bandes (S. 21 u. ff.) über die besten Karten von Schweden, so wie über die geographische Literatur dieses Landes bemerkt. Die beste Reisekarte über ganz Schweden ist die Wegekarte von C. Acrell, 1811; es sind darauf alle befahrbaren Landstraßen nebst Namen und Entfernung der Stationen verzeichnet, und die nur zu Pferde oder zu Fuß gangbaren Landwege, die besonders in den nördlichen und nordwestlichen Provinzen vorkommen, durch besondere Zeichen angedeutet. Die Karte ist sehr zuverlässig. Unten, zur Seite, ist eine Tabelle beigefügt, aus welcher man die Entfernung der schwedischen Städte von einander mit Einem Blick übersieht. Eine andere Wegekarte von Linnerhjelm ist minder vollständig, wenn gleich ziemlich zuverlässig. Die anschaulichste Kenntniss der Gebirgs- und Wasserzüge Schwedens giebt C. Acrells Karte von Schweden, 1811. gr. Fol.; eine statistisch-geographische Uebersicht über Schweden und Norwegen Hagelstams Karte von 1820, vermehrt und verbessert 1821, eine treffliche Karte, die auch die Verhältnisse des Pflanzenwuchses angiebt, — Wer sich mit der Topographie der einzelnen Landschaften bekannt machen will, dem sind vor allen die (oben im Texte erwähnten) trefflichen Hermelinschen Specialkarten zu empfehlen, die jetzt nebst den Generalkarten, 33 an der Zahl, (jede einzelne Karte

Das königliche Commerz - Collegium, 1652 errichtet und 1725 erneuert, besteht aus einem Präsidenten, 9 Commerzien - Räthen und 7 Beisitzern, und zerfällt in 2 Abtheilungen, die des Handels und der Manufacturen und die des Juridischen.

kostet 1 Rthlr. 16 fsl. Banko) über sämtliche schwedische Statthalterschaften (Län), so wie über (das abgetretne) Finnland vorhanden, auch mit einigen Ansichten von Gegenden versehen sind, und an Genauigkeit, Zuverlässigkeit, so wie, besonders bei den nördlichen Provinzen, an Vollständigkeit, kaum ihres Gleichen finden. Unter den ältern schwedischen Specialkarten zeichneten sich die von dem Landmesser - Comtoir in Stockholm herausgegebenen Karten aus. — In neuern Zeiten hat man in mehren Provinzen angefangen, Kirchspielskarten zu entwerfen. — Karten über einzelne Landschaften und Bezirke sind einigen topographischen Werken und den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften beigelegt. Um auf eine vergleichende Weise mit den verschiedenen; nach Einem Ziele und von Einem Orte aus zu nehmenden Wegen; und den in der Nähe der Wege gelegnen Ortschaften bekannt zu werden, ist der Hagström'sche Wegweiser (2 Bände, Oerebro, 1807 und 1808) worin auch die Gästgäfvare (Gastgeber oder Posthalter)- Ordnungen abgedruckt, so wie das Fahrgeld und besondere Einrichtungen bei den einzelnen Stationen angegeben sind, zu empfehlen. Auch ist das Reisehandbuch durch Schweden und Norwegen mit Reiserouten nach St. Petersburg (Götheborg, 1815) brauchbar, doch rücksichtlich Schwedens weniger als Hagström,

Das königliche Berg-Collegium, die oberste Behörde in allen Bergwerks-Angelegenheiten, besteht aus einem Präsidenten, 2 Bergräthen und 4 Beisitzern.

Die Marine-Verwaltung, eine alte Admiralitäts-Behörde unter verschiedenen Namen, bis sie 1803 zu gleichem Range mit den königlichen Collegien erhoben wurde, besteht aus einem Admiral, als Chef, 4 Militär- und 2 Civilpersonen als Mitgliedern. Ihr Geschäftskreis erstreckt sich über die Grosse, so wie über die Armeeflotte.

weil zwar mancherlei nützliche, allgemeine und besondere Anmerkungen mitgetheilt, auch die Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte, besonders der Städte, genannt, übrigens aber nur die vornehmsten Wege verzeichnet sind. Einen kurzen Ueberblick gewährt Rudberg's teutsch geschriebenes Büchlein: Für Reisende in Schweden, ein Auszug aus Beck's praktischem Handbuche, mit Verbesserungen und Zusätzen, 2te Aufl., Gothenburg, 1811. — Alle diese Hilfsmittel werden aber erst durch die Hermelin'schen Specialkarten recht nutzbar. Letztere sind durch den, im Jahr 1820, im 75sten Lebensjahre, verstorbenen Bergrath, Baron Samuel Hermelin in Stockholm, Sohn des Reichsraths, und die drei letzten insbesondere von dem sogenannten Geographischen Institut (geographiska inrättningen) zu Stockholm, in den Jahren 1810 bis 1818 herausgegeben worden. An den Namen Hermelin kettet sich für Schweden das Gedächtniß großer und würdiger Thaten. Geographie, Berg- und Landbau waren von jeher die Lieblingsbeschäftigungen des Barons, und aufs uneigennützigste

Das königliche Senats - Comtoir, welches verfassungsmässig aus einem Präsidenten und 3 Staats - Commissairs besteht, nimmt die nicht für bestimmte Zwecke angeschlagenen Staatseinkünfte in Empfang und macht die Auszahlung zu allgemeinen Bedürfnissen etc., sorgt auch für die Aufrechthaltung des allgemeinen Credits und für die erforderliche Vermehrung des Staatseinkommens, u. s. w.

verwandte er sein groses Vermögen, um in diesen Zweigen dem Vaterlande nützlich zu werden. Für diesen Zweck unternahm er das grosse Kartenwerk, zu dessen Behuf er Ingenieurs und Astronomen in die Provinzen schickte, sie vorbereitende Bezirkskarten entwerfen liess, u. s. w., mit welchem er aber auch eine geographische, mineralogische und statistische Beschreibung Schwedens in Verbindung setzte, die sich indess auf Nordschweden beschränkt. Er leitete vielfache Verbesserungen im Bergwesen ein, und förderte die Kenntniss und den Ausbau der nördlichen schwedischen Lappmarken. Letzteres geschah durch wissenschaftliche, besonders durch mineralogische, Reisen, die Hermelin theils selbst dahin unternahm, theils auf seine Kosten durch ausgezeichnete Männer, z. B. den Doctor Wahlberg in Upsala, die HH. Robsahm, Svab u. A. unternehmen liess, — so wie durch Betreibung des Bergbaues in Lappland und Anlegung von Ansiedlerhöfen (ny byggen) u. s. w. Als endlich der ehrwürdige Mann im Dienste des Vaterlandes ergraut war, und sein Vermögen durch die grossen Opfer, welche er dem allgemeinen Besten dargebracht, erschöpft hatte, war es eine, eines solchen Mannes würdige und das schwedische Volk

Das königliche Kammergericht untersucht die Rechnungen über Kroneinkünfte, und entscheidet in allen sich auf Erhebung und Rechnungsablegung beziehenden Streitigkeiten. Das ordentliche Personale des Kammergerichts besteht aus einem Präsidenten, 2 Kammergerichts - Räthen und 5 Beisitzern; doch ist daneben die Rechnungsrevision unter 5 Revisions - Comtoirs vertheilt, an deren Spitze Commissairs stehen.

wahrhaft ehrende Handlung, daß die Reichsstände auf dem letzten Reichstage beschlossen, zum Beweise der National - Dankbarkeit, dem Baron Hermelin einen Jahrgehalt aus öffentlichen Mitteln auszusetzen. Schon auf dem Reichstage von Norrköping (1800) hatte die Ritterschaft auf ihn eine silberne Denkmünze prägen lassen. — Das beste geographische Handbuch über Schweden ist noch immer Tunelds Geographie, in 3 Bänden. Das neuere Werk von Djurberg ist sehr unzuverlässig; auch ist der Verfasser keineswegs immer neuern Angaben gefolgt. Zuverlässiger ist Rühls Bearbeitung der Geographie Schwedens, in Büschings Erdbeschreibung (Hamburg, 1809). Neben gedrängter Kürze herrscht möglichste Vollständigkeit, wenn gleich nicht das Detail, wie bei Tuneld. Ueber mehre einzelne Provinzen besitzt man treffliche neuere, specielle, geographisch - statistische Beschreibungen. — Zur Kenntniss der Küsten Schwedens, so wie der Nord- und Ostsee überhaupt, geben eine gute Anleitung die, in Hinsicht auf Zuverlässigkeit den Hermelinschen Landkarten zur Seite stehenden Seekarten des Admirals Nordenaukar, und die neuern des Admirals Gustav

Der Ober-Postdirector hat in Stockholm seinen Sitz; eben so der Ober-Hofjägermeister. Letzterer führt über alle Kronwaldungen die Aufsicht; unter ihm stehen die 7 Oberjägermeister und Jägermeister in den Provinzen.

Für öffentliches Bauwesen, und namentlich Prüfung der einzusendenden Risse, Inschriften etc. besteht in Stockholm das Oberintendanten-Amt.

a f K l i n t, nach P u k e's Tode eines der geschicktesten See-Offiziere. Mit Letztern ist eine Beschreibung in einem mäßigen Octavbände verbunden. Diese Klintschen Karten sind theils sehr vervollständigte Ausgaben der Nordenankarschen, theils neu entworfen, wie die beiden Karten über die Nordsee (1797) und die nordwestliche Küste von Norwegen (1815). Der Nordenankarsche See-Atlas besteht aus 12 Blättern, (1782 — 1798), wovon 2 General- und die übrigen Specialkarten; der Klint'sche (1797 — 1816) aus 8 Blättern, wird aber noch fortgesetzt; 1821 ward auch eine Karte der finnischen Küste mit Abo und Alands-haf gestochen, so wie eine Karte von den Landseen Mälar und Hjelm-mar, mit Anweisung zu einer Segelfahrt ohne Lootsen von Stockholm nach Södertelje, Mariefred, Strenghäls, Westerås, Kongsör und durch das Stäk nach Sigtuna. Auch erschien 1821 die Generalkarte von Scandinavien und dessen Meeren, so wie mehre Pafskarten der Nordsee und der brittischen Küsten.

In kirchlicher Hinsicht gehört Stockholm zum Stift Upsala; doch hat es ein eignes Stadt-Consistorium, in welchem der Erzbischof von Upsala und in dessen Abwesenheit der Pastor primarius (Pastor von der Storkyrka, s. oben) vorsitzt, und von welchem sämtliche Stadt-Pastoren Mitglieder sind. Die Hofgemeinde und die Militär-Gemeinden stehen unter einem besondern Hof-Consistorium, in welchem der königl. Ober-Hofprediger den Vorsitz führt.

Unter der Oberaufsicht der Consistorien stehen die Schulen der Stadt. Hauptschule ist das neue Gymnasium auf Riddarholm. Die übrigen Schulen sind: zwei gleichfalls neu errichtete Trivial-Schulen zu St. Clarä und St. Mariä mit 4, die höhern Kirchenschulen zu St. Jakob und St. Catherinä mit 5, die niedern Kirchenschulen bei Adolph-Friedrich, auf Kungsholm und Ladugårdsland, mit 2 Lehrern, die teutsche Schule mit 3 Lehrern, die Johannisschule mit Einem Lehrer, ein Institut zur Bildung im Kirchengesange, Schulen der Militärgemeinden, eine Schiffahrtsschule, Armen- und Sonntagsschulen. Zu den Armenschulen darf man die drei Lancasterschulen rechnen. Die Sonntagsschulen sind theils die des Vereins pro fide et Christianismo für die im Christenthum vernachlässigten Mitglieder der niedern Stände, theils die durch Privatfonds bestehenden 5 Handwerksschulen. Oeffentliche Mädchenschulen findet man jetzt in allen, wenigstens den größern, Gemeinden. Waisenhäuser und Waisen-

schulen sind vorhanden (s. oben). Auch an Privat-Stiftungen für arme Kinder ist Stockholm reich. Die Privatschulen und Pensionen für Knaben und insbesondere für Mädchen sind sehr zahlreich, aber mehr des Tadels als des Lobes werth. Der gymnastischen Anstalt des Hrn. Ling ist schon oben gedacht worden.

Oberster Administrations- und Polizei-Chef der Hauptstadt ist der königliche Ober-Statthalter; ihm zur Seite steht ein Unter-Statthalter. Der Ober-Statthalter ist Präses des Magistrats, der aus 4 (wie alle, vom König ernannten) Bürgermeister und 20 Rathsherren (Rådmän) besteht. Die Magistrats-Geschäfte werden von 4 Collegien verwaltet, dem Justiz-Collegium (für Erbschafts-sachen), dem Polizei-Collegium, dem Bau- und Zunft-Collegium und dem Handels-Collegium. Die 50 Aeltesten repräsentiren die Bürgerschaft. Die Justizpflege versehen in niederer Instanz die 4 Kammergerichte, in oberer Instanz das Rathhaus-Gericht.

Der Polizeikammer steht ein Polizeimeister vor. Für die nächtliche Sicherheit der Stadt sorgt eine besondere Stadtwache; eine Brandwache, die mittelst einer Abgabe der Bürgerschaft unterhalten wird, geht umher; auch ist eine eigene Spritzen-Compagnie errichtet. Die Gassenbeleuchtung besteht seit fast einem Jahrhundert. Entsteht Feuer, so

wird durch eine gewisse Zahl von Schüssen vom Fort auf Castelholm, und durch Flaggen mit und ohne Laternen auf dem Brunkebergstorg der Nordervorstadt kund gethan, in welchem Theile der Stadt es ausgebrochen ist; auch wird die Gefahr durch Läuten angekündigt. Ein Brandversicherungs-Comtoir für die Hauptstadt ward schon 1743 errichtet. Außerdem besteht in Stockholm durch Actien eine allgemeine Brandkasse für das Reich. In den Provinzen giebt es viele kleinere Brandkassen für einzelne Städte, Kreise, ja für einzelne Kirchspiele.

Auch besteht zu Stockholm ein Commissions-Comtoir, wo man Inspectoren, Buchhalter, und die verschiedenen Klassen der Dienerschaft bis zur Viehnagd herab, mieten kann. Einen Adresskalender (Schematismus) hat indess Stockholm noch nicht.

Die Garnison von Stockholm bilden die Leibgarde zu Pferde, zwei Leibgarde-Regimenter zu Fuß und die Svea (schwedische)- Artillerie. Auch hat, wie oben erwähnt, ein Geschwader (Escadre) der Armee-Flotte hier seine Station. Das Ganze beträgt 3 bis 4000 Mann. Diese Garnison ist kasernirt. Bei Abwesenheit des Militärs thut die Bürgerschaft Wache. Sie ist in Schwadronen und Compagnien abgetheilt, die ihre eignen, mit königlichen Patenten versehenen, Offiziere haben. — Zu den königlichen Leib- und Haustruppen

gehört auch das königliche Leibtrabanten - Corps, welches im Innersten des Schlosses die Wache hat.

Der Handel in Stockholm ist sehr bedeutend; ein sehr großer Theil des auswärtigen Handels von ganz Schweden wird von Stockholm aus getrieben. Im Jahr 1818 besaß Stockholm 248 Schiffe von 21556 schweren Lasten; dagegen Göteborg (Gothenburg) nur 136 Schiffe von 10448 Lasten (im Jahr 1815: 222 Schiffe), Gefle 77, Calmar 64, Carlsrona 40, Malmö 36 Schiffe etc., wovon aber etwa nur die Hälfte ins Ausland fährt. — Unter den Stockholmer Kaufleuten *) herrscht viel Wohlhabenheit, ja Reichthum; zugleich viel Sinn für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke, wie solches die vielen von Stockholmer Kaufleuten herrührenden Stiftungen dieser Art bezeugen. Die, dem Kammer- und Commerz-Collegium untergeordnete General-Zolldirection, das See-Zollgericht, das Convoy-Commissariat, eine im Jahr 1739 errichtete Seeassecuranz-Compagnie nebst Assecuranz-Gericht, haben in Stockholm ihren Sitz. Die Ostindische Compagnie erlosch 1806. — Ein Schauamt (Hallrätt) entscheidet

*) Im ganzen Reiche zählte man im Jahre 1818, 3130 Kaufleute; im nämlichen Jahre 944 Schiffe von 61707 schweren Lasten, mit 7093 Seeleuten.

über Fabrikstreitigkeiten, sorgt auch für den Religions-Unterricht der in Fabriken und Werkstätten beschäftigten Jugend etc. Die Fabriken sind mancherlei Art; zu den bedeutendsten gehören die Rauch- und Schnupftabak-Fabriken mit einem jährlichen Fabrikwerth von mehr denn 400000 Bankthalern, die Tuchfabriken, Zuckerfabriken etc. In den Fabriken werden viele Maschinen gebraucht, und daher bei gleich großer Fabrikation wie vor 20 Jahren, nur halb so viel Arbeiter beschäftigt als damals. Die ansehnlichen Stockholmer Seidenfabriken sind die einzigen im Reich *). Etwa ein Drittel der Fabriken des Reichs findet man auf dem platten Lande, auf welches man $\frac{1}{10}$ der sämmtlichen Einwohner Schwedens rechnet **).

***) Im Jahr 1813 zahlten 664000 Frauenspersonen die Abgabe für das Tragen seidner Zeuge.**

****) Von den 2 Millionen 465,066 Einwohnern im Jahre 1815 rechnete man**

Adel	.	.	.	.	.	.	.	9681
Lehrstand	.	.	.	.	.	.	.	14673
Sonstige Staudspersonen	.	.	.	.	.	.	.	66117
Bürger	.	.	.	.	.	.	.	64102
Bauern	.	.	.	.	.	.	.	1,781977
Lappen	.	.	.	.	.	.	.	3906
Uebrige Einwohner	.	.	.	.	.	.	.	524610
								<hr/>
						wie oben	.	2,465066

Eine A u c t i o n s k a m m e r besteht in Stockholm seit 1674; Bücher - Auctionen werden dort zwei Mal wöchentlich gehalten.

Die leichte und reiche Zufuhr von Lebensmitteln aus den umliegenden fruchtbaren Provinzen macht das Leben in Stockholm verhältnißmässig wohlfeiler als in andern grossen Hauptstädten. Vieles, insbesondere Holz und Kohlen, kam bisher aus Finnland; doch hat man seit Abtretung dieses Landes Einrichtungen getroffen, um künftig den ganzen Holzbedarf der Hauptstadt aus den nördlichen und nordwestlichen Provinzen, die ihn, nach bereits begonnener nöthiger Schiff- oder Flossbarmachung der Flüsse hinreichend befriedigen können, zu beziehen. Im Jahre 1816 verbrauchte Stockholm 87000 Klafter Brennholz, wovon $\frac{3}{4}$ aus Finnland kamen. Den Werth der jährlichen Zufuhr aus Finnland überhaupt schätzte man auf $2\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr.; denn auch Fleisch, Butter, Käse, Speck, Mehl, Häute, Pech, Theer, Glas etc. wurden aus Finnland eingeführt.

Einen sehr ansehnlichen Handelszweig der Hauptstadt und noch beträchtlichem Nahrungszweig des Reichs bildet das Berg- und Hüttenwesen. Fast in allen Provinzen findet sich Eisen. Jährlich werden an 400000 Schiffpfund Eisen gewonnen, und dabei an 26000 Menschen beschäftigt. Die Zahl der Berghütten und Hammerwerke betrug im Jahre 1815 560. Zur Förderung dieses bedeutenden Erwerbzweiges ward im Jahr 1787, durch Beiträge der Grundbesitzer, das

Eisen - Comtoir in Stockholm errichtet. — Um zu verhindern, daß das erzeugte Eisen von den Eigenthümern, aus Mangel an Abnehmern, gar nicht, oder zu gering, verkauft werde, kauft das Comtoir selbst Eisen an, und macht an Grubenbesitzer Vorschüsse und Anleihen; Das Comtoir giebt ferner Preisfragen auf, unterstützt nützliche Anstalten, läßt zur Vervollkommnung der Kunst Reisen in fremde Länder unternehmen u. s. w. Für den Zweck der thätigen Einwirkung auf die Eisenbereitung unterhält das Comtoir ein Personale von Beamten und Zöglingen in den Provinzen.

Stockholm ist der Centralpunkt der Medicinal-Anstalten des Reichs; denn die Seraphinenordens-Gilde, das Gesundheits-Collegium, und unter der Leitung des Letztern eine Bildungsanstalt für praktische Aerzte haben hier ihren Sitz. Das Gesundheits-Collegium ist die oberste Medicinal-Behörde des Reichs; doch ist die Oberaufsicht über die Krankenhäuser von derselben getrennt, und nebst der Verwaltung der Hospitäler und Waisenhäuser, der Ordensgilde der Seraphinenritter übertragen, Letzteren aber in ärztlicher Hinsicht ein General-Director der Lazarethe und für das Bauwesen ein Baumeister beigeordnet worden. Das Gesundheits-Collegium besteht aus einem Präses, einem Vice-Präses, 2 Medicinalräthen, 6 Beisitzern, und dem nöthigen Kanzlei - Personale, und

zählt in- und ausländische Ehrenmitglieder. Auch das Militär-Medicinalwesen wird, von dem, in eine Civil- und eine Militär-Abtheilung zerfallenden Gesundheits-Collegium verwaltet. Das Carolinische medicochirurgische Institut bildet Aerzte und Chirurgen überhaupt und für die Armee und Flotte insbesondere. Alle medicinische Beförderungen im Militär wie im Civil (doch nicht der akademischen) gehen vom Gesundheits-Collegium aus. Jedes Län hat einen oder zwei Provinzial-Aerzte (im ganzen Reich 41); viele Städte haben einen eignen Stadtarzt, und meistens auch einen Stadt-Wundarzt, einige wenige Städte haben bloß Letztern. Bei den besuchten Heilquellen des Reichs sind Brunnenärzte angestellt, die zugleich Brunnen-Aufseher sind und heißen. Das Gesundheits-Collegium hat sein Versammlungshaus auf dem Norrmalm, wo auch das Archiv, eine medicinische Bibliothek und andere Sammlungen befindlich sind.

In Stockholm besteht ferner eine Gesellschaft von Aerzten (svenska läkare sällskap), die eine medicinische Zeitschrift herausgibt, Preisfragen aufstellt, und eine reiche Bibliothek, die auch aus Staatsmitteln Zuschüsse erhält, und Sammlungen für Naturgeschichte und Anatomie nebst chirurgischen Instrumenten besitzt.

Die einzelnen Medicinal-Anstalten der Hauptstadt sind zahlreich und vorzüglich, insbesondere ist viel für die Armen geschehen, theils durch Anstellung besonderer Armen-

ärzte, theils durch Begünstigung der Armen in den öffentlichen Anstalten, theils durch eigne Institute, die unter den Wohlthätigkeits-Anstalten aufgeführt werden sollen. Die Entbindungshäuser sind genannt worden, bereits 1757 wurde auch ein Armen - Comtoir errichtet. In den grossen Lazarethen, dem Seraphinenorden - Lazareth, dem Garnison - Lazareth, dem Stadtkranken- und Kurhause, finden eine Menge Kranker aus der Hauptstadt, so wie aus den Provinzen, Aufnahme. Das Stadt-Kranken- und Kurhaus hat 100 Betten. 1821 ward eine Thierheil - Anstalt in dem ehemaligen Blatternimpfungs-Hause auf Ladugårdsland errichtet, in welcher theoretischer und praktischer Unterricht in der Veterinair - Wissenschaft ertheilt wird.

Die Armen- und Wohlthätigkeits - Anstalten der Hauptstadt waren von jeher eben so zahlreich als gut ausgestattet, und es hätte mit diesen Mitteln viel ausgerichtet werden können, wenn die allgemeine Verwaltung nicht selten weniger mangelhaft gewesen wäre. Im Jahr 1808 wurden die verschiedenen Armen-Directionen der Hauptstadt in Eine allgemeine Armenverwaltung vereinigt, die aber so wenig zum Zwecke führte, daß sie vielmehr ansehnliche Schulden machte, die jetzt durch $\frac{2}{3}$ der Armensteuer Stockholms allmählich getilgt werden. Im Jahr 1812 ward die Allgemeine Armenverwaltung aufgehoben und jede Gemeinde erhielt ihre eigne Armenpflege, indem sie zugleich verpflichtet

wurde, ihre Armen selbst zu unterhalten. Die nöthigen Armengelder werden in jeder Gemeinde durch Steuern erhoben, welche auf die Häuser gelegt sind. Da aber eine Gemeinde leicht mehr Arme haben kann, als sie zu unterhalten im Stande ist, so hat man auch eine Allgemeine Armenkasse errichtet, aus welcher die einzelnen Gemeinden nach Bedarf unterstützt werden. Diese Kasse wird durch eine Art von Vermögenssteuer gefüllt. Ein jeder Einwohner erlegt nämlich zu dieser Kasse eine jährliche bestimmte Summe (im Jahr 1817 6 Schillinge von jedem Kronsteuer-Thaler). Ausser dem werden die einzelnen Wohlthätigkeits-Anstalten ganz nach dem Willen der Stifter verwaltet. Durch diese neue Einrichtung und durch die ansehnlichen Geschenke, welche Karl XIV. Johann schon als Kronprinz, aus seiner Privatkasse von Zeit zu Zeit, theils den Gemeindekassen, theils den einzelnen Wohlthätigkeits-Anstalten verehrte, und die bereits im Dezember 1817 zu 160000 Bankthalern angegeben wurden, ist das Armenwesen der Hauptstadt jetzt sehr zweckmässig eingerichtet und die Bettelei gänzlich ausgerottet. Die Stadt selbst hatte seit 1812 jährlich 25000 Rthlr. Armengeld aufgebracht.

Ausser den öffentlichen Armenanstalten giebt es viele Privatanstalten für Arme und Kranke. Bereits im Jahre 1807 überstiegen die für fromme Zwecke ausgesetzten Kapitalien und die als solche angeschlagenen jährlichen Einkünfte eine Million Bankthaler. Seitdem sind diese Fonds wohl

noch um ein Paar Mal Hunderttausend Thaler vermehrt worden, und noch immer entstehen neue milde Stiftungen und Vermächtnisse, zumal in Stockholm, in großer Zahl. Zu den merkwürdigern und umfassendern Kranken- und Armenanstalten dieser Art gehören: 1) Die Krankenanstalt für arme Standespersonen, 1792 vom Assessor Strandberg gestiftet. Vom 1. November 1818 bis 1. November 1819 wurden in diesem Institut 251 verschämte Arme (Pauvres honteux) mit Arznei und Krankenspeise versehen; die Aermsten erhielten auch Brennholz. 2) Die Anstalt des Narcissaner - Ordens unterhält eine Anzahl kranker, die Heilquelle des Thiergartens benützender, Standespersonen. 3) Das Krankenhaus für Zollbeamte. 4) Die Anstalt zur Unterstützung und Heimsendung schwedischer Seeleute, die durch Krankheit oder Armuth im Auslande zurückgehalten werden. 5). Die besondern Krankenanstalten für die Garnison und die Armeeeflotte. 6) Die Stiftung zum Besten kranker Gefangnen, 1790 durch den Großhändler Nyström gemacht. 7) Die Muhrbeck'sche Stiftung, 1747 vom Pastor Muhrbeck gemacht. Aus dieser genießten ohne ihre Schuld ins Elend gerathene Erwachsene Unterstützung, und arme verwaiste Mädchen von 6 — 15 Jahren Unterricht nebst Mittagkost; die Aermsten haben Alles frei und wohnen in der Anstalt. 8) Die Gustavs-Anstalt, 1800 errichtet; sie versorgt in theurerer Zeit die ärmere arbeitende Klasse der Hauptstadt mit den nothwendig-

sten Lebensmitteln zu niedrigen Preisen. 9) Das Königs-Hospital, 1796 von der Stockholmer Bürgerschaft gestiftet. Es giebt Pensionen an verabschiedete Krieger und an arme Männer, welche in andern Anstalten keine Aufnahme finden. 10) Das Königin-Hospital, 1805 von einem Unbekannten als Pensions-Anstalt für verabschiedete Svea-Gardisten gestiftet. 11) Das Hospital des Zimmermanns-Ordens, seit 1798; zum Besten verwundeter Vaterlands-Vertheidiger und solcher, die bei Bauten zu Schaden gekommen sind. 12) Die Armenanstalt des Koldin-Ordens, seit 1800; für arme und schwächliche Seelute. 13) Die Armenkasse für Fabrikarbeiter. 14) Das Königin-Haus (Drottninghuset), von Ulrika Eleonora, Karls XI. Gemahlinn, zum Besten armer Wittwen und Töchter von Offizieren, Geistlichen, Bürgern und königlichen Beamten gestiftet. 15) Die Gratalkasse des Hofstaats, 1788 für Wittwen und Kinder armer Hofbedienten errichtet. 16) Das Alte-Männerhaus der Bürgerschaft, 1788 durch Sammlungen der Bürgerschaft gestiftet; es gewährt verarmten alten Bürgern eine bequeme Wohnung und Unterhalt. 17) Das Bürgerwittwen-Haus, 1724 durch eine Schenkung des Großhändlers Grill entstanden; dem vorigen ähnlich. 18) Die Nothkasse, seit 1768, für Arme, die sonst keine Unterstützung erhalten. 19) Die Freunde der Nothleidenden, eine zur Unterstützung verschämter Armer erst seit Kurzem zusammengetre-

tene Gesellschaft, welche zu Ende des Jahres 1817 schon 85 jährliche und 75 beständige Mitglieder zählte. 20) Ein wohlthätiger Frauenverein.

Eine treffliche Anstalt zur Vorbeugung der Verarmung ist die 1821 errichtete Sparkasse, in welche bis zum Schluss des nämlichen Jahres bereits 986 Personen an 16000 Bankthaler eingelegt hatten. Noch eine löbliche Anstalt ist das Matrosen - Haus (Sjömanshus). Hier werden nicht nur die Seefahrenden, die als solche gewisse Freiheiten genießen, eingeschrieben, ihre Vermiethung beaufsichtigt, kleine Zwiste entschieden, sondern auch arme, nicht mehr dienstfähige Schiffer und Matrosen von Kauffahrteischiffen, deren Wittwen und Kinder, mit Unterstützung bedacht, u. s. w. Solche Matrosen - Häuser giebt es, ausser Stockholm, in mehreren Seestädten, auch wohl besondere Krankenhäuser für Seeleute.

Die Militär - Gemeinden haben ihre eignen Armen - Einrichtungen, auch Schulen. — Mehre Militär- und Civil-Pensionskassen bestehen in Stockholm. Die königliche Pensionskasse ist für Militär- und Civilbeamte bestimmt. — Die Allgemeine Wittwen- und Waisenkasse für Militärs und Civilbeamte besteht durch Zuschüsse der Theilnehmer und durch Vermächtnisse. Im Laufe des Jahres 1819 zahlte sie 15800 Bthlr. Pensionen aus, und ihr Fond belief sich am Schluss des nämlichen Jahres auf 397986 Bthlr.— Die Wadstena-

I n v a l i d e n k a s s e ertheilt Pensionen an gebrechliche oder verwundete, verabschiedete Krieger der eingetheilten, wie der geworbenen Landarmee. Die Kasse genießt gewisse Procente von Vollmachten, Contracten etc. — Die **A d m i r a l i t ä t s - I n v a l i d e n k a s s e** ertheilt Pensionen an Admiraltätsbeamte, deren Wittwen und Kinder. — Für die Beamten der **R e i c h s b a n k** besteht seit 1748 eine Wittwen- und **W a i s e n k a s s e**, die hauptsächlich durch Abzüge von dem Gehalt der Beamten gefüllt wird. — Ein besonderer **P e n - s i o n s f o n d** besteht auch für die beim königlichen **S c h a u s p i e l** Angestellten.

Die **A l l g e m e i n e M a g a z i n - D i r e c t i o n** darf nicht minder als Fürsorge-Anstalt für die Armen, nicht allein der Hauptstadt, sondern auch des Reichs überhaupt betrachtet werden. Sie besteht durch öffentliche Gelder, und hat seit dem Reichstage von 1818 in der Bank ein Discontrecht auf 2 Millionen zu 3 Procent. Das Saat- und Brodkorn, welches sie ausgiebt, kann als Anleihe empfangen werden, wird aber auch in gewissen Fällen geschenkt.

Für die geistige und bürgerliche Bildung besonderer Klassen von Unglücklichen sorgt das **T a u b s t u m m e n - u n d B l i n d e n - I n s t i t u t** in Stockholm. Es entstand 1806 als Privat-Anstalt des Protokoll-Secretairs **P e h r B o r g**, wurde 1808 von den Ständen übernommen und seit dieser Zeit auf öffentliche Kosten unterhalten. Im Jahr 1817 gab **B o r g** die **Lêitung** dieses Instituts auf und stiftete ein zweites auf eigne

Kosten und durch Actien. Bald wurden indess beide Anstalten unter Borgs Leitung vereinigt. Dieses jetzt einzige Taubstummen-und Blinden-Institut Schwedens befindet sich zu Manhem, einem freundlichen Landsitze im untern Thiergarten. Gebäude und Einrichtung sind Werk der Taubstummen, die von jeher die grössere Zahl der Zöglinge ausmachten. Der Hauptzweck geht auf Bildung, zumal der Taubstummen, für Handwerke. Man findet daher zu Manhem 16 Werkstätten für Tischler, Drechsler, Schmiede, Metallgiefser, Blechschläger, Maler, Glaser, Schuster, Vergolder, eine Kartenfabrik u. dgl.m. Von 1810 bis 1817 hatte das Institut 54550 Rthlr. an Gaben und Vermächtnissen empfangen.

Für Wissenschaft und Kunst besitzt Stockholm mehre Akademien und kleinere Vereine.

Die königliche Akademie der Wissenschaften ward bereits von Karl XII. entworfen, aber erst 1739 errichtet. Unter ihren Stiftern befindet sich ein Karl Linnäus (geadelt von Linné), ein Jonas Alström (geadelt Alströmer) ein Graf Anders von Höpken etc. Letzterer entwarf ihre Statuten und war ihr erster Secretär; Linné ihr erster Präsident. Die Akademie hat sich namentlich um die Naturwissenschaften grosse Verdienste erworben, wie sie denn auch gelehrte Reisen veranstaltet hat. Nicht minder gehört die Fortbildung der schwedischen Sprache zu ihren Zwecken. Nach den neuesten Statuten

zerfällt sie in 9 Klassen. Jährlich erscheinen ihre Verhandlungen in zwei Bänden. Kraft eines königlichen Privilegiums giebt sie seit 1747 auch sämtliche schwedische Kalender heraus, was ihr bedeutende Einkünfte gewährt. Sie genießt ferner Postfreiheit und hat von Zeit zu Zeit ansehnliche Vermächtnisse erhalten. Der jetzige Secretair der Akademie ist der berühmte Chemiker af Berzelius. Er hat freie Wohnung im Amtshause, an der Stora Nygata, in der eigentlichen Stadt. Hier sind auch der größte Theil der Bibliothek (etwa 6000 Bände) und die übrigen Sammlungen der Akademie aufgestellt. In jener nimmt das Rosenadler'sche Gesckenk von fast allen in Schweden gedruckten Büchern eine vorzügliche Stelle ein. Die übrigen Sammlungen enthalten theils Alterthümer, Kleidungen, Waffen, Hausgeräthe, nach Welttheilen und Völkern lehrreich geordnet, theils Thiere. Neuerlich kam das große vom König erkaufte Paykul'sche Cabinet in- und ausländischer Vögel und Insekten hinzu. Die inländischen findet man hier fast vollständig beisammen; auch manche noch unbeschriebene Art. Auch ist eine vom Könige in Rußland angekaufte, besonders an Goldstufen reiche Mineralien-Sammlung aufgestellt. Vorlesungen werden gehalten. Im Observatorium wohnt der Astronom der Akademie. Ein botanischer Garten ist vorhanden, u. s. w.

Die königl. Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Alterthümer, ward 1753 von Ulrika Eleonora gestiftet und von

Gustav III. 1786 erneuert. Sie versammelt sich im königlichen Schlosse, wo auch ihre Sammlungen aufgestellt sind, zählt Ehren-, arbeitende und auswärtige Mitglieder und Correspondenten, und giebt Preisfragen auf. Ihre Verhandlungen erscheinen in schwedischer Sprache.

Die Schwedische Akademie stiftete **Gustav III.** 1786 für die Ausbildung der schwedischen Sprache; sie umfaßt vaterländische Dichtkunst und Beredsamkeit. Sie giebt jährlich drei Preise aus, zwei in Gold zu 26 und zu 10 Dukaten, und eine silberne Medaille. Die Zahl der Mitglieder ist auf 18 festgesetzt; jeder schreibt sich: Einer der Achtzehner der schwedischen Akademie. Sie haben Troman's- (Obersten-) Rang und den Vorzug, unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit des Svea-Hofgerichts zu stehen. Bald nach ihrer Stiftung krönte die Akademie eine Preisschrift **Gustavs III.** über **Leonhard Torstenson**, ohne den Verfasser zu ahnen. Der König empfing aus den Händen der Akademie die dem unbekannten Verfasser zuerkannte große goldene Medaille. Zur Vermehrung der Einkünfte der Akademie ist derselben das Vorrecht der Herausgabe der amtlichen Zeitung (**Post- och Inrikes Tidning**) ertheilt worden.

Die im Jahre 1796 gestiftete Akademie der Kriegswissenschaft erhielt diesen Namen 1805, wo ihr Wirkungskreis erweitert wurde. Bis dahin hatte sie die Gesellschaft schwedischer Kriegsmänner geheissen. Die

arbeitenden Mitglieder sind in 5 Klassen vertheilt; außerdem zählt die Akademie auch Ehren-, correspondirende und auswärtige Mitglieder.

Die Akademie der freien Künste ist die älteste der Stockholmer Akademien. Sie wurde 1735, unter dem Namen der Maler- und Bildhauer-Akademie, vom Reichsrathe Grafen Tessin gestiftet, erhielt aber erst 1775 durch Gustav III. ihre Statuten. Die Akademie besitzt ein eignes Haus auf Norrmalm, welches ihr der Oberdirector Meyer 1775 schenkte. Hier findet man mancherlei Kunstsammlungen, besonders viele Gypsarbeiten. Sie setzt Preise aus, welche aus königlicher und aus Privat-Stiftungen fließen. Auf ihre Kosten reisen auch talentvolle junge Künstler zu weiterer Ausbildung ins Ausland.

Die musikalische Akademie ward 1771 von Gustav III. gestiftet. Sie soll die Musik theoretisch und praktisch fördern; in letzterer Hinsicht ist eine Singschule errichtet und werden Concerte gegeben; in ersterer Beziehung werden Lehrbücher ausgearbeitet, u. s. w.

Die Akademie des Landbaues besteht aus arbeitenden, correspondirenden und Ehrenmitgliedern, und erzieht junge Leute für die Landwirthschaft. Am 28. Januar, dem Jahrtage ihrer Stiftung, setzt sie Preise aus und ertheilt Belohnungen; auch findet an diesem Tage eine öffentliche Ausstellung schwedischer Natur- und Kunsterzeugnisse Statt.

Die Patriotische Gesellschaft, im Jahr 1772 zur Förderung des Ackerbaues, der Industrie und bürgerlicher Tugenden überhaupt gestiftet, belohnt gegenwärtig insbesondere Fleiß, Ernst und Treue der Dienstboten, Fabrikarbeiter etc. durch feierlich, in der Kirche des Orts, nach geendigtem Gottesdienst überreichte Geschenke, die in silbernen Löffeln, Ketten mit Denkmünzen etc. bestehen.

Die Gesellschaft pro Patria theilt gleichfalls silberne Denkmünzen für langen treuen Dienst an Landschullehrer, Wehmütter, Handwerker, Landbauer und Dienstboten aus, auch für ländliche Betriebsamkeit, häusliche und kindliche Tugenden etc. (Von dem Waisen- und Entbindungshause dieser Gesellschaft ist schon oben geredet worden.)

Zur Herausgabe wichtiger, bisher ungedruckter, alter Beiträge zur nordischen Geschichte besteht ein Verein von Gelehrten, der schon eine Reihe von Bänden herausgegeben hat. Secretair dieses Vereins ist der, insbesondere als Statistiker und Geschichtschreiber bekannte, Pehr Adolph Granberg.

Ueberhaupt erscheint in Stockholm die gröfsere Hälfte der in Schweden gedruckten Bücher. Neuerdings hat sich indeß die Zahl der in Upsala herauskommenden Bücher sehr vermehrt. Im Jahre 1818 erschienen in Schweden 562 Schriften, die im Ladenpreis 241 Bankthaler kosteten; 271 waren Originale und 91 Uebersetzungen. (Im Jahr 1816 waren nur 90 Originale und 87 Uebersetzungen.) Die meisten

Schriften werden auf Kosten der Verfasser oder anderer Literatur - Freunde, auf Unterzeichnung, in einzelnen Fällen auf Kosten des Königs oder des Staats gedruckt. Nur wenige Buchhandlungen haben bedeutenden Verlag, und diese wenigen befinden sich in Stockholm. Den Hauptverlag bilden Uebersetzungen. Uebrigens wird der literarische Verkehr durch den Mangel umfassender, überall zugänglicher Kataloge, so wie durch den Mangel fahrender Posten, erschwert. Dennoch findet man in mehreren Buchhandlungen Stockholms und Upsalas die neusten deutschen Meßerscheinungen. Die deutsche Literatur wird vorzugsweise geschätzt. In allen Stadtschulen wird die deutsche Sprache gelehrt, und die Gelehrten, wie überhaupt die meisten Honoratioren, verstehen deutsch; viele sprechen es auch. Eine Ausgabe der deutschen Klassiker hat der Buchhändler Bruzelius in Upsala unternommen. — Man hat zu Stockholm ein Lesekabinet, worin man die vorzüglichsten ausländischen Journale und Zeitungen findet. Die Zahl der in Stockholm und andern Städten selbst erscheinenden Zeitungen, Monats- und Wochenschriften ist nicht gering. — Buchdruckereien zähle man im Jahr 1819 in ganz Schweden 45, wovon 16 in Stockholm.

An ausgezeichneten Gelehrten, Dichtern und Künstlern hat Stockholm keinen Mangel, aber bedeutende Privat-Bücher- und Kunstsammlungen sind nicht zahlreich; eben weil ihre Errichtung mit viel größern Schwierigkeiten verbunden ist.

rigkeiten verbunden ist, als in den grossen Hauptstädten Deutschlands. Der von Engeström'schen Bibliothek etc. ist schon gedacht worden. Eine umfassende, meist in Paris gesammelte, auserlesene Bibliothek besitzt der auch als deutscher Dichter vortheilhaft bekannte von Brinckmann. Alle Privatbibliotheken indess werden an Umfang und Reichhaltigkeit von der Bibliothek des russischen Gesandten, Generals, Grafen Suchtelen, (einst Professors in Leiden, von wo ihn Katharina II. berief), übertroffen. Sie zählt an 40000 Bände; auch wichtige Handschriften, besonders morgenländische. Graf Suchtelen besitzt auch eine kostbare Kunst- und Gemäldesammlung.

Ueberhaupt findet man in Stockholm viel Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Dafür zeugen die vielen wissenschaftlichen und Kunst-Vereine, das wohleingerichtete königliche Schauspiel, die musikalischen Cirkel, so wie die vielen geselligen Vereine, in denen das Kartenspiel gar keinen oder nur einen sehr untergeordneten Theil der Unterhaltung bildet.

Im Winter herrscht in Stockholm viel geselliges Leben. Die Gastfreiheit gegen Fremde ist gross. Die Mittagsgesellschaften versammeln sich um 2 oder 3 Uhr, und dauern nur kurze Zeit; auch am Abend speis't man bei Tische. Die Bälle endigen sich um Mitternacht mit einem Souper, bei welchem aber nur die Damen zu sitzen pflegen. Thee-

Gesellschaften sind wenig üblich. Die schwedische Küche ist vorzüglich. Stockholms Concerte sind berühmt und in der Regel vorzüglicher als Schauspiel und Bälle. Häufig finden auch Privat-Concerte Statt; Gesang ist dabei die Hauptsache. Im Sommer 1821 gab man auf dem Gesundbrunnen costumirte Bälle, auf welchen jeder Theilnehmer in einem bestimmten Costüme, doch ohne Maske erschien. Am lustigsten ist es in Stockholm um die fröhliche Weihnachtszeit, nach den Feiertagen. Am Vorabende des Festes wird der berühmte Weihnachts-Markt, mit seinen unzähligen Lichtern, auf Stortorget gehalten. Schlittenfahrten nach nahen und fernen Landsitzen sind den ganzen Winter hindurch sehr üblich.

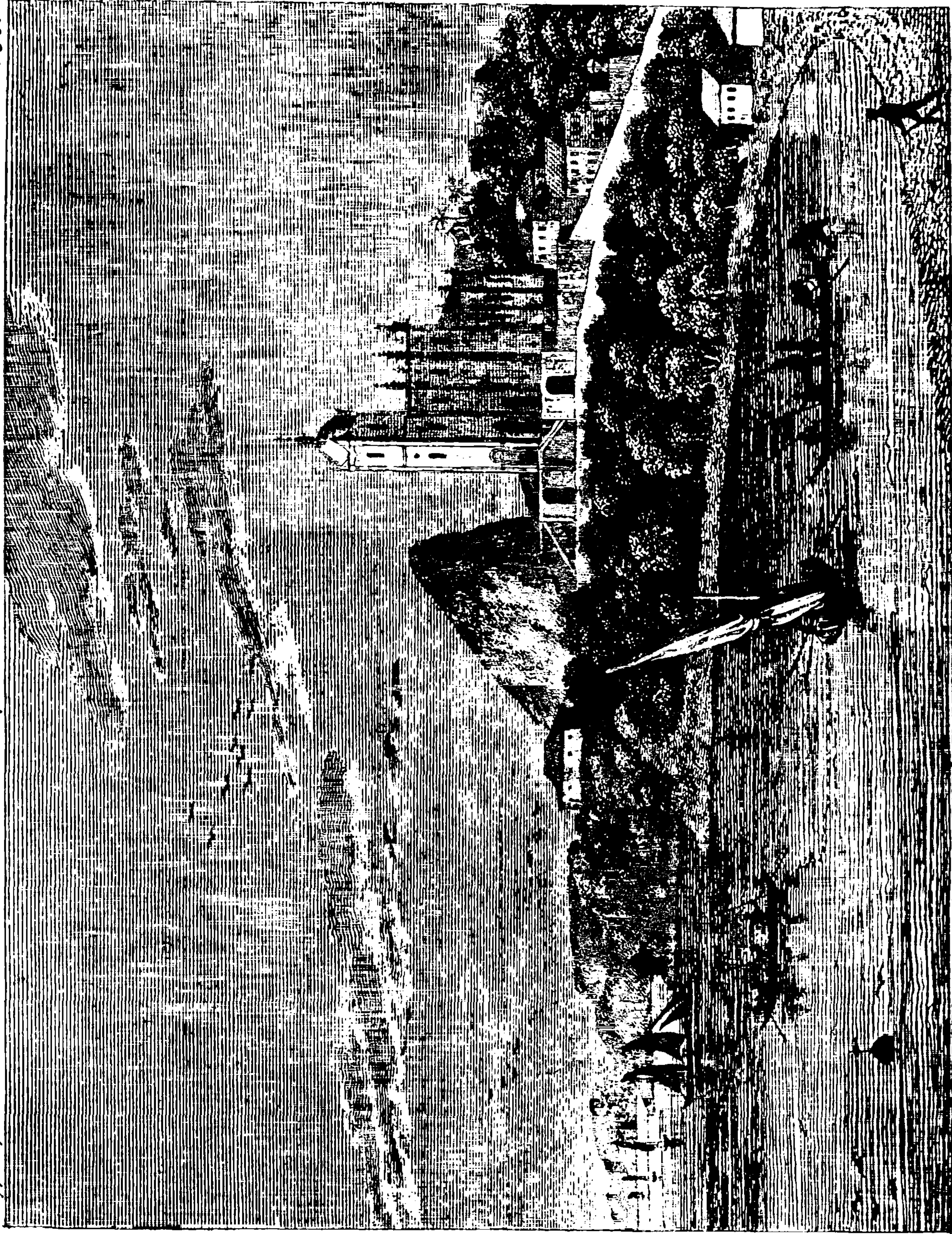
Aber nicht bloß viel geselliges und fröhliches Leben herrscht in Stockholm; auch der Sinn für kirchliches und sittliches Leben ist nicht erloschen. Die Kirchen werden zahlreich besucht. Der Verf. fand an gewöhnlichen Sonntagen nicht bloß Eine, sondern mehre, selbst die größten, Kirchen so angefüllt, daß sogar vor den Thüren und an niedrigen Kirchenfenstern Leute der Predigt zuhörten. Auch in den Familien findet man noch viel religiösen Sinn. In einigen sind, zumal am Sonnabend, häusliche Erbauungsstunden üblich. Tischgebete sind fast allgemein.

Arago's Spazierfahrt um die Welt.

Wir haben im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs, S. XXV. der allgemeinen Uebersicht der wichtigsten geographischen Forschungen etc. von der Entdeckungsreise gesprochen, welche der französische Seefahrer, Capitain Freycinet in den Jahren 1817 bis 1820 unternommen hat. Ein Theil von den Ergebnissen dieser Reise ist durch Herrn Arago bekannt geworden, welcher den Capitain Freycinet als Zeichner begleitete, und die Beschreibung dieser Reise im Jahr 1822 unter dem Titel: *Promenade autour du Monde, pendant les années 1817, 1818, 1819 et 1820, sur les Corvettes du Roi l'Uranie et la Physicienne, commandées par M. Freycinet*, in zwei Octavbänden zu Paris herausgegeben hat. Wir heben nicht nur das Merkwürdigste aus diesem Reiseberichte für unser Taschenbuch aus, sondern theilen auch von-dem dazu gehö-

rigen aus 1 Karte und 25 lithographirten Abbildungen bestehenden Atlas einige Blätter mit. Obschon wir über den Hauptzweck dieser Entdeckungsreise, die Bestimmung eines ersten magnetischen Meridians, aus Arago's Werke nichts erfahren: so gewähren doch seine Bemerkungen über die besuchten Länder im Allgemeinen, über ihre Erzeugnisse und Bewohner, eine äusserst anziehende Lectüre. Alle seine Berichte tragen, wie auch schon Malte-Brun bei der Anzeige dieses Werkes in den *Nouvelles Annales des Voyages* etc. Jahrgang 1825, Februarheft, S. 242 bemerkt hat, einen gewissen Charakter von Wahrheit an sich, und seine Bemerkungen sind grösstentheils so natürlich und verständig, zuweilen auch so witzig, daß man dem Erzähler durchaus seinen Beifall nicht versagen kann und die hier und da vorkommenden Auswüchse gern übersieht. Das Ganze hat übrigens die Form eines Tagebuchs, aus einzelnen Briefen bestehend, die im Verlauf der Reise nach und nach an einen Freund geschrieben worden sind.

Das Erste, worüber unser Reisender sich umständlicher verbreitet, ist Brasilien, oder vielmehr dessen Hauptstadt Rio Janeiro. Die Ankunft dselbst war von einem Unglücksfall begleitet. Ein Canonier verlor beim Begrüssen das Leben. Der Eindruck, den der erste Anblick dieser Stadt auf Arago machte, war überraschend. „Die reizende Ansicht der Stadt, ein grosser und sicherer Hafen, ein Wald von Masten, die überall sichtbare Thätigkeit des Kaufmanns,



*Sicht der Kirche Nossa Senhora da Gloria
in Rio Janeiro.*

der wilde Gesang der Schwarzen, das Gewühl der Fischer, die Zänkereien der Schiffleute, eine fremde Sprache, der Anblick nie gesehener Früchte: ich bewundere Alles, ich genieße von Allem! Wenn nach einer dreimonatlichen beschwerdevollen Seereise schon der Anblick des Landes an sich die Seele des Reisenden mit Freude erfüllt; wenn selbst ein unfruchtbarer Felsen ihm beim ersten Erblicken als ein angenehmer Aufenthalt erscheint: um wie viel größer muß das Entzücken seyn, wenn das Auge auf lachenden Fluren, auf reichbewachsenen Gefilden ruht, auf hohen Gebirgen, deren Rücken und Gipfeln mit unermesslichen Wäldern bedeckt sind, und deren Abhänge in tausendfachem Farbenschmucke von Gewächsen und Blumen prangen!“

„Die Natur hat Brasilien nicht nur nichts verweigert, was zum Leben der Menschen nöthig ist, sondern sie hat es sogar verschwenderisch mit Allem ausgestattet, was die Sinne reizen und der Eitelkeit schmeicheln kann. Der Boden bringt die herrlichsten Früchte, wie Feigen, Citronen, Ananas etc. im Ueberflusse hervor. Die Gebirge enthalten in ihrem Schoosse Diamanten und andere Edelsteine. Das Meer ist reich an Fischen und nicht jenen fürchterlichen Orkanen unterworfen, welche die Antillen, Isle de France, Bourbon und fast alle Colonien von Zeit zu Zeit heimsuchen. Eine Menge goldreicher Flüsse befruchtet die blumigen Thäler. Das Klima ist zwar heiß, wird aber durch häufige Regen gemäßigt, welche zugleich ansteckende Seuchen verhindern

die Fluren mit lachendem Grün schmücken, die Quellen mit Wasser versorgen, und auch den Menschen mit jener Fülle von Kraft ausrüsten, deren er in den Ländern der heißen Zone mehr als anderswo bedarf.“

„Sobald man in einem fremden und merkwürdigen Lande angekommen ist, will man auch Alles sehen und kennen lernen. Ich hatte schon von weitem die prächtige Wasserleitung bewundert, welche die Stadt und die Rhede umschließt und ihrerseits wieder von dem Corcovado, einem Berge von malerischem Ansehen und reichem Pflanzenschmuck, beherrscht wird. Ich frage nach dem Wege dahin, und ein gefälliger Portugiese bietet sich mir zum Begleiter bis nach dem Klöster der Heil. Theresie an, wo er seine Schwester besuchen will. Bald waren wir bei diesem Gebäude angelangt. Vergebens wagt es der Maler oder der Erzähler, einen Begriff von der Aussicht zu geben, die sich, von dem hohen Standpunkte dieser frommen Wohnung aus, dem Auge darbietet. Alles, was die Kunst Verführerisches, das Talent Erhabenes hat, kann nur ein schwaches Bild davon geben. Zu den Füßen dicht belaubte Orangenwälder, mit goldnen Früchten belastet; zur Rechten der Zuckerhut, ein steiler Spitzberg (Pik), der dem Schiffer schon in der Entfernung die Nähe des Orts verkündet, wo er von seinen Beschwerden ausruhen kann; Schiffe, von allen Richtungen her kommend, und das unermessliche Meer durchfurchend, ohne die kleinste Spur ihres Weges zurück-

zulassen; gegenüber, an der andern Seite der Bai, ein Kloster, Unserer Lieben Frauen von der glücklichen Reise (Notre - Dame - de - Bon - Voyage) geweiht; weiterhin, mit lachendem Grün bedeckte Gebirge, deren wellenförmiger Umriss seltsam gegen jene scharfen und ungleichen Spitzen absticht, welche wie Orgelpfeifen aussehend, von der Natur den Verheerungen des Weltmeeres als ein Damm entgegengestellt zu seyn scheinen; eine Stadt, durchschnitten von Hügeln, und aus welcher sich kleine weiße Gebäude von sonderbarer Bauart emporheben; eine Menge kleiner Inseln, wie absichtlich in die Rhede geworfen, um den von Stürmen bedrohten Fahrzeugen als Zuflucht zu dienen; ein unermesslicher Mastenwald; Flaggen und Wimpel von allen Farben; Alles in unaufhörlicher Bewegung und in der Nähe um dich her tiefes Schweigen und Ruhe Ich konnte mein Auge und mein Gemüth nicht abwenden von diesem entzückenden Gemälde. Mein Führer hatte mich, ohne daß ich es merkte, verlassen.“

„Endlich rifs ich mich gewaltsam von dem prachtvollen Panorama los, und ging längs der Wasserleitung fort. Als ich bei dem Wasserfalle angekommen war, der sie mit Wasser versorgt *), blickte ich zurück und fragte mich, ob ich ein Werk der Römer sehe, und ob meine Füße wirklich

*) Er heisst im Portugiesischen Mai d'agoas, d. h. Wassermutter.

auf brasilischem Boden ständen. Dieses merkwürdige Denkmal der Baukunst besteht aus zwei Reihen von Bogen, eine über der andern; die obere Reihe enthält zwei und vierzig. Sie verbinden zwei Hügel mit einander und schliessen sich an ein niedrigeres Gebäude an, welches so eingerichtet ist, daß das Wasser mit der Luft in Berührung kommen kann. Die Ausdehnung des Ganzen, längs der Seite des Gebirges hin, bis zum Fuß des Corcovado, beträgt mehr als anderthalb Wegstunden (Lieues).“

Den geselligen Ton der Einwohner von Rio *) fand Arago sehr zwangvoll und die Unterhaltung leer. In einem angesehenen Hause, wo er eingeladen war, geriethen die angespannten und verschlossenen Gesichter erst beim Anblick eines Sapajou in theilnehmende Bewegung, als dieser, an die Saalthüre angekettet, seine Sprünge zu machen anfang. Ueberhaupt sind die Einwohner Rio's, ungeachtet ihrer Vergnügungssucht, sehr träg. „Ein Mann, in seiner Hangematte oder auf seinem Sopha ausgestreckt, die Felder seiner Zimmerdecke zählend, oder die unbedeutenden Verzierungen seiner Tapeten betrachtend, wird dich dennoch versichern, daß er sich gut unterhalte. . . . Nirgends ein besuchter öffentlicher Ort oder Platz. Man sucht hier die Einsamkeit, wie man bei uns die Gesellschaft sucht. Vor der Ankunft des

*) So nennt man kurzweg die Hauptstadt Brasiliens.

Hofes in Rio (1807) besuchten die Brasilier allerdings den öffentlichen Garten; man tanzte hier und erlustigte sich bei Gesang und Saitenspiel. Aber ach! sich im Putz übertroffen zu sehen, verzeiht so leicht keine Dame, sie sei aus welchem Lande sie wolle. Die Brasilierinnen waren mit Diamanten bedeckt und verdunkelten die Portugiesinnen. Daher die Eifersucht, die Spannung, daher die Ertödtung alles geselligen Geistes. Jeder bleibt zu Hause, und man nennt das Leben.“

„Niemand hat einen Begriff von öffentlichen Bällen. Nur bei Hofe sieht man tanzen, aber Charakter - Tänze, durch bezahlte Leute ausgeführt, welche überdies schwer zu bekommen sind und hoch besoldet werden. Es giebt zwei französische Tänzer hier; obschon äußerst mittelmässig, geht man doch fast nur ihretwegen ins Theater, um sie zu bewundern und zu beklatschen. Aber, fragte ich eines Tages Jemanden, hat denn der Kronprinz, der so viel Geschmack an europäischer Unterhaltung findet, kein Mittel, sich dergleichen zu verschaffen? — Verzeihen Sie, war die Antwort; der Prinz macht einen sehr zweckmässigen Gebrauch von seinem Vermögen. Er hält auf militärische Vergnügungen, beschäftigt sich aber auch mit Eifer und Talent in seinem Cabinet. Er besteigt sein Pferd, nicht um spazieren zu reiten, sondern weil ihn ein dringendes Geschäft da oder dorthin ruft; und so beschämt er durch die nützliche und thätige Verwendung seiner Zeit den Stumpfsinn und die Schläfrigkeit

seiner Umgebungen. — Haben Sie seine Gemahlinn gesehen? Was halten Sie von ihr? — Ich glaube, daß die Brasilierinnen, welche das Glück haben, in ihrer Nähe zu seyn, sich nur zu oft ihrer eignen Unwissenheit werden schämen müssen. Ich kenne fast keine Geschicklichkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung, die ihr fremd wäre. Selbst wenige Damen in Europa dürften ihr an botanischen, entomologischen, mineralogischen und überhaupt an naturgeschichtlichen Kenntnissen gleichkommen. Diese Beispiele werden für mein Vaterland nicht verloren gehen. Vielleicht sind die Tage nicht fern, wo man sich mit einigem Stolz wird einen Brasilier nennen dürfen. Diese Hoffnung nährt mehr als Ein edles Gemüth.“

Folgendes ist ein schöner Zug von der Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe des Königs.

„Ein reicher Goldschmidt in Rio hatte, unter andern Slaven, auch einen Neger von der Küste von Mozambik, an dem er Tag für Tag die Stärke seines Armes erprobte. Schläge und Hunger hatten endlich diesen Unglücklichen so ganz stumpf- und blödsinnig gemacht, daß er es geduldig litt, wenn ihm sein Herr jeden Morgen die linke Hand in einen Schraubstock preßte und ihm mit einer großen Feile nach und nach die Finger abraspelte. Als zuletzt nur noch die Stummel an der Hand sitzen, befiehlt ihm der Herr eines Morgens, nun auch die rechte Hand herzugeben. Da erwacht der letzte Rest von Gefühl in dem unglücklichen Schwarzen ;

die Wuth bemeistert sich seiner; er ergreift das nämliche Werkzeug, das ihn so grausam verstümmelt hat, schlägt seinen Herrn todt, und läuft nun nach St. Christophe, wo er mit Geschrei zu dem Könige verlangt. Der Monarch läßt den Slaven eintreten; dieser wirft sich ihm zu Füßen und gesteht den begangenen Mord. — Unglücklicher! was hat dich dazu bewogen? — Die Rache. — Was hat man dir gethan? — Man hat mir die Hand verstümmelt. — Warum? Was hattest du verbrochen? — Ich weiß von keinem Verbrechen. — Man suche sogleich Zeugen auf und Sorge unterdessen für diesen Menschen *). — Es kommen Zeugen und bethauern die Unschuld des Schwarzen. — Du bist frei, sagt der König: die zwei Slaven deines Herrn sind jetzt dein Eigenthum, ich schenke dir auch zum Anfang deiner Wirthschaft einen Theil von seinen Reichthümern. Aber sei menschlich! Denke an deine eignen Leiden und an das Schicksal deines Herrn.“

Im Februar 1818 kamen unsere Reisenden nach der Capstadt, dem Hauptorte der holländisch-englischen Niederlassung am Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier einige Züge aus dem Gemälde dieser Stadt. „Der von ältern Reisenden so gerühmte Garten der Compagnie ist jetzt sehr in Verfall gerathen. Nur prächtige Eichen-Alleen

*) Die Schwarzen sind Menschen in den Augen des Königs.

Aum. d. Verf.

machen jetzt seine Zierde, und reissende Thiere seinen Reichtum aus. Der Königstieger ist ein prachtvolles Thier; der Löwe und die Strausse zeichnen sich durch ihre Grösse aus. Uebrigens meistens nützliche Gewächse und Arzneikräuter; Heu und Eicheln nicht zu vergessen. Die Engländer besuchen diesen Garten oft, um ihre Mahlzeit darin einzunehmen; man athmet hier eine sehr frische Luft.“

„Die Bauart der Häuser ist eigenthümlich und mannichfaltig. Die öffentlichen Gebäude sind nicht von den Privathäusern zu unterscheiden, so sehr wetteifern diese mit jenen an Grösse und Schönheit. Das Rathhaus (Hôtel de Ville) erinnert an die schönen Palläste, welche man so häufig an den Küsten von Genua erblickt. Die Kirchen sind klein, aber nett. In jeder werden täglich zu gewissen Stunden die schwarzen Slaven in der Religion unterrichtet. Es giebt übrigens keine katholische Kirche hier. Der Gerichtshof ist ein ungeheures Gebäude, gewiss so gross als der Pariser Justizpallast. — Das Schauspielhaus ist ein Gemisch von schlechtem Geschmack und Nettigkeit. Die öffentliche Bibliothek besteht etwa aus einem Schock alter Pergamentbände, einer sehr schönen Ausgabe der Heil. Schrift, zwei Schädeln von Wilden und einigen Waffen von Hottentotten. Der Bibliothekar ist, wie man mich versichert, ein Mann von Gewicht. Er soll wenigstens 5 Centner wiegen.“

„Die Einwohner kleiden sich nach europäischer, oder vielmehr nach französischer Mode, aber ohne Geschmack.

Sie gehen fleissig in Gesellschaften; Putz, Pferde, Thee und Bier machen hier die Hauptgegenstände des Gespräches aus. — Nach einem alten Gebrauche muß ein Kaufmann, der Bankrott macht, Trauer anlegen; eben so, wenn ihm die Frau stirbt; doch ist jenes die tiefe Trauer.“

„Die Aufhebung des Sklavenhandels bringt der Niederlassung grossen Nachtheil; weil man jetzt nur Hottentotten in Dienste nehmen kann, die sich nicht nur theuer bezahlen lassen, sondern auch in Kurzem so viel auf die Seite schaffen, daß sie dann nicht mehr zu dienen nöthig haben. Die vorhandenen Negerklaven kosten etwa 4000 Franks.“ Sie sind sehr dem Diebstahl ergeben. Arago behauptet, daß die Niederlassung, seit sie in den Händen der Engländer ist, sehr von dem Flor herabgekommen sei, den sie unter den Holländern gehabt hat. „Fünf oder sechs Häuser sind im Alleinbesitz des Reichthums und der Macht; alle übrige sind ihnen zinsbar.“

„Der grosse Markt der Capstadt ist ein herrlicher Platz. Alles kann man hier kaufen und verkaufen, wenn man die festgesetzten Abgaben entrichtet. Ich zählte mehr als 50 Wagen, deren Ladung in kurzer Zeit verkauft war. Im Monat Jänner waren mehr als 9000 Wagen hier gewesen, deren jeder 70 bis 75 Centimes Abgabe bezahlen muß. Die Lebensmittel sind im Ganzen am Cap sehr theuer. Den meisten Verdienst haben die Fleisch- oder vielmehr die Bistechhändler; es ist ja eine englische Colonie!“

Unter die merkwürdigsten Einwohner der Capstadt gehört der politische Schuster. „Dieser außerordentliche Mann steht nicht nur wegen dieses Titels, sondern auch wegen der Geschicklichkeit in seinem Handwerk, sehr in Ansehen. Vom Fischerkahne bis zum Linienschiffe, vom Kirchenvorsteher bis zum schlechtesten Comödienschreiber, von der Theaterprinzessin bis zum Wäscher mädchen, kennt er Alles und weiß er Alles, was im Hafen, in der Stadt und auf dem Lande sich Neues zuträgt. Er würde sich vor Ver zweiflung aufhängen, wenn er einmal 24 Stunden lang irgend eine Neuigkeit, sie sei auch noch so unbedeutend, nicht erfahren sollte. Das Sehrohr ununterbrochen auf den Löwenkopf (einen bekannten hohen Berg in der Nähe der Capstadt) gerichtet, paßt er auf jedes Signal, läuft sogleich nach dem Landungsplatze, erforscht alle Gesichter, besonders die unbekannten, fragt nach Neuigkeiten, fällt jeden Reisenden an und verläßt ihn nur dann, wenn er von einem andern noch mehr zu erfahren hofft. Hat er endlich seine Gier befriedigt, so geht er nach Hause, besteigt seinen Schusterschemmel, und erwartet die Besuche, welche ihm die Neuangekommenen in kurzer Zeit zu machen pflegen.“

Auch ich ersuchte meinen Wirth, mich zu dem politischen Schuster zu begleiten. Unterwegs fragte ich, wie er zu diesem Titel gekommen sei. — Sie werden es gleich erfahren; hier ist seine Wohnung. — Ein Ledergeruch, dem wir nachgingen, führte uns in sein Arbeitszimmer.

Ein Mann von 45 bis 50 Jahren, von sehr gefälliger Gesichtsbildung, saß da und befehligte zwei Slaven, die wahrscheinlich dereinst seine würdigen Nachfolger werden dürften. Er bringt seine Kleider in Ordnung, legt die Brille und die Schürze weg, und begrüßt uns: Willkommen, Herr A r a g o. — Ihr Diener! Aber wie wissen Sie meinen Namen? — Die U r a n i e ist angekommen; Hr. A r a g o, der Zeichner der Expedition, wohnt bei Hrn. R o u v i è r e. Er ist von dunkler Gesichtsfarbe, hat lebhaft Augen und trägt eine Mappe unter dem Arm. Nun, Sie kommen mit Hrn. Rouvière, haben keine lichte Gesichtsfarbe, ihre Augen sind lebhaft, und die Mappe unter dem Arme ist auch vorhanden: also noch Ein Mal: Willkommen, Hr. A r a g o! Aber wollen Sie mir nicht in den Saal folgen, meine Herren? Wir haben dort mehr Platz.“

„Dieser Saal war ausgeschmückt mit ungeheuern Exemplaren von getrocknetem Tang (Fucus), Hirschgeweihen, Straußeneiern, Fächern aus Pfauenfedern und großen Gesteinstufen. Ich sehe, rief er mit triumphirenden Blicken, Sie bewundern meine Liebhabereien. Wie, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Fall Napoleons und die Rückkehr der Bourbons schon vor 15 Jahren vorausgesagt habe!“ Er schwatzte noch Einiges, als ihn A r a g o, zu unterbrechen versuchte und ihm sagen wollte, daß er gekommen sei, sich von ihm das Maß zu ein Paar Schuhen nehmen zu lassen. Vergebens! Er kam auf die neuern Begebenheiten in Europa; unter andern auf die Schlacht bei T o u l o u s e, der er als französischer Soldat

beigewohnt hatte. Sogleich begann er auf dem Fußboden das Schlachtfeld und die Stellung der beiden Armeen aus einander zu setzen. Einige Stiefelschäfte stellten die Franzosen, ein neuer Schuh den Marschall Soult, eine Strippe den Herzog von Wellington, und einige Lederriemen die Engländer vor. Ein Stuhl bedeutet den Erdhügel, wo die größte Metzelei vor sich ging; ein Kalbfell die Garonne, ein Eimer den Kanal. Nichts ist vergessen. Der Schuster erzählt. Alles geräth in Bewegung. Bald rücken die Unsrigen vor. Die Abkömmlinge des Lusus weichen zurück und stürzen sich in den Fluß; die Engländer werden schmäählich in die Flucht gejagt. Aber auf Ein Mal weicht hier eine seiner Massen zurück; er eilt herbei, und sogleich ist die Ordnung wieder hergestellt. Er ist selbst der oberste Befehlshaber. Geschwind, eine Batterie hierher! Zwei Gesellenschemmel müssen sie vorstellen. Frisch! Mit dem Bajonett vorwärts! Die Pfieme pfeift durch die Luft. Die Augen des Erzählers rollen wie Feuerräder in seinem Kopfe. Endlich ist die Schlacht aus; er nimmt Soult unter den Arm, legt die Franzosen aufs Canapee, wirft die Engländer auf die Seite, steckt einen General in die Tasche, und erholt sich keuchend und schnaubend von der schweren Siegesarbeit.“

„Man besucht diesen Mann das erste Mal mit Ueberraschung, das zweite Mal mit Vergnügen, doch soll es oft gefährlich seyn, seinen Feldzügen das dritte Mal beizuwohnen. Die Gründe für seine Behauptungen sind zuweilen wahrhaft

schlagend, und er soll neulich in der Hitze des Gefechtes einen Zuhörer bei den Haaren ergriffen und im ganzen Zimmer herumgeschleppt haben, in der Meinung, daß es ein gefangener feindlicher General sei. — Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß dieser politische Schuster durchaus für keinen Engländer Schuhe und Stiefel machen will.“

Wir überschlagen das, was Arago über Isle de France sagt; deren Loos, als jetziger englischen Colonie, er als Franzos herzlich beklagt. Ein kleines Gemälde von Port-Louis, der Hauptstadt dieser Insel, hat schon, nach Billiard, der sie im Febr. 1817 besuchte, der erste Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 455 u. ff. geliefert.

Ueber die benachbarte Insel Bourbon sagt Arago: „Der Weg von Isle de France bis Bourbon beträgt nur 30 Stunden (Lieues); aber beide Inseln sind um zwei Jahrhunderte aus einander. Beide haben einen gleich vortrefflichen Boden, ähnliche Erzeugnisse, und auch fast das nämliche Klima; beide sind auch fast zu gleicher Zeit von dem Portugiesen Mascarenhas (im Jahr 1505) entdeckt worden. Beide sind oft verheerenden Stürmen unterworfen. Im Jahr 1816 hat eine furchtbare Feuersbrunst zu (Port Louis auf) Isle de France mehr als tausend Familien um das Ihrige gebracht. Der furchtbare Orkan, der diese nämliche Insel 1818 verwüstete *), hat ihre Nachbarinn verschont. Woher

*) Eine Beschreibung dieses Orkans, nach Billiard, enthält der

also dieser ungeheure Abstand zwischen beiden, und die grossen Vorzüge jener, welche uns jetzt nicht mehr gehört? — Die eine hat einen grossen Hafen, während die andere dem Seefahrer gegen Sturm und Wetter gar keinen Schutz darbietet.“

„Mit Grün geschmückte Felsen, fürchterliche Abgründe, hohe und ehrfurchtgebietende Berge, Felsenthäler, Wildbäche, Wasserfälle, ländliche Hütten und einen Vulkan, hat Bourbon demjenigen anzubieten, der es besucht, bloß um grosse Naturscenen zu sehen; prachtvolle Cocospalmen, unermessliche Flächen voll Nelken- und Kaffeebäume und ansehnliche Felder mit Zuckerrohr bepflanzt, für denjenigen, der hier Reichthümer sammeln will.“

„Saint - Denis, der Aufenthalt des Statthalters, ist, dem Raum nach betrachtet, eine grosse Stadt, aber in Hinsicht der Häusermenge sehr klein. Man kann, wenn man auf die Jagd geht, zugleich seinen Nachbar besuchen. Jedes Haus hat seinen Küchengarten und seinen Park; man lebt hier zugleich auf dem Lande und in der Stadt. Weder zu St. Denis noch zu St. Paul giebt es höhere Schulen, und es fehlt daher den Einwohnern an Bildung, nicht weil man nichts lernen will, sondern weil man nichts lernen kann. Kinder, Jünglinge und Greise haben nur mit dem Landbau zu thun; indeß muß man gestehen, daß die Einwohner

von Bourbon, wenn sie auch an Kenntnissen ihren Nachbarn von Isle de France nachstehen, diese dennoch an gesunden, natürlichem Verstande übertreffen. Ein schöner Nelkenstamm ist in ihren Augen mehr werth als ein schöner Vers.“ Die Jahreszeiten der Stürme in diesen Meeresgegenden, d. h. die Monate Jänner, Februar und März, sind hier im Ganzen ruhig. Aber zuweilen bricht ein plötzlicher Orkan aus, der in wenigen Stunden die Hoffnungen der größten Häuser vernichtet. In den übrigen Monaten des Jahres sind diese verheerenden Orkane weniger zu fürchten, ob schon das Meer im Allgemeinen sehr unruhig ist.“ Der Landungsplatz ist sehr gefährlich, und nur bei ruhigem Wetter zugänglich. Sobald das Meer stürmisch wird, zieht man eine Flagge auf, und alle Verbindung zwischen den Schiffen und der Küste ist dann, oft auf lange Zeit, unterbrochen. „Bourbon ist also ein wahrer Verbannungsort.“

Einige Ausflüge aufs Land wurden gemacht. „Ich gestehe, daß ich nicht wenig über die Schönheit der Straßen, mitten durch Wälder, unter ungeheuern Felsenstücken, am steilen Abhange fürchterlicher Lavamassen hinführend, erstaunt bin. Man hat an den steilen Bergabhängen herrliche Wege ausgehauen, die sowohl von Fußgängern als Reitern mit der größten Sicherheit passirt werden können. Es fehlt nur noch an einer Brücke über den oft sehr reißenden Galets-Fluss, um die Verbindung zwischen St. Denis und St. Paul vor jeder Unterbrechung zu sichern.“

„Der Pflanzenwuchs schien mir auf diesen Wanderungen sehr k ä r g l i c h . Nur hier und da , in den Thalvertiefungen und am Abhange der Hügel , bemerkte ich einige schöne Gewächse . Uebrigens bietet die Insel B o u r b o n dem Landschaftsmaler reiche Ausbeute dar ; bei jedem Schritte ändert sich die Szene ; bei jedem erblickt er andere Natur - Erzeugnisse . “

„Eine seltsame Erscheinung ist die einer Stadt , welche man noch sucht , während man schon mitten darin ist . Ich meine St . P a u l . Ich war schon auf dem Hauptplatze dieser Stadt , ehe ich noch kaum ein Haus erblickt hatte . Es ist der traurigste Ort auf der Welt . Sand , Sand , und nichts als Sand ! “

Um die Hälfte des September (1818) erreichte man die Halbinsel P é r o n an der Westküste von Neuholland . Capitain Freycinet liefs die Destillirmaschine , welche er an Bord hatte , um aus Meerwasser trinkbares Wasser zu bereiten , ans Land bringen und aufstellen *) . Zugleich gingen mehre Personen von der Reisegesellschaft mit , um Ausflüge in das Innere des Landes zu versuchen . Die Küste war , so weit man sehen konnte , und wie es schon

*) O t t o v o n K o t z e b u e sah diese Maschine im April 1818 , wo er von seiner Weltumseglung nach Hause kehrte , in der Capstadt am Vorgebirge der guten Hoffnung , während Freycinet sich daselbst aufhielt . Sie nahm einen Raum von 20 Fuß in der Breite und 10 in der Länge und Höhe ein , befand sich am Vordertheil im untern Raume des Schiffes , und brachte in einem

Péron gefunden hatte, flach, nackt und von allen lebendigen Bewohnern entblößt. Erst weiterhin, nachdem sich die Gesellschaft in mehre Abtheilungen gesondert hatte, deren jede ihren eignen Weg einschlug, stieß man etwa auf 12 oder 15 Eingeborne. Es gelang, einen kleinen Tauschhandel mit ihnen in Gang zu bringen, bei dem sie sich indessen sehr mißtrauisch und furchtsam bezeigten. Man gab ihnen Halsbänder von Glascorallen, Spiegel und kleine Messer; sie tauschten dafür Keulen und Beile (sagaies) aus, und schienen mit dem Empfangnen zufrieden zu seyn. Einer von der Gesellschaft schenkte ihnen ein Paar Beinkleider; die Wilden zerrissen sie und theilten sich in die Stücke. Sie weigerten sich aber hartnäckig, Wein und Wasser zu trinken, welches man ihnen in einer Flasche hinstellte. Mit einem Stück Speck, das ihnen ein Matrose für eine Keule gegeben hatte, rieben sich Alle den ganzen Leib. Am meisten gefiel ihnen ein vier-eckiges Stück Blech; sie ließen es von Hand zu Hand gehen, und endlich behielt es der Aelteste des Haufens. Bei diesem ganzen Tausche waren sie indeß sehr ängstlich und zeigten von Zeit zu Zeit auf die Corvette im Meere, indem sie schrieen: Ayerkadé, ayerkadé (geht fort! geht fort!). Da

Tage so viel Trinkwasser hervor, als 130 Mann in 3 Tagen brauchten. Es gehörte nur eine unbedeutende Menge Steinkoklen dazu. S. Otto v. Kotzebue's Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behringsstraße etc. 2 Bände. Weimar, 1821. S. 146. D. H.

man nirgends auf dem Lande süßes Wasser angetroffen hatte, und man vernuthete, daß die Wilden ihren Durst mit Meerwasser löschten: so machte A r a g o, um hierüber Gewißheit zu haben, solche Geberden, als ob er Meerwasser schöpfe und es aus der hohlen Hand trinke. Sie schienen darüber gar nicht befremdet, und ließen auch kein Zeichen des Ekels blicken, obschon sich gar nicht zweifeln liefs, daß sie den Sinn seiner Geberdenfrage verstanden hatten.

Auf einem andern Streifzuge ins Innere trafen die Reisenden eins von jenen Löchern an, deren P é r o n in seiner Reise gedenkt, und welche er für Wohnungen der Eingebornen hält. A r a g o bezweifelt das Letztere. „Die Oeffnung ist rund“ — sagt er — „sie hat etwa 4 bis 5 Fufs im Durchmesser; die Tiefe beträgt 7 bis 8 Fufs und ist senkrecht. Auf dem Boden ist eine kreisförmige Bank, auf welcher einige trockene Blätter lagen; sie war 2 Fufs hoch, und ich bemerkte daneben ein wenig Erde, welche erst vor kurzem durchwühlt worden zu seyn schien. Wenn Hrn. P é r o n s Vermuthung richtig wäre, so frage ich, wodurch die Wilden bei der grossen Oeffnung des Lochs sich vor dem Regen zu schützen vermögen, da man keine Möglichkeit sieht, es zu verschliessen, und man ihnen, wenn man ihre Waffen und ihre jämmerlichen Hütten betrachtet, unmöglich viel Erfindungsgeist in dieser Hinsicht zutrauen kann. Vielleicht sind diese Löcher, mit Erde und Blättern bedeckt, zum Fange des Wildes bestimmt. Wenigstens scheint mir diefs die

wahrscheinlichste Erklärungsart derselben zu seyn, und auch meine Reisegefährten stimmen ihr bei.“

Im Oktober verließ die Expedition die Küste Neuhollands und segelte nach Timor. Es war schwer, viel Neues über eine Insel zu sagen, die schon so oft von Europäern besucht worden ist. Desto anziehender sind Aragos Nachrichten über die portugiesische Niederlassung auf der wenig bekannten Insel Ombay, nördlich von Timor.

„Die Stadt Diely liegt auf einer kleinen, annuthigen Fläche, am Fusse hoher und waldiger, von immerwährenden Stürmen umbrauter, Gebirge. Seine Rhede ist weder so schön noch so sicher als die von Coupang (auf Timor), aber die Insel Cambi auf der einen, und das Vorgebirge auf der andern Seite, schützen sie gegen die heftigsten Stürme. Ein natürlicher, fast mit dem Wasser gleicher, Damm könnte mit wenigen Kosten vervollkommenet und in einen guten Anlegeplatz verwandelt werden. Uebrigens geht das Meer niemals sehr hoch, der Grund ist gut, und überhaupt der Ankerplatz sicher und angenehm.“

„Aufser dem Palast des Statthalters und einer dem heil. Anton geweihten Kirche, sucht man vergebens ein ansehnliches Gebäude in Diely. Alle Häuser sind umzäunt, so dafs man sie nicht eher gewahr wird, als bis man vor dem Eingange steht. In dieser Hinsicht steht Diely weit hinter Coupang zurück, wo wenigstens das chinesische Viertel einige Cultur verräth.“

„Nahe am Ausgange der Stadt giebt es mehre Wege, die man nicht betreten darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den Eingebornen umgebracht zu werden; und doch ist kein Warnzeichen vorhanden, daß diese Wege p a m a l i (d. h. heilig) sind. Ich war gestern in Begriff, einen Ausflug aufs Land zu machen, und einen von diesen Wegen zu betreten. Aber der Timorier, der mir als Wegweiser diente, hielt mich beim Rocks zurück, und gab mir zu verstehen, daß ich des Todes seyn würde. Ich lachte über seine Furchtsamkeit und wollte meinen Weg fortsetzen, aber er hielt mich so fest, und schien vor Schrecken so ganz außer sich, daß ich meinen Vorsatz aufgab, worüber er den ganzen Tag hindurch eine große Freude bezeugte, und sich nur noch mehr Mühe gab, mir gefällig zu seyn.“

„Bei meiner Rückkunft nach der Stadt versicherte mich der Statthalter, daß er selbst diese, durch eine uralte Ueberlieferung geheiligten Wege nicht betrete, und daß, wenn ich darauf fortgegangen wäre, mein Wegweiser ohne Barmherzigkeit getödtet worden seyn würde. Ich selbst wäre (als Fremder) außer Gefahr, und mein Timorier war also nur seines eigenen Kopfes wegen in so großer Angst gewesen.“

„Ein großer und dichter Wald faßt die Stadt ein und scheint von den gefährlichsten Schlangen bevölkert zu seyn. Hauptsächlich hält sich die Riesenschlange (Boa) hier auf, und sowohl der Statthalter als seine Beamten versicherten

uns, daß sie mehrmals Zeugen von den gräßlichsten Schauspielen gewesen seien. Büffel und Pferde sogar sind von den Angriffen dieses schrecklichen Thieres nicht sicher, und weder die Schnelligkeit des Laufs, noch die von der Natur verliehene Stärke schützen diese Thiere gegen den gefährlichen Feind. Vielleicht könnte man durch Lichtung oder Ausrottung des Waldes sich diesen gefährlichen Nachbar allmählich vom Halse schaffen; aber die Anstrengung und die Zeit, welche diese Arbeit erfordern würde, und noch mehr, die Trägheit und Sorglosigkeit der Statthalter sind Ursache, daß bis jetzt noch nichts in dieser Hinsicht geschehen ist. Indessen versicherte der jetzige Statthalter, P i n t o, daß er in Kurzem an dieses heilsame Unternehmen Hand anlegen werde.“

„In einer kleinen Entfernung von Diely befinden sich mehre noch thätige Vulkane, deren furchtbare Ausbrüche mit häufigen Erdbeben verbunden sind. In der Nähe dieser Krater findet man Mineralquellen, welche von den Einwohnern der Stadt als Heilmittel nicht nur gegen die Gicht, die Ruhr, und mehre Hautkrankheiten, sondern auch wider alle andere körperliche Leiden gebraucht und gerühmt werden.“ — Der Gesundheitszustand wird übrigens als sehr schlecht geschildert.

„Diely wird durch zwei kleine, ziemlich regelmässige, Forts, so wie durch eine Reihe Schanzpfähle, vertheidigt. Von Strecke zu Strecke sind neben den Wachthäusern auch kleine, geschmackvoll verzierte Kapellen errichtet. Die

größte Stärke der Niederlassung besteht indeß in der Liebe der Einwohner zu ihrem Statthalter.“

Der folgende Brief enthält einige allgemeine Bemerkungen über die Molucke n, die wir ausheben wollen.

„Wir hatten eben die Halbinsel Péron verlassen, als wir auf Timor ankamen, und Alles mußte uns hier entzücken, wenn wir diese Insel mit jenem Lande verglichen, das unter die ödesten und unfruchtbarsten des Erdbodens gehört. Beinahe seit drei Monaten hatten unsre Augen kein grünes Fleckchen gesehen, und Simao, Kera und Coupang mußten uns als Wohnsitze des Glücks und des Ueberflusses erscheinen. . . . Die Täuschung schwand indessen nur zu schnell. Bald erschien uns Timor, wie es wirklich war, und die Tamarinden und Kokospalmen gewährten uns nur einen schwachen Schutz gegen die Alles verzehrende Gluth der tropischen Sonne.“

„Im Vergleich mit Eintrachts - Land erschien uns diese Niederlassung als ein Wohnplatz des Vergnügens; und vergleiche ich sie, was die Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, mit unsern reichsten Provinzen, so gebe ich ihr immer noch den Vorzug, und ich kann ihr nur Brasilien gegenüber stellen. Aber heute, wo wir bereits einen Theil der Molucke n gesehen haben, verliert Timor den Rang, den ihm bisher meine Phantasie angewiesen hatte. Hier ist Alles grün; die Berge sind mit Ehrfurcht gebietenden Wäldern, die Thäler mit Bäumen von bewunderungswürdiger Höhe ge-

schmückt. Der größte Maler kann das mannichfaltige Farbenspiel derselben nicht darstellen. Nirgends entdeckt man einen gebahnten Weg. Nur hier und da gelingt es einem Felsen, sein kahles Haupt über die Pflanzenwelt hinauszustrecken, die ihn überall umgiebt und bedeckt. Die Gestade sind unzugänglich durch die ünermesslichen Haufen von Baumstämmen, welche der Blitz entwurzelt und die Bergströme von den Gipfeln herabgeschwemmt haben. Die Fluthen und die Strömungen führen sie weit in das Meer hinaus, und lassen den Seefahrer in diesen zerstreuten Trümmern ein Bild jener Katastrophen erblicken, welche die Geschlechter der Menschen vernichteten, und die Ordnung der Natur umstürzten. Diese ungeheuern Wälder, so alt wie der Erdball; diese wüsten Inseln, die an das Kindesalter der Welt erinnern; diese dicken Gebüsche, worin die Riesenschlange auf ihre Beute lauscht; diese lachenden Fluren, wo rohe Völker keinen andern Zweck des Daseyns kennen, als sich gegenseitig zu zerfleischen und unaufhörlich zu bekriegen; der Anblick dieser Unglücklichen, die, sich selbst überlassen, aller Güter des Lebens entbehren — erheben das Gemüth des Europäers, und erwecken in ihm Gefühle des innigsten Dankes, denen er sich vergebens zu entziehen sucht.“

„ „Je mehr ich Fremdes sah, je mehr lieb' ich die
Heimath.“ “

(Plus je vis l'étranger, plus j'aimai ma patrie.)

Die Inseln Rawak und Waigiou schienen viel geographische Ausbeute zu versprechen; aber der kurze Aufenthalt des Capitain Freycinet an diesen Küsten erlaubte nur einen sehr beschränkten Verkehr mit einigen Eingebornen, die an Bord der französischen Corvette kamen. Indessen erfahren wir durch die Nachricht, welche Malte - Brun in den *Nouvelles Annales des Voyages* etc., Februarheft, 1825, von dieser Entdeckungsreise mittheilt, daß Hr. Gaimard, ein Gefährte Aragos, so glücklich gewesen ist, eine Anzahl Wörter aus der Sprache der Alifurus (oder Haraforus) von Waigiou, so wie aus der Sprache der Papus und den Mundarten auf den Inseln Guébé und Ombay, zu sammeln. Man sieht daraus, daß nicht nur beide Sprachen gänzlich von der Malayischen verschieden sind, sondern auch unter sich nicht die mindeste Aehnlichkeit haben, eine Erscheinung, die in der That höchst überraschend ist. Auch die erwähnten Mundarten scheinen wesentlich vom Malayischen, so wie von der Haraforus- und Papus - Sprache abzuweichen. Es ist also, unabhängig von der durch alle Inseln des indischen Archipels und des westlichen Australiens verbreiteten malayischen Sprache, hier noch eine Anzahl ganz davon verschiedener Sprachen vorhanden, welche höchst wahrscheinlich eben so verschiedenen Menschenracen angehören. Schon vor Arago hatte man zwischen der Gesichtsbildung und den Haaren der Haraforus und der Papus eine grofse Verschiedenheit

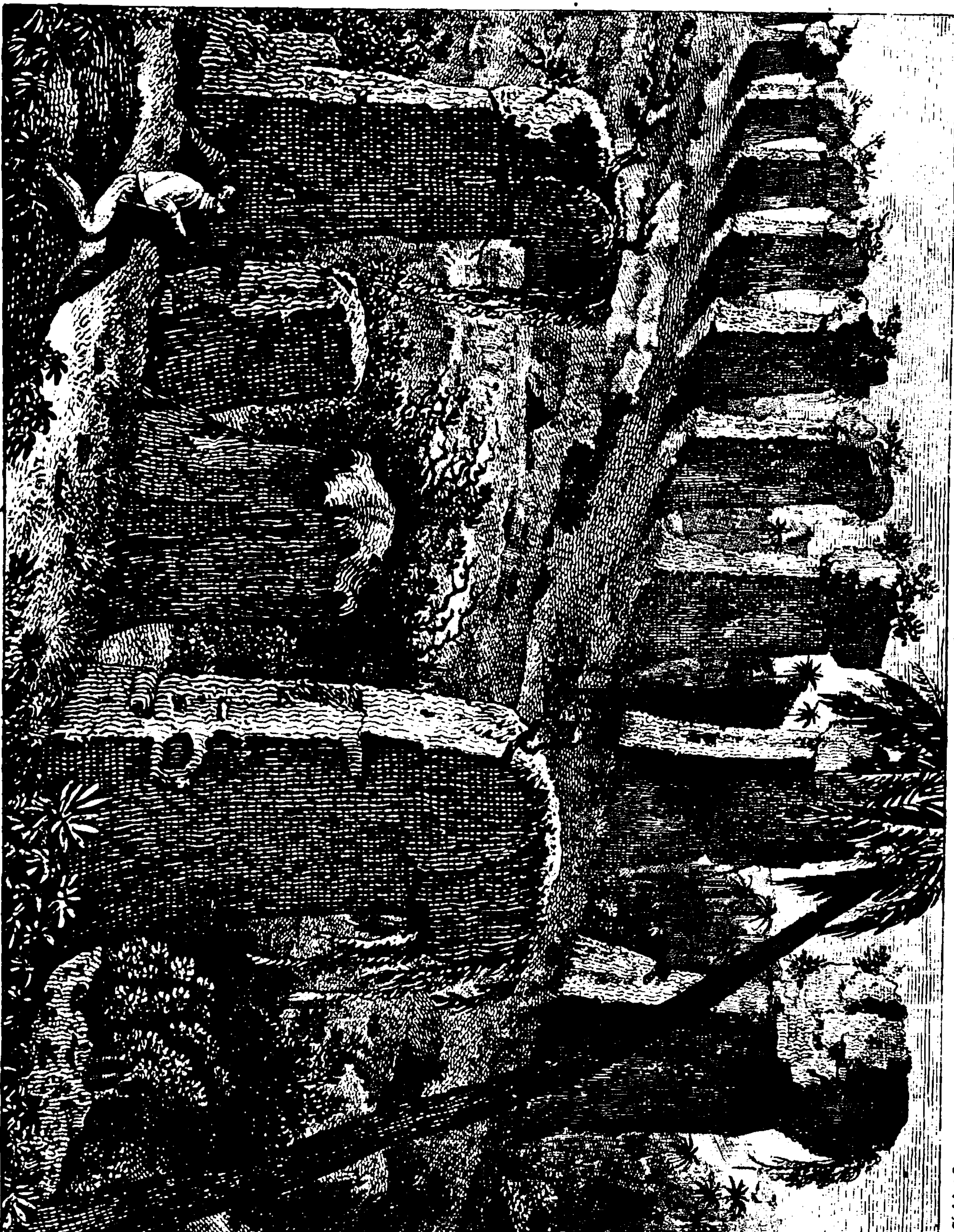
bemerkt, obschon beide Völker eine schwarze Haut haben. Malte-Brun hat sich vorgenommen, die Wörtersammlungen Gaimards genauer zu untersuchen. Uebrigens hält er die Insel Waigiu für einen, selbst in politischer Rücksicht, sehr merkwürdigen Punkt. Sie beherrscht eine der Einfahrten in das Grosse Weltmeer. Er meint, Frankreich solle eine besondere Expedition hierher schicken, um Neu-Guinea und die benachbarten Inseln genauer zu durchforschen. Höchst wahrscheinlich sei hier das Vaterland des Muskatens- und Gewürznelken-Baums.

Die Fahrt ging von hier nach den Marianen. „Der erste Anblick von Guham“ (auch Guaham, Guam genannt) „entsprach keineswegs der Vorstellung, welche wir uns nach den übertriebenen Beschreibungen mancher schwärmerischen Seefahrer davon gemacht hatten.“ Viel trug zu dieser getäuschten Erwartung auch der Umstand bei, daß unsere Reisenden so eben erst die herrlichen Molucken verlassen hatten. Die merkwürdigste Insel der Marianen ist Tinian. Capitain Freycinet bat den spanischen Statthalter, Don Jose Medinilla, um Erlaubniß, sie besuchen und die merkwürdigen Alterthümer daselbst besichtigen zu dürfen. Der Statthalter bot ihnen Plätze auf den Proen der Carolinen an, welche alle Jahre Rotta, Tinian und Seypan besuchen. Die Herren Gaudichaud, Bérard und Arago wurden zu diesem Ausfluge bestimmt und traten schon am folgenden Tage ihre Fahrt an. „Wer sollte es

glauben,“ — sagt A r a g o — „, daß die kühnen Bewohner dieser Inseln auf so gebrechlichen Fahrzeugen, wie diese Proen, die zum Theil nur 3 oder 4 Fuß Breite, und an 40 Fuß Länge haben, und deren Bestandtheile nur durch ein wenig Kalk und Gumini mit einander verbunden sind, — ohne Compafs, sich blofs auf die Sterne und ihre Erfahrung verlassend, Reisen von mehr als 600 Wegstunden (Lieues) unternehmen, und nur selten ein Opfer dieser Verwegenheit werden!“

Die Reisenden hatten ein Empfehlungsschreiben vom Statthalter an den Alcaden von Tinian, in dessen Hause sich bei der Ankunft der Europäer, aus Neugierde, alle Unterthanen der Insel, fünfzehn an der Zahl, versammelt hatten.

„Der erste Anblick des Landes macht keinen sonderlichen Eindruck, was man mir auch davon in Agagna (der Hauptstadt von Guham) gesagt hatte. Vergebens rufte ich in mein Gedächtniß die Berichte einiger Reisenden, und besonders die heredte Stelle aus Rousseau zurück; ich erblickte nichts weiter als ein unfruchtbares und wildes, nur durch Ansons Aufenthalt berühmt gewordenes Land. Einige von Guham hierher verbannte Missethäter begegneten uns. Der Ort ist wirklich zur Verbaunung ganz geeignet. Sobald man aber durch das Gehüsch gedrungen ist und sich jenen riesenhaften Ruinen gegenüber befindet, welche man die Häuser des Alterthums nennt: so fragt man sich unwillkürlich: Was ist aus dem Volke geworden, das diese Säulen erbaut, und was aus demjenigen, das sie zerstört hat?



C. Decker.

Bäumen auf der Insel Timor!

Sommers Taschenbuch 1823

Ihre geringe Entfernung von einander, ihre Gestalt und Beschaffenheit, der gänzliche Mangel an Trümmern und Bruchstücken von Theilen, die zwischen ihnen gestanden haben könnten alles dieß erregt in mir große Zweifel über den Zweck, den die heutigen Einwohner den Gründern ihrer Niederlassung dabei zuschreiben. Welcher Herrscher bewohnte diese lange Reihe von Säulen, die doch gewiß alle nur zu einem einzigen Gebäude gehörten? Je mehr ich diese Ruinen durchstreife und je mehr ich sie mit dem Geiste der jetzigen Bewohner vergleiche, desto mehr überzeuge ich mich, daß es die Reste vormaliger Tempel sind. Wodurch sie zerstört worden, weiß man nicht, denn das Geschichtchen, welches man davon erzählt, verdient keinen Glauben. „ Tumulu - Taga war das Oberhaupt dieser Insel; er herrschte in Frieden, und Niemanden fiel es ein, ihm die Obergewalt streitig zu machen. Aber plötzlich erhob einer seiner Verwandten, Namens Tschoknanaï, die Fahne des Aufruhrs, und die erste Handlung der Empörung ist, eine ähnliche Wohnung zu erbauen, wie die seines Feindes. Zwei Parteien bilden sich. Man kämpft. Das Haus des Empörers wird zerstört, und es entsteht bald ein allgemeiner Krieg, welcher die ganze Insel entvölkert und auch jene Gebäude des alten Tumulu - Taga in Ruinen verwandelt.“

„ Wir durchstreiften die Insel. Sie muß einst der Wohnort eines großen Volkes gewesen seyn, welches ohne Zweifel durch eine jener Umwälzungen zu Grunde gegangen

ist, wodurch ganze Reiche und Geschlechter vernichtet werden. Man wandert keine Lieue, ohne im Gebüsch riesenhafte Ueberreste alter Denkmähler zu entdecken; ja die ganze Insel selbst scheint nichts als eine Ruine zu seyn. Nur selten findet man einige, noch überdieß schwache, Bäume, welche sich nur mit Mühe aus einem Haufen dürrer Blätter und faulender Stämme emporarbeiten. Hier und da entdeckt man einige alte, entlaubte, Rima's, deren Wipfel, nur noch von einigen grauen Aesten umgeben, dem Wanderer die Katastrophe ankündigt, von der sie Zeuge gewesen, ohne jedoch den Zeitpunkt derselben anzugeben. Rinder und Wildschweine entgehen nur noch mit Mühe dem Pfeile des Jägers. Das Auge übersieht mit Einem Blicke die größten Gefilde, und, ich darf es wohl gestehen, fast ganz Tinian hat die öden und traurigen Fluren der Halbinsel Péron in mein betrübtes Herz zurückgerufen.“

„Einige Kokosstämme, so dünn als niedrig, lassen noch ihr abgewelktes Haar in die Lüfte flattern; es ist als ob sie an der allgemeinen Traurigkeit der Natur Theil nähmen und mit ihr zu sterben wünschten. Niedrige und einförmige Bergflächen; einförmige Küsten; einige Riffe; von der Sonne verbrannte Baumstämme; nirgends ein Weg, ein Zufluchtsort: ist das nicht ein Aufenthalt der Traurigkeit? Eine zum Ersticken heißse Luft, welche die Pflanzen zerstört und dem Boden die Kraft benimmt, neue hervorzubringen; Alles ist im Absterben. Die Hülsenfrüchte gedeihen nur mit Mühe;

die Pataten und Wassermelonen stehen tief unter denen von Rotta. Ich schaudere, wenn ich bedenke, daß Admiral Anson doch vielleicht die Wahrheit gesagt hat, wenn er diese Insel als einen Wohnsitz des Vergnügens, als einen bezaubernden Aufenthalt schilderte. Hat denn die Natur keinen Zeugen von dieser schrecklichen Umwälzung aufbewahrt, seit welcher ein noch gar nicht so langer Zeitraum verflossen seyn kann?“

„Am besten sind diejenigen Ruinen erhalten, welche man westlich vom Ankerplatze erblickt. Das Gebäude hier bestand aus 12 Pfeilern; nur noch 7 stehen, die andern liegen auf dem Boden. Das Sonderbare dabei ist, daß die oben sie umgebende Halbkugel beim Umstürzen sich nicht abgebrochen hat. Die seitwärts, bei dem „Brunnen des Alterthums“ befindlichen Pfeiler sind mehr beschädigt als die vorigen, und haben ein Gebäude von mehr als 400 Fuß Länge gebildet. Aehnliche Ruinen fanden wir auch in verschiedenen andern Gegenden der Insel. Nach ihnen zu urtheilen, haben die gegenwärtigen Bewohner dieses Archipels nichts von dem Geiste ihrer Vorfahren geerbt.“

Die Spanier scheinen seit einiger Zeit mehr Werth als sonst auf den Besitz der Marianen zu legen. Was ihre Herrschaft sichert, ist die große Anhänglichkeit der, zwar zum Christenthum bekehrten, aber dabei sehr abergläubischen und unwissenden Einwohner. Ihre Sitten sind übrigens noch so einfach als die der Otaheiter, zu den Zeiten Cooks.

Die Musik gehört unter die Lieblingsunterhaltungen der Chamorren (so heißen die jetzigen Bewohner der Marianen); sie stehen singend auf, und legen sich singend nieder. Ihre Gesänge sind schmachtend, harmonisch und dreistimmig. Sie haben zwar auch einige Boleros und Seguedillas; aber gewöhnlich ziehen sie das Einschläfernde dem Lebhaften vor, und man kann ihren Gesang nicht mit Unrecht ein Bild ihres Lebens nennen. Fast jedermann singt und trillert, aber ihre Stimme hat etwas Näseldes und paßt mehr zu ihren Nationalmelodien als zu den spanischen. Die Lieder sind meist zu Ehren eines Heiligen, oder zur Feier einer großen Begebenheit, wie z. B. die Ankunft eines fremden Schiffes, gedichtet. Der Tanz ist nur unter den Kindern üblich. Nach den Tönen einer Mandoline oder einer Singstimme macht ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, die Arme auf dem Rücken, und den Kopf emporgerichtet, allerlei rasche Bewegungen, u. s. w. Der Tanz scheint mit dem spanischen Fandango Aehnlichkeit zu haben.

„Guham, die Hauptinsel der Marianen, hat 40 Lieues im Umfange. Der südliche Theil ist ganz vulkanisch, und besteht aus einem röthlichen verbrannten Boden oder vielmehr aus basaltischer Lava. Die nördliche, fast ganz unbewohnte Küste, besteht aus Korallenfelsen, und ist gegen das Meer sehr hoch und steil. Mitten in diesen Kalkmassen erhebt sich bei St. Rose ein kleiner vulkanischer Kegel. Ueberhaupt ist fast die ganze Insel von solchen Korallenfelsen

umgeben, welche indeß durch ihren geringen Nutzen viel besser vertheidigt wird als durch die Natur und die Festungswerke der Spanier.“

„Die Wälder und Berge von Guham bieten dem Naturforscher manche Gegenstände dar, die seiner Aufmerksamkeit würdig sind. Eine ungeheure Menge tausendfarbiger Vögel flattern von Ast zu Ast, und entrinnen nur selten dem Angriffe des Jägers. Im Allgemeinen haben aber alle, mit so prachtvollem Gefieder geschmückte Vögel dieses Erdstrichs, einen eintönigen Gesang und ein widriges Geschrei.“

„Doch ist das Meer noch reicher an Naturschätzen als das Land. Die kostbare Sammlung unserer Gelehrten wird viele ganz unbekannte Gattungen nach Europa bringen *). Der Major Don Luis“ (de Torre, ein spanischer Offizier der Besatzung, dem Arago besonders die nachfolgenden sehr schätzbaren Auskünfte über die Carolinen verdankte), „an dessen Wahrhaftigkeit ich keine Ursache zu zweifeln habe, erzählte mir, daß die Einwohner einen sehr einträglichen Fischfang hauptsächlich mit Hilfe eines kleinen Fisches betreiben, dessen Name mir entfallen ist. Man bewahrt und zieht ihn in einem besondern Behältniß auf und füttert ihn

*) Der größte Theil dieser Sammlung ist indeß, wie der Verf. in einer Anmerkung sagt, bei der Rückreise durch den Schiffbruch an den Maluinischen Inseln verloren gegangen.

mit der größten Sorgfalt. Sobald er hinlänglich abgerichtet scheint, läßt ihn der Fischer ins Wasser. Auf ein durch heftige Schläge an die Wände des Kahnes gegebenes Zeichen kehrt dann der Fisch zurück und bringt zugleich eine Menge anderer Fische mit, die nun in den Netzen gefangen werden.“

Unter das Neueste, was Arago's Werk enthält, gehört das, was er über die noch so wenig bekannten Einwohner der Carolinen sagt. Er ist zwar, so wie seine Gefährten, nicht selbst auf diesen Inseln gewesen, da sie außer dem, dem Capitain Freycinet vorgeschriebnen Wege lagen. Aber der geschickte und gefällige, schon vorhin erwähnte, Major Don Luis de Torre hat den HH. Arago und Gaymard sehr schätzbare Nachrichten über diese Inseln mitgetheilt, Nachrichten, die er selbst an Ort und Stelle gesammelt hatte und die eine Lücke in der Geographie ausfüllen.

Lamursine und Jpalau sind die Namen, welche die Carolinen-Bewohner selbst ihren Inseln beilegen. Malt Brun glaubt, daß, nach dem Wörterverzeichnisse, der letzte Name so viel als Meeresfelsen bedeute, was sehr bezeichnend wäre. Die Eingebornen führen eine große Zahl dieser Inseln mit Namen an, worunter man Peliu oder Peliliu, oder die Pelew-Inseln der Engländer; Pal-leu, oder die Palaos-Inseln der Spanier, und Yappé, oder die Insel Yap auf den französischen Karten, östlich vom Meridian der Marianen, deutlich unterscheidet. Von hier an dehnen die Carolinen ihren Archipel bis zu den

Sandwich - Inseln aus, welche sie für den nördlichen Theil derselben halten.

Die Carolinen sind im Ganzen ziemlich flach und mit Bäumen bedeckt, aber sehr wenig angebaut. „Im Jahr 1812 wurde von Manila auf den Philippinen, auf Befehl der Regierung ein Schiff (die Maria von Boston, unter dem Capitain Samuel Williams) ausgeschickt, um die Carolinen genau zu untersuchen. Es legte bei Guham an und nahm hier noch einige Spanier an Bord, worunter sich der erwähnte Major Don Luis de Torre befand. Sie besuchten mehre Inseln und waren erstaunt über die wenigen Hilfsquellen, welche sie darboten. Sie fanden fast überall weder Ziegen und Schweine, noch Hühner und Rindvieh. Die Eingebornen lebten bloß von dem unsichern Ertrag ihrer Fischelei, von Kokosnüssen und einigem, wenig nahrhaftem Wurzelwerk. Ihre Thätigkeit war übrigens zum Erstaunen. Sie standen mit Tages Anbruch auf, und das Meer mußte sehr hoch gehen, um sie abzuhalten, sich mit ihren Procn hinaus zu wagen. Ihre übrige Zeit war der Besorgung des Hauswesens, dem Gartenbau und der Verfertigung oder Ausbesserung ihrer Piroguen gewidmet. Ihre Frauen haben im Allgemeinen ein besseres Loos als die auf den Marianen. Sie leben bloß von Fischen, Kokosnüssen und Bananen, deren sich indessen alle Inselbewohner enthalten, welche eine weite Reise unternehmen. Ihre ganze Kleidung besteht in einem kleinen Schurz, der noch nicht bis an die Knie reicht, einige

gehen auch ganz unbekleidet. Im Allgemeinen schien dem Major Don Luis die Anzahl der Frauen gröfser zu seyn als die der Männer; doch kam ihm kein Mann vor, der zwei Weiber gehabt hätte.“

„Die Häuser sind auf Grundpfählen erbaut, sehr niedrig und bestehen aus 4 oder 5 sehr geräumigen Abtheilungen. Sobald die Kinder von der Brust entwöhnt sind, schlafen sie nicht mehr in dem Zimmer des Vaters. Die Mädchen sind stets von den Knaben abgesondert.“

„Während seines Aufenthalts auf den Carolinen war Don Luis nie Augenzeuge eines Kampfes oder sonst einer Streitigkeit. Die einzigen Thränen, welche er fließen sah, waren Thränen der Liebe und des Schmerzes. Eines Tages erfuhr er, dafs das Leichenbegängniß des ältesten Sohnes des Königs Melisso, der vor zwei Tagen gestorben war, gefeiert werden und dafs die Feierlichkeit mit Sonnenaufgang anfangen solle. Er begab sich hin. Die Begleitung bestand aus allen Bewohnern der Insel, welche, Anfangs das tiefste Schweigen beobachtend, sich nach dem Trauerhause begaben. Männer und Weiber gingen durch einander; aber die Familien waren abgesondert. Man erlaubte ihnen in den Saal zu treten, wo der Verstorbene lag, den man mittelst Stricken von Kokospalme in Matten eingewickelt hatte. An jedem Knoten flatterten lange Haarbüschel, welche die Verwandten und Freunde des Verstorbenen sich als freiwilliges Todtenopfer abgeschnitten hatten. Der alte König safs auf einem

Steine, auf welchem auch der Kopf seines Sohnes ruhte. Seine Augen waren roth, der Körper mit Asche bedeckt. Sobald ein Fremder eintrat, stand er auf, ging ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand, und sagte ihm mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schmerzes: Hier liegt der Sohn des Melisso! Als der Leichnam, von sechs Oberhäuptern getragen, den Saal verließ, erhob das Volk ein lautes Geschrei der Verzweiflung. Die Einen rauften sich die Haare aus, die Andern schlugen sich heftig an die Brust. Alle vergossen Ströme von Thränen. Die Leiche wurde in eine Pirogue gelegt und blieb den ganzen Tag darin. Ein Greis näherte sich dem Könige und überreichte ihm eine geöffnete Cocosnuß. Dieser nahm sie an und erklärte, für das Glück seiner Unterthanen leben zu wollen. Nach Sonnen-Untergang wurde der Leichnam verbrannt, die Asche in die Proe gethan und auf das Dach von dem Hause des Verstorbenen gestreut. Am folgenden Tage schien Jedermann aus dem Volke die Feierlichkeit von gestern bereits aus dem Gedächtnisse verloren zu haben.“

„Nach dem Tode des Königs geht die Herrschaft stets auf den Sohn über, wenn anders der älteste Greis, der ihm fast nie von der Seite geht, ihn derselben für würdig erklärt. Niemals folgen die Frau oder die Schwestern dem Könige in der Regierung.“

„Wahrscheinlich ist irgend ein Aberglaube Ursache, daß die Carolinier durchaus keine Schweine und kein Geflügel

auferziehen wollen, ungeachtet sie über diese Thiere, wenn sie sie bekommen können, mit der größten Gefräßigkeit herfallen. Bei der Armuth ihres Bodens würde die Aufgebung eines solchen Gebrauchs für sie eine große Wohlthat werden. — Die Erfahrung hat sie gelehrt, gegen die Angriffe einiger unruhigen Nachbarn auf ihrer Hut zu seyn. Doch ist die einzige Waffe, die sie ihnen bis jetzt entgegen gesetzt haben, die Schleuder. Die Kunst, mit welcher sie diese zu schlingen verstehen, beweist, daß sie öfter genöthigt gewesen sind, von ihr Gebrauch zu machen. Ihre Schlachten sind indessen nicht sehr mörderisch und kosten dem Ueberwundnen nur einige Quetschungen oder den Verlust eines Haarbüschels.“

„Es scheint, daß sie ihren Königen sehr große Beweise von Ehrfurcht geben. Ein Tamor (Vornehmer) von Sathoual kam zu mir und rieb meine Schuhe mit seiner Nase, was eine große Ehrenbezeigung war. Ohne Zweifel wollte er ein kleines Geschenk dafür erhalten.“

„Ihre Bekleidung besteht fast einzig aus einem Stück Zeug, welches um die Lenden gebunden wird: Einige tragen indeß, als Schutz gegen die Kühle, eine Art Ueberwurf aus Kokosblättern; Andere (ich glaube nur die Vornehmen haben dieß Recht) einen, den Messgewändern unserer Geistlichen im Schnitte gleich kommenden Mantel, der bis auf die Knie herab geht. Die Haare sind zierlich in einen Knoten gebunden; bei Manchen hängen sie auch frei über die Schultern.“

„Die Carolinier besuchten seit langer Zeit Guham, und die Spanier betrachteten sie wie ihre Unterthanen. Doch breitete sich keinerlei Art von Gesittung unter ihnen aus. Sie bezeigten Lust, die Gegenstände, welche sie sahen, nachzubilden, aber es fehlte ihnen an Stoff und Werkzeugen. Auch verhinderte sie ihr außerordentlicher Leichtsinn, irgend eine Kunst oder ein Handwerk zu lernen; sie hatten am folgenden Tage Alles wieder vergessen. Der gegenwärtige Statthalter der Marianen hat dazu beigetragen, diese Hindernisse ihrer Gesittung, welche Anfangs unübersteiglich schienen, hinwegzuräumen. Er hat vor einigen Jahren einen geschickten Schmidt nach den Carolinen geschickt, mit dem Auftrage, die Bewohner derselben in der Kunst das Eisen zu schmieden und Werkzeuge daraus zu machen, zu unterrichten. Indessen aus einer unbegreiflichen Gedankenlosigkeit hatte der Schmidt selbst vergessen, bei der Abreise seine Werkzeuge mitzunehmen. Gleichwohl war die Reise nicht ganz ohne Erfolg. Die Klugheit und Gewandtheit des Schmidtes ersetzte zum Theil das Vergessene, und Hr. Medinilla ist durch diese menschenfreundliche Handlung der Wohlthäter seiner Nachbarn geworden.“

„Der Ober-Statthalter der Philippinen, eifrigst bemüht, das Glück eines Volkes zu befördern, das man ihm mit so reizenden Farben geschildert hatte, erhielt vom Könige die Erlaubniß, denen, die sich zum Christenthume bekennen würden, die Insel Seypan, eine der fruchtbarsten der

Marianen, zu überlassen. Sie nahmen diesen Vorschlag mit dem größten Dank an. Einer ihrer Tamors (Vornehmen), der gerade damals mit seiner Frau und seinem Sohne in Guham anwesend war, wollte gar nicht mehr zu seinen Landsleuten zurückkehren, sondern ging schon wenige Tage darauf in sein neues Vaterland ab. Da die Uebersiedelung so vieler Personen sicherere Fahrzeuge nöthig macht, als ihre zerbrechlichen Piroguen, so erwartet man täglich eine von Manila hierzu eigends abzuschickende Brigg. Man beschäftigt sich bereits mit der Gesetzgebung für die neue Niederlassung, deren Oberhaupt schon ernannt ist. Man kann im Voraus versichern, daß er sein Volk glücklich machen werde.“

Die Sprache der Carolinier hat weniger Aehnlichkeit mit den malayischen Mundarten als irgend eine der australischen und asiatischen Inseln. Sie enthält, wie Malte - Brun aus dem Wörterverzeichnisse des Major Don Luis schließt, eine Menge Stammwörter, die im Malayischen nicht vorzukommen scheinen. Die karolinischen Wörter bestehen häufig aus 4, 5 und 6 Sylben; man verdoppelt auch oft die nämlichen Sylben, so wie die Endungen der Wörter. Die letztern sind äußerst mannichfaltig. Diese Sprache muß reich, wohlklingend, und zum Theil sehr künstlich gebildet seyn. Sie hat z. B. verschiedene Namen für jeden einzelnen Monatstag. Gaymards Wörterverzeichniß enthält eine große Anzahl sinnverwandter Wörter (Synonymen) für jeden einzelnen Theil des menschlichen Körpers.

„Die Religion der Carolinier beschränkt sich auf die Kenntniß eines übernatürlichen Wesens, zu dem sie ihre Gebete richten. Sie verbrennen ihre Leichen, und behaupten, daß die Männer, welche gut gelebt und ihre Weiber nicht geschlagen haben, an einen Ort über den Wolken kommen, wo sie ewig glücklich seyn werden. Dagegen wird derjenige, welcher Eisen gestohlen hat, nach dem Tode in den gefährlichen Fisch Tiburiu verwandelt, der mit den übrigen in stetem Kriege lebt. — Der Krieg ist also bei diesem Volk eine Bestrafung der Bösen! — Eine Menge Pflanzen und Störche haben Namen, die sich auf ihre Eigenschaften, und auf die Sagenlehre der Carolinier beziehen, z. B. Castor und Pollux heißen Taïninian, d. h. die Freunde; Orion heißt Eliel, die drei Könige. Sie glauben, nach Don Luis de Torres, auch an eine Dreyeinigkeit.

Der Letztere berichtete auch, daß es in allen Ortschaften dieses Inselmeeres eigene Schifffahrts - Schulen gebe, welche unter der Leitung der geschicktesten Schiffer stehen, und daß kein Carolinier sich verheurathen dürfe, ohne eine Probe von seiner Geschicklichkeit in der Leitung einer Proe abgelegt zu haben.

Wir müssen uns begnügen, in Bezug auf die übrigen Länder und Inseln, welche Capitain Freycinet nach seiner Abfahrt von den Carolinen noch besuchte, die Leser auf Aragos Werk zu verweisen. Auf den Sandwichs - Inseln, wo man im August 1819 ankam, herrschte noch große

Traurigkeit über den Verlust des alten Königs Tamahamah *) , der am 8. Mai dess. J. gestorben war. Dieser geistvolle Mann, der bekanntlich in so vieler Rücksicht der Wohlthäter seines Volkes gewesen, wurde überall von den Eingebornen und Fremden aufs schmerzlichste vermist, um so mehr, da sein Sohn und Nachfolger Riuriu **) ein dummer und roher Mensch ist. Alle Oberbefehlshaber und auch viele andere Einwohner der Sandwichs-Inseln haben, zum Andenken an den verstorbenen König, sich seinen Namen und den Tag seines Todes auf die Arme eingestochen. Sie sprechen seinen Namen mit einer Art religiöser Ehrfurcht aus. Arago glaubt, daß die Engländer am meisten Ursache haben, sich zu dem Tode dieses Mannes Glück zu wünschen ***). Auch zeigten sich schon damals Spuren von Empörungen, welche dem neuen Könige seine Regierung ziemlich beschwerlich zu machen drohten.

*) So nennt ihn Arago. In Otto v. Kotzebues Reise heißt er bekanntlich Tammeamea.

D. H.

**) Bei Kotzebue Liuliu.

D. H.

***) Gewisse Engländer scheinen sich indess an Aragos Reisebeschreibung nicht sonderlich erbaut zu haben. Der Beurtheiler derselben im Quarterly Review, 1823, Nr. 56, S. 352 bis 349, giebt sich alle Mühe, den Verdruss, welchen die satyrischen Ausfälle des „Draftsman“ in ihm erregt haben, hinter

Von den Sandwichs - Inseln segelte Freycinet nach Neu - Süd - Wallis, an der Ostküste von Neu - holland, wo man im Oktober 1819 anlangte. Die Franzosen fanden hier von Seiten des englischen Statthalters Macquarrie und der übrigen Beamten und Offiziere, die gastfreundlichste Aufnahme. So sehr Arago die englische Niederlassung im Vorschreiten fand, so wenig war noch für die Verbesserung der unglücklichen Eingebornen dieser Küste gethan. Ihre, aus frühern Reisebeschreibungen bekannte, Rohheit und erbärmliche Lage wird noch durch die Gewöhnung an Branntwein verschlimmert, welchem sie seit der Bekanntschaft mit den Europäern leidenschaftlich ergeben sind. Da sie, wenn sie sich berauscht haben, in die größte Wuth gerathen, über einander herfallen und sich zerschlagen und zerfleischen: so machen sich viele Einwohner von Sidney häufig das Vergnügen, sie durch Branntwein, den sie unter die bittenden Wilden austheilen, dazu zu reizen. Jemehr Blut bei diesem Schauspiel vergossen wird, desto unterhalten-

Spott und Hohn zu verbergen, die er in reichlichem Mafse über den Franzosen ausschüttet. Was Arago's obige Meinung in Beziehung auf die Sandwichs - Inseln betrifft: so rath das Quarterly Review ihm und seinen Landsleuten, darüber ganz ohne Sorgen zu seyn. Die Engländer hätten bereits so viele fremde Besitzungen, als sie brauchten, ohne an den Grenzen des Stillen Meeres sich noch neue aufsuchen zu dürfen.

D. H.

der ist es. Oft bleibt auch einer oder mehrere von den Kämpfern todt auf dem Platze. Arago fand selbst Damen und junge Fräulein unter den Zuschauern.

Bekanntlich sind in den letztern zehn Jahren die westlich von den englischen Niederlassungen gelegenen Blauen Berge überstiegen und gegenwärtig schon jenseits derselben neue Ortschaften angelegt worden. Jene Gebirge selbst, deren Schreckliches und Gefahrvolles frühere Reisende grofsentheils erdichtet hatten, können jetzt auf einer sehr bequemen und trefflichen Landstrafse passirt werden. Herr Oxley, Oberaufseher der Colonial-Ländereien in Neu-Südwallis, der unsere Reisenden besonders freundlich aufnahm, hat in den Jahren 1817 und 1818, auf Anordnung des Statthalters, eine Reise jenseits der Blauen Berge unternommen, um zu versuchen, wie weit sich in das bisher unbekannte Innere von Neu-Holland eindringen lasse. Er verfolgte einen der auf jenem Gebirge entspringenden Ströme, den schon im Jahr 1813 durch Evans entdeckten Lachlan, bis an 500 (engl.) Meilen weit in gerader Linie von seiner Quelle an, und fand, dafs er sich zuletzt in mehrere Arme zertheilte und sich völlig in stehenden Sümpfen verlor. Der Boden war hier so wagrecht, dafs alles Weiterströmen des Flusses aufhörte. Von mehreren Seen, die Oxley entdeckte, ertheilte er dem gröfsten den Namen Campbell-See. Ein andrer Fluß, der für die Fortsetzung des, gleichfalls von Evans 1813 entdeckten Macquarrie erkannt wurde, hatte an 200 Fuß

Breite und über 12 Fuß Tiefe. Als Oxley den Lauf desselben bis zum Meere verfolgen wollte, zeigte es sich, daß er im Innern des Landes auf die nämliche Weise, wie der Lachlan, nämlich in Sümpfen und Morästen ende.

Auch unsere Franzosen unternahmen in zwei Abtheilungen eine Reise von Sidney aus in das Land jenseits der Blauen Berge. Bei der einen Abtheilung befand sich der Botaniker der Expedition, Gaudichaud; Arago schlug mit Oxley einen andern Weg, nach dessen Niederlassung, ein. Wir können uns in das Einzelne der Berichte von diesen Wanderungen nicht einlassen, sondern begnügen uns nur Einiges auszuheben.

Gaudichaud fand jenseits Paramatta eine Quelle, die das Sonderbare hatte, daß sie des Abends salzig schmeckte, des Morgens aber süßes Wasser gab wie die andern benachbarten Quellen. Ein kleiner, kegelförmiger Hügel von etwa 150 bis 200 Fuß Höhe, an dessen Abhänge sich diese Quellen befanden, bestand ganz aus Granit, während der Boden in der Umgebung weit und breit nur Sandstein und Thonerde zeigte. Die Letztere ist so rein, daß man sie, wie sie ist, in Formen schlagen und so die schönsten Ziegel daraus bereiten kann.

Arago durchwanderte noch schönere Gegenden als Gaudichaud und dessen Gefährten. „Es ist mir unmöglich,“ — sagt er — „die Herrlichkeit dieses Landes mit irgend etwas zu vergleichen, das ich bis jetzt gesehen habe.

Die Wälder Brasiliens oder der Molucke n können sich mit den neuholländischen nicht messen, da diese frei von jenen Dorngewächsen, Schlingpflanzen und andern Hindernissen sind, die dort das Vordringen des Wanderers hemmen. Die einzige Aehnlichkeit, welche ich zwischen den hiesigen und jenen Gegenden von Süd - Amerika gefunden habe, die ich besuchen konnte, ist die ungeheure Menge schöner Vögel, welche die Wälder bevölkern. Doch hat Brasilien hierin einen Vorzug vor Neu - Holland.“ Sehr gefährlich sind die großen Schlangenarten, welche, obschon der Riesenschlange nicht gleichkommend, doch wegen ihres giftigen Bisses nicht minder von den Menschen geflohen werden. Die furchtbarste ist die Schwarze Schlange, von 5 bis 6 Fuß Länge, deren Biss nicht selten tödtlich ist. Es sterben alljährlich mehrere Personen in der Niederlassung an den Folgen ihres Bisses. Arago und Oxley kamen unterwegs vor einem Sträfling vorbei, der, auf einem dürren Baumstamm am Wege sitzend, sie um ein Almosen bat. Als er das ihm hingeworfene Geldstück aufheben wollte, biss ihn plötzlich von hinten eine Schlange in die Wade. Mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart nahm er sogleich seinen Haargürtel ab, band damit das Bein über der Wunde stark zusammen und ersuchte Jene, ihm ein Messer zu leihen. Sie warfen ihm ein Barbiermesser hin. Sogleich schnitt er herzhaft damit auf Ein Mal die Hälfte des Wadenfleisches aus, und setzte dann, auf einen Stock ge-

stützt, seinen Weg unter vielen Seufzern und Klagen nach Liverpool fort. Hier fand Arago einige Tage darauf den armen gebissnen Sträfling im Krankenhause. Ungeachtet der schnellen Operation, die dieser sogleich selbst an sich vollzogen hatte, litt er dennoch fürchterliche Schmerzen und hatte sogar Anfälle von Raserei. Erst später, zu Sidney, erfuhr er, daß der Kranke völlig geheilt sei, und man hielt seine Genesung für ein wahres Wunder.

„Welch schrecklicher Aufenthalt in einem Lande“ — ruft Arago aus — „wo man zu allen Stunden des Tages solchen Unglücksfällen ausgesetzt ist!“

Mit dem Anfange des Jahres 1820 trat Freycinet die Rückreise nach Europa an. Von dem Schiffbruche, welchen die Uranie am 14. Febr. bei den Malouinen oder den Falklands - Inseln, fast am südlichen Ende Amerikas, im Aethiopischen Weltmeere, litt, ist schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches gesprochen worden. Die Papiere und der größte Theil der Sammlungen, auch viele Lebensmittel und andere Bedürfnisse, wurden gerettet. Die Mannschaft hatte sich schon darein ergeben, auf diesen unwirthbaren Küsten zu überwintern, als eine amerikanische Goëlette, die sich des Robbenfanges wegen in diesen Gegenden aufhielt, von den Schiffbrüchigen entdeckt wurde. Der Amerikaner verkaufte ihnen sein Schiff und am 27. April gingen unsere Franzosen nach Monte Video unter Segel.

Wir beschliessen den Auszug aus Aragos „Spazierfahrt“ mit dem, was er über die Eingebornen der Umgebungen von Monte Video; die Gautschos, mittheilt.

„Blos seiner Landeskunde vertrauend, besteigt der Gautscho seinen selbstgezähmten Renner und tritt getrost seine Reise nach den unermesslichen Ebenen des Innern an. Nach langem Reiten durch dichte Wälder trifft er zur bestimmten Zeit an dem ihm angewiesenen Punkte ein. Was hat er zu fürchten? Er hat seine Schlinge bei sich. In seinen Stiefeln stecken zwei scharfe Messer. In einen groben Mantel gehüllt, (Pontscho genannt), und den Kopf mit einem grossen breitländerigen Hute bedeckt, bietet er allen Elementen Trotz. Wird er hungrig, so weiss er bald nährnde Wurzeln oder Früchte aufzufinden. Wird er durstig, so giebt er seinem Pferde ein Zeichen und dieses sprengt mit ihm in vollem Laufe zu einer Quelle. Man hat Beispiele, dass zwei Gautschos, der eine aus Brasilien, der andere aus Monte Video abreisend, sich auf 100 Wegstunden von ihrem Wohnorte mitten im Innern eines Waldes zu treffen verabredet hatten, und sie kamen wirklich zur bestimmten Zeit an diesem Platze an. Die Sonne ist bei diesen Wanderungen ihr einziger Wegweiser.“

„Wenn du glaubst, dass diese merkwürdigen Menschen ein besonders kriegerisches Ansehen und einen athletischen Wuchs besitzen: so irrst du dich. Nichts in ihrem Aeussern kündigt ihre Stärke und ihren Muth an. Die Gewohnheit

o

o

o

o

o

des Reitens hat ihre Beine gekrümmt, ihr Leib ist hager, aber muskelig; die Arme sind haarig wie die Brust; ihre Farbe ist schwarzbraun (basané), und fast Alle haben eine sehr übereinstimmende Gesichtsbildung. Unempfindlich gegen die Kälte, geben sie sich auch der größten Hitze Preis, ohne den mindosten Nachtheil davon zu empfinden. Sie lieben die Städte nicht und fliehen die Gesellschaft der Menschen. Ihre Wohnung ist die Wüste; je wilder es hier aussieht, desto mehr gefällt es ihnen. Ihr einziger Zufluchtsort ist eine Strohhütte (rancho); der Erdboden ihr Bett; ein Pferde- oder Ochsengeripp ihr Kopfkissen. Auch während des Schlafs kommt die furchtbare Schlinge nicht aus ihren Händen; sie ist ihre Waffe, ihr Leben. Ohne sie ist der kühnste Gautscho nur ein Mensch, mit ihr ein übernatürliches Wesen. “*)

„Die Wüsten, welche die Gautschos bewohnen, sind von wilden Thieren bevölkert, worunter der Tiger“ (d. h. der amerikanische oder der Jaguar) „den ersten Rang einnimmt. Weist du, wer der furchtbarste Feind die-

*) Arago bestätigt hier in einer Anmerkung, was die Geschichtsschreiber von der Geschicklichkeit der Gautschos, bei der ersten Eroberung ihres Landes durch die Spanier, erzählt haben. Sie sprengten an die Verschanzungen der Letztern heran und fingen mit ihren Schlingen die Schildwachen weg. Arago sagt, daß er Aehnliches gesehen habe.

ses Tigers ist? Der Gautscho. Weist du; womit er ihn sich unterwirft? Mit seiner Schlinge.“

„Von Jugend auf an ein unabhängiges und thätiges Leben gewöhnt, beschäftigt sich der Gautscho am liebsten mit Pferden, und setzt seinen Ruhm darein, sie zu bändigen. Die Ebenen, welche er durchstreift, sind mit einer ungeheuern Menge von Pferden und Maulthieren bedeckt. Der Vater unterrichtet den Sohn frühzeitig im Gebrauche seiner Lieblingswaffe, und lehrt ihm Gewandtheit und Unerschrockenheit. Auf einem schon zugerittenen Renner stürzt er sich mitten in einen Haufen wilder Pferde. Die Schlinge wird geworfen; schon ist eines gefangen; während seine Gefährten im Galop davon fliegen, strengt es sich aufs äußerste an, sich wieder frei zu machen. Vergebens! Der Gautscho ist schon abgestiegen, wirft ihm eine zweite Schlinge zwischen die Beine, reißt es zu Boden und setzt sich auf seinen Rücken. Ohne Steigbügel und Zaum, bloß mit Hilfe der Spornen und seiner gebieterischen Stimme, bezwingt nun der Gautscho das ungeberdige Thier, welches sogleich mit seinem neuen Reiter wie ein Blitz davon rennt. Bald indeß bleibt es stehen; zornig über die ungewohnte Bürde, bäumt und wälzt es sich; der Gautscho bleibt sitzen und wälzt sich mit. So in seiner Hoffnung getäuscht, erhebt sich das Pferd wieder, und rennt voll Wuth aufs neue vorwärts, während seine Seiten unaufhörlich von den unbarmherzigen Spornen gestachelt werden. Es bleibt noch Ein Mal stehen, und

sucht nun einen gefährlichen Ort auf, um seinen Feind zu erschrecken und dadurch los zu werden. Abgründe und Felsenblöcke werden übersprungen, Flüsse übersetzt. Endlich sind seine Kräfte erschöpft; es fällt zu Boden und läßt sich Zaum und Gebiß anlegen. Sein Gebieter ist gleichwohl damit noch nicht zufrieden. Das in kurzer Zeit gezähmte Pferd muß ihn nicht bloß von einer Gegend zur andern tragen, sondern es muß auch wie er allen Gefahren trotzen und ihn in seinen verwegenen Unternehmungen unterstützen lernen.“

„Beim Anblick des Tigers ergreifen fast alle andere Thiere die Flucht; vorzüglich flößt er dem Pferde einen furchtbaren Schrecken ein. Der Gautscho lehrt es, vor ihm stehen zu bleiben und nur auf ein gegebenes Zeichen zu fliehen.“

„Ohne den mindesten Vorrath von Lebensmitteln beginnt der Gautscho seine Reise durch die unermesslichen Wüsten, deren Boden kaum einige Gewächse für das Vieh hervorbringt. Der Hunger setzt ihn in keine Verlegenheit. Er stößt bald auf unzählbare Haufen von wilden Pferden, fängt eines, wirft es zu Boden, schneidet ihm ein Stück Fleisch aus dem Leibe und läßt es dann wieder laufen. . . . Bald indeß läßt sich das Brüllen des Tigers hören; er erreicht ihn, und ein schreckliches Gefecht beginnt. Nicht die Stärke verschafft hier den Sieg, sondern die Geschicklichkeit. Der Gautscho setzt seine Schlinge in Bewegung; er spricht, er schreit. Ihm gegenüber liegt der Tiger auf dem

Boden und betrachtet mit Erstaunen das verwegne Geschöpf, das ihn herausfordert. Furchtbar rollen die Augen in seinem Kopfe; er öffnet den noch von der letzten Mahlzeit blutigen Rachen, und späht gierig eine Stelle aus, auf welche er seinerseits einen Angriff machen könne. Der Gautscho bleibt auf seinem Pferde ganz ruhig und besonnen, läßt es zwar zurückweichen, aber dabei immer den Feind im Auge behalten, welcher Schritt für Schritt vorwärts schleicht und auf die erste Blöße lauert, die ihm das Pferd geben wird. Der Gautscho weiß dieses; er läßt das Pferd sich bäumen; der Tiger wagt einen Sprung und ist in der Schlinge gefangen. Aus Leibeskräften rennt das Pferd fort und schleppt das Raubthier hinter sich her. Zuweilen hält der Gautscho an. Hat die erste Schlinge nur den Hals gefaßt, so wirft er ihm noch eine zweite um die Beine, und ist nun vollkommener Sieger. Er steigt ab, bewaffnet sich mit dem Messer, das er im Stiefel trägt, und macht dem Tiger den Garaus. Sein Tagwerk ist vollendet; er kehrt nach Monte Video zurück, verkauft die Haut des erlegten Thieres, liebkost sein Pferd und geht am folgenden Tage auf neue Abenteuer aus.“

III.

Chiwa und seine Bewohner.

Es ist seit Peter dem Großen bis auf die neusten Zeiten ein angelegentlicher Wunsch der russischen Regierung gewesen, durch die ungeheuern Steppen im Osten des Kaspischen Meeres und des Aral-Sees, welche von räuberischen Kirgisen und Turkomanen durchzogen und unsicher gemacht werden, einen Handelsweg nach den Ländern des mittlern und südlichen Asiens zu eröffnen. Nischnei Nowgorod, Makariew und Astrachan, die schon jetzt Mittelpunkte eines ansehnlichen Verkehrs geworden sind, müßten noch weit bedeutender werden, wenn es der Regierung gelänge, die auf den, aus dem innern Asien dahin führenden, Straßen wandernden Karawanen gegen räuberische Anfälle zu sichern. Alle bis jetzt in dieser Absicht gemachte Versuche sind vergebens gewesen. Dessen ungeachtet beschloß vor einigen Jahren der gegenwärtige Statthalter von

Georgien, General Jermolow, einen Gesandten an den Chan von Chiwa abzuschicken, um mit diesem ein Freundschafts- und Handelsbündniß zu schließen. Es war seine Absicht, an der Ostküste des Kaspischen Meeres, bei Krasnowodsk, einen festen Platz zu gründen, wohin nicht nur die russischen Kaufleute, von Astrachan aus, ihre Ladungen sicher bringen, sondern welchen auch die Karawanen aus Chiwa und Buchara in kürzerer Zeit, als bisher über Mangüschlak, erreichen könnten. Der Statthalter wählte zum Gesandten den Garde - Hauptmann Nicolaus von Murawiew, welcher am 17. Juni 1819 seine Reise antrat, und nach einer sehr beschwerlichen Wanderung durch die Steppen um die Mitte des November in Chiwa anlangte. Nachdem er lange als Gefangener behandelt und scharf beobachtet worden, auch, weil man ihn für einen Kundschafter hielt, schon in Gefahr gewesen war, auf Befehl des Chans hingerichtet zu werden, glückte es ihm endlich doch, sich als Gesandter anerkannt zu sehen und bei dem Chan am 20. November eine feierliche Audienz zu erhalten. Sie fiel so glücklich aus, daß der Chan beschloß, gleichfalls eine aus drei angesehenen Personen bestehende Gesandtschaft an den Statthalter von Georgien abzuschicken. Schon am folgenden Tage reis'te Hauptmann Murawiew in der Gesellschaft dieser Gesandten von Chiwa ab, und traf am 12. December glücklich am Kaspischen Meere, und im Jan. 1820 wieder in Tiflis ein.

Hr. von Murawiew hat bald darauf zu Moskau (im Jahr 1822) eine lesenswerthe Beschreibung dieser Reise in russischer Sprache herausgegeben, welche sowohl vom Professor Strahl in Bonn ins Deutsche *), als auch von Eyriès und Klaproth ins Französische **) übersetzt worden ist. Wir nehmen aus den im zweiten Theil enthaltenen allgemeinen Bemerkungen über Chiwa und seine Bewohner, das Wesentlichste in unser Taschenbuch auf.

Die Gränzen des Chanats von Chiwa lassen sich in doppelter Rücksicht bestimmen. Sie umfassen nämlich entweder das eigentliche Chiwa, d. h. das Land, das von den eigentlichen Chiwinzen bewohnt wird, neben welchen jedoch sich hier und da auch andere dem Chane

*) Des kaiserlichen russischen Gesandten Nikolaus v. Murawiew Reise durch Turkomanien nach Chiwa, in den Jahren 1819 und 1820. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer historischen Einleitung, Beilagen und einigen Anmerkungen begleitet von Phil. Strahl, u. s. w. In II Theilen. Mit 8 Tafeln in Steindruck und 1 Karte. Berlin, 1824. 8. (3 Thlr.)

**) Eine deutsche Bearbeitung dieser französischen Uebersetzung hat Dr. Bran im Ethnogr. Archiv, XXII. Band, 2. Heft, geliefert.

unterthänige Völker niedergelassen haben; oder sie bezeichnen den Umfang alles des Landes, das von Völkern bewohnt wird, die entweder stets oder nur zuweilen von den Chiwinzen abhängen; entweder weil sie durch die Gewalt der Waffen besiegt worden, oder weil sie aus eigener Schwäche den Schutz derselben suchen, oder endlich, weil sie von Chiwa des Handels wegen in Abhängigkeit leben.

Das eigentliche Chiwa, der Kern' des Staates von Chiwa, wird durch keine festen Gränzen bestimmt, denn überall umgeben es grofse unfruchtbare Steppen, die Niemand in Anspruch nimmt. Es liegt in der Biegung, die der Amu Deri, vor seinem Ausflusse in den Aral-See, bildet, und zieht sich nördlich am linken Ufer dieses Stromes bis zu dem genannten See hin. Ausserdem stößt es in Norden noch an die Steppe, welche sich östlich vom Aral-See ausbreitet, und worin die Kirgisen mit ihren Heerden herumziehen. Nordöstlich macht der Amu Deri die Gränze. Südöstlich trennt ebenfalls eine Steppe Chiwa von der Bucharei, und südwestlich breiten sich grofse Sandwüsten und Steppen aus, welche Chiwa von dem Gebiete der Turkomanen des Stammes Tekä trennen. Auch in Westen dehnt sich eine ungeheure und unfruchtbare Steppe bis zum Kaspischen Meere, in einer Länge von mehr als 115' geogr. Meilen aus, und gränzt an die Turkomanen der Stämme Jomud und Atta, welche an diesem Meere wohnen. Ungeachtet dieser Steppen und Sandwüsten, die Chiwa von allen Seiten

umgeben, wird es von ansehnlichen Bächen stark bewässert, die den Boden außerordentlich fruchtbar machen. Die Länge des eigentlichen Chiwa, oder die Ausdehnung von Süden nach Norden, beträgt 26, und die Breite von Westen nach Osten, 20 geographische Meilen.

Ehemals hiefs das jetzige Gebiet von Chiwa Chorasān und erstreckte sich längs dem Amu Deri (dem Oxus der Griechen) mehr nach Westen. Dieser Strom ergofs sich nämlich damals ins Kaspische Meer und soll die Gränze zwischen den zwei grossen Reichen Iran und Turan (d. h. zwischen dem heutigen Persien und dem alten Vaterlande der Türken) gebildet haben. Eine furchtbare Naturumwälzung, von welcher sich auch noch andere Spuren vorfinden, veränderte diesen alten Lauf des Flusses und wies ihm sein jetziges Bett an. Doch ist das alte noch jetzt in der Steppe an mehreren Orten deutlich zu erkennen und Murawiew berührte und durchschnitt es auf seiner Reise mehrmals.

Aufser dem Aral - See, der indess auch nur an der Gränze liegt, befindet sich keiner weiter im ganzen Chanate von Chiwa. Er wird durch die Gewässer des Amu Deri und Sir Deri (des Jaxartes der Alten) gebildet. Sein Wasser ist süfs. *) und seine Tiefe in der Nähe der mit

*) Dem widerspricht Dr. Eversmann, welcher, als Begleiter des russischen Staatsraths Negri, auf dessen Gesandtschaftsreise nach Buchara, in den letzten Monaten des Jahres 1820 (s. den

Schilf weit hinein bewachsenen Ufer unbeträchtlich. Der Amu) Deri ist ein Beisatz, der sowohl Meer als großer Fluß bedeutet) ist in Cchiwa an 600 Fuß breit. Er bewässert und befruchtet durch eine Menge künstlicher Kanäle selbst die entferntesten Gegenden. An manchen Stellen bilden diese Kanäle kleine künstliche Seen, welche die Einwohner zur Zeit der großen Dürre gegen Wassermangel schützen. Die Hauptkanäle sind an 50 Fuß breit; an einigen Stellen sind sie durch künstliche Dämme höher als die Bodenfläche;

Jahrgang 1823 dieses Taschenbuches, S. 147 u. ff.) den Aral-See berührte und sein Wasser salzig fand. Die Ufer waren mit einer Rinde von bitterem Seesalz bedeckt, welches, dem Geschmacke nach zu urtheilen, von einerlei Beschaffenheit mit dem in andern dortigen Salzseen enthaltenen war, die ohne Zweifel Ueberreste des sich zurückgezogenen Aral-Sees sind. An der Mündung des Sir fand Eversmann nicht nur die Ufer dieses Flusses, sondern auch des Busens, in den er fällt; fast überall in beträchtlicher Breite mit Rohr bewachsen, welches bis zu drei Mannslängen und darüber hoch wird. So weit das Auge reichte, war der westliche Horizont mit diesem Rohr begränzt, und man konnte davor, aus Mangel einer hinreichenden Anhöhe das eigentliche Meer, die Wasserfläche, gar nicht sehen. Diese Rohrfelder sind ein Aufenthalt vieler in der größten Armuth lebender Kirgisen, die sich von Ackerbau und Fischerei ernähren. Ihre Hütten, welche gleichfalls aus Rohr bestehen, liegen größtentheils, um gegen Wind und Wetter geschützt zu seyn, in den Rohrfeldern selbst. Das Rohr ist diesen Menschen

ja mittelst Brücken sind einige selbst über einander weg geleitet. — Die Brunnen im ganzen Chanate enthalten sehr schlechtes Wasser, daher es auch selten gebraucht wird.

Als Murawiew auf der Hinreise nach Chiwa etwa zwei Drittel des Weges von Krasnowod am Kaspischen Meere aus, zurückgelegt hatte, sah er an einer Stelle, wo sich das alte Bett des Amu zeigt, in nicht geringer Entfernung davon, einen hohen, steilen Abfall, ungefähr 120 Fuß tief gegen die Steppe. Er sah sich überall gleich und war gelb von Farbe. Das von ihm herabrollende Gestein war

Alles; es ist ihnen Brennstoff, Bauholz, Futter für das Vieh und auch, indem sie die Stoppeln der abgeschnittenen Felder anzünden, ein herrlicher Dünger. Schöner und üppiger wächst dann das junge Gras, das ihnen als Futter im Sommer, und getrocknet im Winter dient; oder sie bauen die so abgebrannte Fläche um und benützen sie zum Ackerbau, der sich auf Gerste und Hirse erstreckt. Die Kornfelder, die sich immer nahe am Wasser befinden müssen, bestehen aus vielen kleinen vertieften Flächen, die durch aufgeworfne Erde, kleine Wälle, von einander getrennt sind; ein Hauptkanal geht vom Wasser bis zum äußersten Ende des Feldes, und erweitert sich dort in ein Becken, aus welchem das Wasser in kleinere Kanäle geschöpft wird, die jede vertiefte Fläche damit versehen und unter Wasser setzen. (S. Eversmanns Reise von Orenburg nach Buchara u. s. w. Mit 2 Kupff. und dem Plane von Buchara. Berlin, 1823. 4. S. 38 u. ff.)

D. H.

mürbe, liefs sich leicht zerreiben und enthielt viel Marienglas. Nach der Sage der Bewohner soll hier einst das Ufer eines Meeres gewesen seyn. Der äufsere Anschein spricht allerdings dafür, und wahrscheinlich erstreckte sich das Kaspische Meer einst bis hierher; doch mufs diefs in einer frühern Zeit gewesen seyn, als damals, wo der Amu sich noch in den Balkanschen Meerbusen ergofs. Das andere, entgegengesetzte, Ufer dieses vermuthlichen Meeres erblickt man nach zwei Tagreisen von Besch Dischik nach Chiwa zu, zur rechten Seite, wo man auch die Ruinen der Festung Utim Kala entdeckt. Es scheint daher, als ginge der jetzige Weg in einem ehemaligen Sunde dieses Meeres.

Die das Gebiet von Chiwa umgebenden Steppen sind grösstentheils Sandwüsten und gänzlich unfruchtbar. Nur hier und da erblickt man etwas Grünes, und der einzige Strauch, der sich noch am häufigsten findet, ist die sogenannte Goldruthe (*Solidago Virgaurea* L.), die aber fast gar keine Blätter trägt. Man brennt aus ihr Kohlen, und bedient sich dazu vorzüglich des trocknen abgefallnen Holzes. Hier und da findet man Spuren, vormaliger grosser Wälder, und ihre verfaulten Stämme sowohl als die Moorerde beweisen, dafs einst in dieser Gegend eine grosse Veränderung vorgegangen seyn müsse. — Vergebens sucht man in diesen Steppen nach süfsem Wasser. Die Brunnen enthalten nur salziges und bitteres, und nur jene machen eine Ausnahme, die sich im alten Flußbette des Amu oder Oxus befinden.

Eine Reise im Sommer durch diese Sandsteppen ist mit nicht geringen Gefahren und Mühseligkeiten verbunden. Nicht selten erheben die Stürme so ungeheure Sandmassen, daß der Reisende ganz wie in dichten Nebel gehüllt ist. An den Stellen, wo kein Sand liegt, ist der Boden fest, trocken und von weißgrauer Farbe.

Außer dem eigentlichen Chiwa, das man als eine Oase in diesen Sandwüsten ansehen kann, giebt es noch einige andere Stellen darin, die große Fruchtbarkeit zeigen und gut bebaut sind, z. B. das Land der Turkmenen vom Stamme Tekä; südlich von Chiwa. Jenseits Chiwa soll das Land, je weiter man nach Osten kommt, desto bevölkerter und angebauter, auch reicher an süßem Wasser seyn.

Im nördlichen Theile des Staats von Chiwa, da wo er an die Steppe der Kirgisen stößt, vermuthet Murawiew große Wälder, indem die Kirgisen große Flöße bauen, auf welchen sie den Amu stromaufwärts in die Bucharei fahren.

Das eigentliche Chiwa bildet mit seinen es umgebenden Steppen, südwestlich vom Amu, eine große Ebene, welche bloß durch die kleine Bergkette Sara Baba und den vorhin erwähnten Abfall oder das Ufer des angeblichen Meeres unterbrochen wird. Oestlich vom Amu erhebt sich die Gebirgskette Schich Dscheri, welche nördlich von Chiwa längs dem Aral hin streicht. Westlich vom Amu und nördlich dem letztgenannten Gebirge Schich Dscheri gegenüber

steigt, dem Anscheine nach mit den übrigen nicht zusammenhangend, das Gebirge K u b a auf, welches aber wahrscheinlich mit den Gebirgen von M a n g ü s c h l a k in Verbindung steht.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, auf welche die Fremden, namentlich die Russen, bei ihren Erkundigungen nach den unterirdischen Schätzen dieses Landes stossen, erfuhr M u r a w i e w doch, daß man allgemein glaube, das Gebirge S c h i c h D s c h e r i enthalte reiche Gold- und Silberminen. Gewiss ist es, daß sich daselbst viel B l e i und S c h w e f e l, nebst einigem K u p f e r befindet. Auf Blei und Kupfer wird Bergbau getrieben, doch mit wenig Sachkenntniß. Daß der A m u G o l d s a n d bei sich führe, erklärt unser Reisender für ein Märchen.

Von Säugthieren findet man im Gebiete des Staates von Chiwa W ö l f e, F ü c h s e, S c h a k a l s und R a t t e n. Von den Letztern ist besonders eine Art merkwürdig, welche bei den Chiwinzen E l i n g i r d s c h heißt, so groß wie ein grosser Kater ist, kurze Vorderfüsse und ein gelbes und schwarz gestreiftes Fell hat. Sie lebt im Sande. B ä r e n finden sich hier zu Lande nicht; man bringt gezähmte aus Rußland als eine Seltenheit. Häufig sind H i r s c h e und eine Antilopen- oder wilde Ziegenart, D s c h e r a i n genannt, welche zwei Monate ohne alles Wasser zubringen soll. M u r a w i e w vermuthet, daß sie ihren Durst des Morgens mit dem starken Thau stillt, der hier zu fallen pflegt. Wahrscheinlich giebt es im Amu B i b e r und F i s c h o t t e r n.

Von Raubvögeln findet man besonders Adler und Habichte. Die Letztern werden von den Chiwinzen zum Vogelfange und zur Antilopen - Jagd abgerichtet. Im Gefolge der Karawanen erblickt man große Schaaren von Raben. — An den durch die Kanäle gebildeten Seen giebt es viele Schnepfen, welche der Chan und seine vornehmsten Beamten zur Jagd wählen.

Der Amu ist reich an Fischen; die Kanäle enthalten besonders viele Karpfen.

Nirgends in den Steppen ist gebahnter Weg. Einzelne Gleise oder Fußstapfen im Sande sind, wenn sie nicht vom Winde verweht werden, die einzigen Zeichen, aus welchen man einen Weg vermuthen kann. Wo keine Wohnungen sind, da dient den Reisenden die Sonne zum Wegweiser. Die Brunnen bestimmen die Orte, wo Halt gemacht wird, und wo diese fehlen, lagert man sich mit Sonnenuntergang an der ersten besten Stelle. Nie bemerkt man, daß sich die Steppenbewohner verirren, auch wenn der Weg nicht durch das geringste Kennzeichen angedeutet ist. Selbst die Kameele besitzen diese Eigenschaft, und finden sich, wenn sie vom Wege abkommen, aus einer Entfernung von 60 bis 70 deutschen Meilen wieder nach Hause.

Das Klima des Staates von Chiwa ist, bei der geringen Ausdehnung desselben, sich fast überall gleich. Im Sommer wäre die Hitze einige Monate lang ganz unerträglich, wenn nicht die häufigen Ost- und Südost-Winde die Luft

einigermassen wieder abkühlten. Nur selten regnet es. Im Herbste wehen dagegen starke Winde, welche aus den um das Chanat herum liegenden Wüsten eine Menge des feinsten Sandes herbeiführen, der die Luft, wie ein dichter Nebel verdunkelt. Der Winter hält nie lange an; die Kälte ist mäßig; nur zuweilen fällt das Quecksilber auf 16 bis 18° unter Null des Reaumurschen Wärmemessers. Schnee ist auch selten, aber desto häufiger Glatteis, welches besonders den Karawanen äußerst nachtheilig ist, da die Kameele mit ihren weichen Hufen nicht darauf fortkommen können und so häufig ihrem Schicksale überlassen werden müssen.

Der fast stets reine und wolkenfreie Himmel verleiht zur Nachtzeit allen Gegenständen einen besondern Glanz, und die Luft ist daher in Chiwa sehr gesund. Nie hat die Pest hier gewüthet.

Der Staat von Chiwa wird von vier verschiedenen Völkern bewohnt, nämlich von

1) den Sarten, welche die eigentlichen oder ersten Bewohner dieses Landes sind;

2) den Karakalken (d. h. Schwarzmützen), welche in der Nachbarschaft der Vorigen nomadisiren und als deren Vasallen zu betrachten sind;

3) den Usbeken, Fremdlinge, welche in früherer Zeit das Land erobert haben und bis jetzt im Besitz desselben geblieben sind, und

4) den Turkmenen (Turkomanen), welche aus mehreren Stämmen bestehen und sich, meist des Handels wegen, als Gäste hier niedergelassen haben, oder herumtreiben. Im Laufe der Zeit haben sich indessen diese vier Völker häufig mit einander vermischt, und man kann jetzt die Einwohner Chiwas zweckmäßiger in Kaufleute, Ackerbauern, Herren und Krieger eintheilen.

Die Sarten oder Tata (Bucharen), die Urbewohner dieses Landes, leben in den Städten und beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. Sie sind betrügerisch, listig, demüthig, im Unglücke und Elende zu jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn sie nur etwas dadurch erlangen können, im Glücke und Wohlstande aber stolz, gebieterisch; übrigens größtentheils reich oder doch wohlhabend. Bei ihrer Feigheit haben sie weder Kenntniss von Waffen noch von Pferden. Auf Verträge mit ihnen ist bei ihrer schlechten Denkart nicht zu bauen. Alles was ihren Eigennutz nicht berührt, läßt sie gleichgiltig. In fremden Ländern, wohin sie der Handel zuweilen bringt, ergeben sie sich dem Trunk und Kartenspiel. Die Aermern treiben auch Ackerbau, bleiben aber doch ihrem Nationalcharakter dabei ganz treu. Von den Usbeken werden sie verachtet. Man rechnet ihre Zahl, wahrscheinlich zu gering, an 100000 *).

*) Nach einer Anmerkung, welche der bekannte morgenländische Gelehrte, Julius Klaproth, in der französischen Uebersetzung dieses Werkes, zu dieser Stelle macht, gehören die Sar-

Die Karakalpakken nomadisiren theils jenseits des Amu, theils treiben sie, südlich vom Aral-See, Ackerbau. Sie sind wegen ihrer Armuth in der Gewalt der kriegerischen Usbeken und der verschlagenen Sarten, und treiben keinen Handel. Ihre Anzahl mag etwas über 100000 betragen.

Die Usbeken sind stolz auf den Namen Eroberer, haben sich aber seit 200 Jahren, wo sie die Sarten besiegten, sehr verweichlicht, und sind jetzt nicht mehr im Stande, etwas Großes oder was sonst Ausdauer erfordert, zu unternehmen. Aber trotz ihres Hanges zur trägen Ruhe gehen sie dennoch nicht selten auf Raub aus, weil sie dieses Gewerbe für eine ehrenvolle Beschäftigung ansehen. Die Vertilgung der Ungläubigen halten sie, als Muhamedaner, für eine

ten keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, zu dem türkischen Volksstamme, sondern zu dem persischen; auch ihre Muttersprache ist die persische. Den Namen Sarty haben sie von den türkischen Völkern erhalten, welches Wort nicht ursprünglich, wie man bisher angenommen, sondern nur darum einen Kaufmann bezeichnet, weil die Bucharen allein in diesen Gegenden Handel treiben. (So versteht man z. B. auch in Prag unter der Benennung Tyroler eine Gattung Kaufleute, nämlich die Galanterie- oder Kurzwaaren-Händler; vermuthlich waren die ersten Handelsleute dieser Art, welche sich in frühern Zeiten zu Prag niederliessen, Tyroler.) Es scheint übrigens der Name Sarty schon ziemlich alt zu seyn, denn die Mongolen nannten zur Zeit des Dschingis Chan sowohl die Kleine

Religionspflicht. Auf den Landstraßen fallen sie die Karawanen an, gerathen aber nie unter sich, wegen der Theilung der Beute, in Streit. Da, wo sie übernachten, bezahlen sie nie, ja sie nehmen sogar noch Alles gewaltsam mit sich fort, sobald sie ihren Wirth nicht für hinlänglich gastfrei halten. Haß und Rachsucht vererben sie auf Kinder und Kindeskinde, und oft endigt eine Beleidigung, wenn es zu keiner Versöhnung gekommen ist, mit der Vertilgung des ganzen Stammes. Im Allgemeinen besitzen sie viel kriegerischen Geist, taugen aber vorzüglich nur zu kurzen Unternehmungen. Sie hören gern Kriegsgeschichten erzählen und ehren feste Ausdauer. Daher verzeihen sie nicht selten einem Sklaven, wenn er eine martervolle Strafe standhaft aushält. An

als die Große Bucharei Sartohl. Die Bucharen selbst nennen sich Tadschik, welches auch der alte Name, von Persien ist. Das Wort Tat ist nach Castellus der Name, mit welchem die Perser von einigen Stämmen belegt werden, die zwischen Hamadan und Kurdistan wohnen. Nach Andern aber bedeutet Tat die überwundene Völkerschaft, in deren Lande sich die Ueberwinder niedergelassen haben. Daher kommt es auch, daß man in der Krym und Dagestan Tat findet, von denen jene die dort gewöhnliche türkische Mundart, diese eine verdorbene und sehr gemischte persische reden. (Man s. Julius Klaproth Asia polyglotta. Paris, 1823. 4. S. 243 und 244.)

D. H.

Edelsinn und Ehrlichkeit übertreffen sie alle übrige Völker des Chanats, und Gerechtigkeit ist einer ihrer Hauptzüge. Sie hassen die Lüge, jede Kriecherei und Sucht nach Ehre und Gold. Eben deshalb zum Theil sind ihnen auch die Sarten und Karakalpaken verhaßt. — Die Zahl der Usbeken beläuft sich etwa auf 30000. Sie theilen sich in 4 Hauptstämme, leben grösstentheils in den Städten, bekleiden die höchsten Stellen im Staate, besitzen die vielen kleinen Schlösser oder Burgen, die man zerstreut im Chanate findet, verpachten an die Turkmenen und Sarten, welche kein eignes Land besitzen, das ihrige und lassen es von denselben bearbeiten *).

Die Turkmenen (oder Turkomanen, wie sie bei Klaproth u. A. heissen) bewohnen unter mancherlei Namen die grossen und weitläufigen Strecken von Mittelasien.

*) Nach v. Murawiew heisst Usbek so viel als eigener Herr, nämlich Us heisse auf Türkisch selbst und bek Herr. Aber Klaproth verwirft diese Ableitung. Die Usbeken sind nach ihm Ueberreste der Uiguren, Naimanen und anderer verwandten, türkischen Volksstämme. Bei den arabischen Schriftstellern heissen sie Gos oder Gus. Sie besitzen seit dem 16. Jahrhunderte nicht bloß Chiwa, sondern auch die benachbarten Länder Balk, Buchara und Fergana, auch einige Gegenden am Belurtag. S. Asia polyglotta. S. 217 u. 218.

Man findet sie im Norden von Indien und Tibet, im Westen von China, in der Nachbarschaft der Bucharei, und am Kaspischen Meere. Diese vielen Stämme sind alle einerlei, nämlich türkischen Ursprungs. Allein durch die Sandsteppen sowohl, die ihre bebauten und fruchtbaren Wohnsitze von einander trennen, als auch durch die patriarchalische Verfassung eines jeden Stammes unter seinem eigenen Aeltesten oder Häuptlinge, und endlich durch die weite gegenseitige Entfernung, ist das gemeinschaftliche Band dieses zahlreichen Volkes gänzlich unter einander zerrissen. Sehr unrichtig belegt man es gemeiniglich mit dem Namen Tataren *).

Die Turkomanen bilden, da sie treffliche Reiter sind, grossentheils das Kriegsheer der Chiwinzen. Dem Aeufsern nach gleichen sie mehr den Usbeken als den Sarten;

*) Klaproth sagt, (Asia polygl. S. 217), die Turkomanen seien im 11. und 12. Jahrhunderte über den Dschihun oder Oxus (Amu Deri) nach Chorassan gekommen, und haben sich von da aus über das nördliche Persien und westlicher nach Syrien und Klein-Asien verbreitet. Um den Namen Turkman zu erklären, erzählen die Perser, es seien die Nachkommen der Türken, die sich in Chorassan mit dortigen Frauen verbunden hätten, und da ihre Sprache die Rauheit ihrer Väter behalten, wären sie Turkman, d. i. Türkenähnliche genannt worden. Da aber auch der Theil der Nation, welcher nicht nach Persien gekommen, und am Dschihun zurückgeblieben ist, sich selbst diesen Namen bei-

aber im Kampfe, in kriegerischer List und Gewandtheit auf dem Pferde, sind sie Jenen weit überlegen. Sie sind gierig nach Gold, grausam und betrügerisch. Sie haben alle Laster der Usbeken aber keine einzige ihrer Tugenden. Die Zahl derjenigen Turkmenen, welche vom Krieg und Raube leben, ist sehr veränderlich. Sie wollen nur als Gäste angesehen seyn, lassen sich heute im Chanate nieder und ziehen morgen wieder davon. Viele von ihnen haben sich, bloß um nicht Ackerbau treiben zu müssen, mitten in der Steppe niedergelassen, wo sie oft den bittersten Mangel an Wasser leiden.

Der ansässigen Turkomanen können an 50000 seyn. Sie beschäftigen sich mit dem Ackerbau und wohnen daher in Dörfern beisammen.

Zu diesen vier Klassen von Bewohnern des Staates von Chiwa kann man noch, als einen fünften Stand, die fremden Slaven zählen, deren Leben und Schicksal ganz von ih-

legt, so kann man ihn unmöglich aus dem Persischen ableiten.“ Uebrigens bieten, nach Klaproth, die türkischen Mundarten, bei der oben erwähnten außerordentlichen Zerstreuung der verschiedenen Stämme, die gewiß höchst merkwürdige Erscheinung dar, daß selbst die entferntesten sich sowohl den Wörtern als den Sprachregeln nach sehr ähnlich geblieben sind, so daß z. B. beim langsamen Sprechen der Türk aus Konstantinopel den aus Tomsk und Jeniseisk verstehen kann. In Betreff des Wortes Tatarén sehe man bei Klaproth, a. a. O. S. 202 bis 208 den Abschnitt: „Was sind Tataren?“

D. H.

ren Herren abhängt, Es sind theils Russen, theils Perser und Kurden. Die Zahl der russischen Slaven beläuft sich an 3000. Sie werden meistens durch die räuberischen Horden der Kirgisen, an der Gränze von Orenburg weggeraubt und nach Chiwa verkauft. Man zwingt sie zu allen Arbeiten, auf welche die Chiwinzen sich nicht verstehen, und sie erhalten monatlich nicht mehr als 70 (franz.) Pfund Mehl, und zuweilen ein abgetragenes Kleidungsstück ihrer Herren. Was sie von jenem Mehl ersparen können, verkaufen sie und sammeln das Geld, nebst dem, was sie sich etwa durch Dieberei verschaffen. Haben sie endlich, wozu indels an 20 Jahre gehören, 30 bis 40 Tillas (1 Tilla gilt etwa 6 fl. Conv. Münze) zusammengebracht, so kaufen sie sich damit von ihrem Herrn los. Aber auch in diesem Falle dürfen sie das Gebiet von Chiwa nicht verlassen, und werden beim zweiten Ertappen auf einer Flucht mit dem Tode bestraft. Ein Russe von 25 Jahren wird mit 60 bis 80 Tillas, ein Perser von gleichem Alter mit einer geringern Summe bezahlt. Dagegen ist bei übrigens gleichen Umständen eine Perserin theurer als eine Russin. Die Zahl der persischen Slaven in Chiwa soll sich auf 30000 belaufen. Die Turkomanen fangen sie in den nördlichen Gränzen Persiens, meist im Gebiet von Astrabad, am Kaspischen Meere, weg. Was den Marsch durch die Wüste nicht aushalten kann, läßt man umkommen. Nicht selten werden die in Chiwa verkauften persischen Slaven nochmals von den

Turkomanen gestohlen, welche sie dann nach Persien zurückbringen, um von ihren Verwandten ein tüchtiges Lösegeld zu empfangen. Gewöhnlich werden die Perser zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen, was man mit den Russen nicht thut, welchen man sogar erlaubt, sich zur Nachtzeit in einem Betsaale zur Verrichtung ihrer Andacht zu versammeln. Auch gestatten die Herren ihren russischen Slaven jährlich zwei Feiertage, wo sie sich versammeln und in (selbstbereitetem) Branntwein berauschen; gewöhnlich werden solche Feste mit Mord und Todtschlag beschlossen. Die Herren bedienen sich übrigens, obwohl nicht aus Menschenliebe, sondern aus Eigennutz, selten ihres Rechtes, die Slaven tödten zu dürfen; desto häufiger sind Züchtigungen, welche in Peitschenhieben, im Abschneiden der Ohren und Aufschlitzen der Nase bestehen.

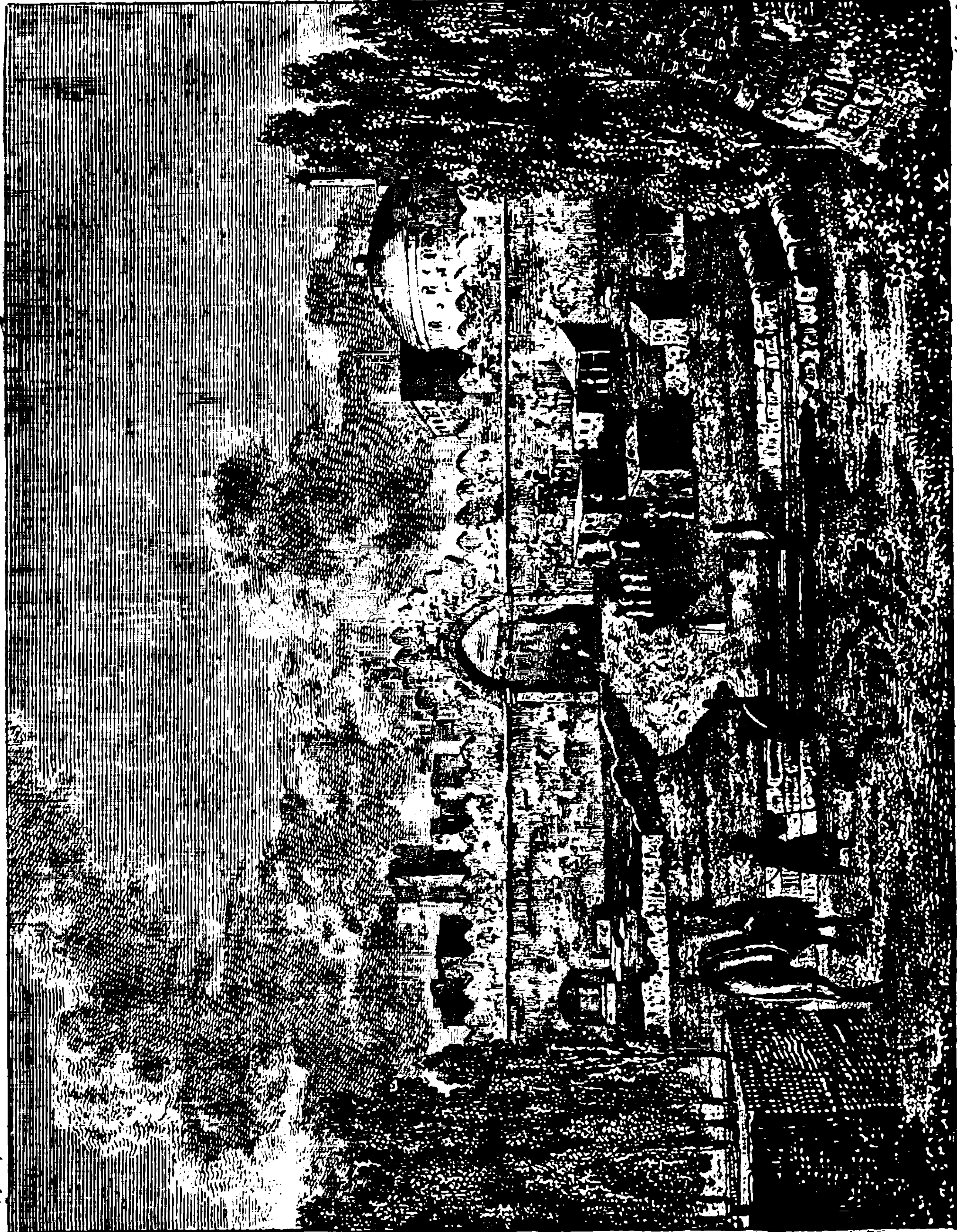
Auch Juden giebt es seit uralten Zeiten in Chiwa. Von andern Nationen findet sich hier niemand; denn welcher Fremde wird einen Staat besuchen, wo Raub, Aufruhr und Despotengewalt jedes Leben und Eigenthum unaufhörlich gefährden? Alle 4 Hauptstände der Chiwinzen, auch die Juden nicht ausgenommen, bekennen sich übrigens zur mohamedanischen Religion und sind Sunniten.

Die Bevölkerung des ganzen Staates von Chiwa dürfte an 500000 *) Seelen betragen. Die wahre Zahl ist übrigens

*) In der Uebersetzung Strahl's steht 3 Millionen, was wahrscheinlich ein Druckfehler ist. D. H.

Kupferst. 1. 1. IV

S. 137



G. Döbler f.

Chiura

"

Sommers Taschenbuch 1828

selbst dem Chan nicht bekannt, und wird auch so leicht nicht auszumitteln seyn. Murawiew sagt indeß, daß die Volksmenge immer noch im Zunehmen begriffen sei, wozu theils die Eroberungen des Chans, theils die neuen Ansiedelungen der Turkomanen, welche der Chan durch Geschenke von Land an den Kanälen herbeilockt, viel beitragen.

Im ganzen Chanate von Chiwa giebt es nur fünf bemerkenswerthe Städte, nämlich:

1) Chiwa, die Hofstadt des Chan. Sie soll schon erbaut gewesen seyn, als der Amu Deri noch seinen alten Lauf nach dem Kaspischen Meere nahm, und damals Chiwak geheißen haben. Sie hat 5000 Häuser und 10000 Einwohner, ist mit einer Mauer umgeben und liegt an einem kleinen, aus dem Amu kommenden Kanale. Die Straßen sind eng. Hier und da erblickt man einige Buden, zwei Mal in der Woche ist ordentlicher Markt. Die Gebäude sind meist von Erde aufgeführt und von Lehm überzogen, was bei der fast immer heitern und trocknen Atmosphäre eine hinlängliche Festigkeit und Dauer gewährt. Die vornehmsten Gebäude sind: die große Moschee, mit einer Kuppel von türkisblauer Farbe, (welche von den Muhamedanern sehr verehrt wird), der Palast des Chan und noch einige Moscheen. Rings um Chiwa, so wie um die übrigen Städte, giebt es zahlreiche Gärten, zwischen welchen man kleine Schlösser, Burgen und geringere Gebäude erblickt.

2) Neu-Urgendsch, die eigentliche Hauptstadt des

Chanats, wo ein beständiger Statthalter des Chan sich aufhält. Sie ist gröfser als Chiwa und der Mittelpunkt des ganzen Handels, daher auch meist von Sarten bewohnt. In den vielen Buden und Niederlagen dieser grofsen und volkreichen Stadt findet man alle Kostbarkeiten des Morgenlandes. Malte-Brun giebt ihr 1500 Häuser und 5000 Einwohner, aber es sind deren gewifs weit mehr. Sie ist mit Mauern umgeben.

3) Schewat, mit 2000, und

4) Kät, mit 1500 Einwohnern, die vorzüglich Handel mit den Kirgisen treiben.

5) Giurlen, mit vielen und reichen Kaufleuten.

Wie schon bemerkt, sind die Gebäude in allen diesen Städten sehr schlecht und meist von Erde und Lehm aufgeführt. Auch die Stadtmauern sind blofse Lehmwände, und nur hier und da mit Steinen bekleidet. Sie haben an der Grundfläche eine Breite von etwa 18 Fufs, und eine Höhe von 24 Fufs. Von Strecke zu Strecke findet man Thürme.

Aufser diesen 5 Städten giebt es noch einige Dörfer, die des Handels wegen zu bemerken sind, z. B. Chisarist auf der Landstrafse in die Bucharei, und einige Landsitze des Chans und seiner Lieblinge, in deren Nähe sich bedeutende Dörfer befinden.

Uebrigens ist die ganze westlich von Chiwa sich hinziehende Steppe auf eine weite Strecke mit Ruinen von Gebäuden bedeckt; auch findet man steinerne Gefäfse, goldene Münzen u. dgl, zum Beweise, dafs einst an den alten Ufern

des Amu Deri ansehnliche Städte blühten. Unter die vorzüglichsten Ueberreste solcher Städte gehören die von Alt - Urgendsch, das aber nicht an der Stelle gestanden hat, wo man jetzt Neu - Urgendsch findet.

Was die Geschichte und Regierungsweise des Staates von Chiwa betrifft: so müssen wir den Leser bitten, das hierher gehörige Kapitel in Murawiew's Reisebeschreibung selbst nachzulesen. Der beschränkte Raum erlaubt nicht, hier einen Auszug davon zu geben.

Seit der Regierung des jetzigen Chans (Muhamod Ragim oder Rahim) ist in Chiwa ein Münzhof errichtet, wo er eigene Münzen prägen läßt. Die vornehmste ist der Tilla, eine Goldmünze, rund, von gutem Korn und ziemlich deutlichem Gepräge. An Wertho enthält sie etwa $\frac{1}{4}$ Thlr. 8 gr. preuß. Courant. Auf der Hauptseite steht mit türkischer Schrift der Name Muhamed Ragim Chan, auf der Kehrseite mit arabischen Ziffern das Jahr, die Münzstätte und ein (arabischer) Spruch aus dem Koran. Um diesen herum stehen Punkte, welche den Werth der Münze in kleineren Silbersorten angeben. Ein Tilla enthält 14 Abassen, ein Abas etwa 7 gr. 6 pf. preuß. Courant. Doch ist der Abas nur eine Rechnungsmünze, um den Betrag von 2

Tengas auszudrücken, so daß also ein Tenga etwa 3 gr. 9 pf. gilt. Er ist von Silber und auf die nämliche Weise geprägt, wie der Tilla. Auf einen Tenga gehen auch 40 Karapul (d. h. schwarze Pfennige). Diese Kupfermünze ist so groß wie ein preuss. Zweipfennig-Stück, aber 2 bis 4 Mal dicker. Das Gepräge ist schlecht, der Werth etwa 1 preussischer Pfennig *).

Von fremden Münzen sind in Umlauf: die bucharischen Goldmünzen und die holländischen Dukaten; von den Letztern gilt ein unbeschnittener 10 Abasson oder 800 Karapul. Die persischen Silbermünzen kennt man hier unter dem Namen Realen, deren $5\frac{1}{2}$ auf einen holländischen Dukaten gehen. Indessen erhalten sich alle diese fremden Münzen nicht lange im Umlauf, da sie der Chan sorgfältig aufsucht und sogleich umprägen läßt. Auch die vorhin erwähnten alten Gold- und Silbermünzen, welche

*) In der Bucharei ist beinahe der nämliche Münzfuß eingeführt. Nach Dr. Eversmanns oben angeführter Reise nach Buchara giebt es daselbst folgende Münzen: 1) Gold: Der Tela (was unstreitig einerlei Wort mit Tilla ist) wovon 74 bis 75 Stück 100 holländischen Dukaten gleich kommen, die hier Basaki heißen; 2) Silber: Der Tänga (Tenga), wovon 21 bis 25 auf 1 Tela gehen; auch ist 1 Tänga = $\frac{1}{16}$ holl. Duk. 3) Messing, Der Pul, wovon 54 bis 55 1 Tänga ausmachen.

sich unter den Ruinen von Alt - Urgendsch und anderwärts vorfinden, müssen, bei Vermeidung grosser Strafe, sogleich dem Chan abgeliefert werden, der sie gleichfalls einschmelzen und umprägen läßt.

Es giebt viele falsche Tenguas, mit welchen die Fremden besonders betrogen werden. Auch versteht man sich hier auf die Kunst, die Tillas zu beschneiden, Allein es fehlt an Kenntniß vom Zusatze, und die Münzen werden daher aus reinem Gold und Silber geprägt.

Die Einnahmen des Staates von Chiwa, oder im Grunde die des Regenten, bestehen in Kopfsteuer, Geschenken, die dem Chan gemacht werden, Ertrag seiner Landgüter, Pachtgeldern, Zöllen, Antheil am Raub; Abgaben der Karawanen und ausserordentlichen Kriegssteuern.

Aber nicht alle Unterthanen bezahlen Abgaben. Die Usbeken sind frei, weil sie Aemter bekleiden und den Stand der Krieger bilden, daher jederzeit, sobald der Chan es befiehlt, auf eigne Kosten sich ausrüsten und ihm folgen müssen. Nur wenn sie Handel treiben, bezahlen sie eine Abgabe.

Auch die das Kriegsheer bildenden Turkmenen bezahlen keine Steuern, sondern erhalten vielmehr noch vom Chan Geschenke, da er sich derselben, wegen ihres Hasses gegen die Usbeken, dazu bedient, diese in Zaum zu halten.

Die Haupteinnahme ist die Kopfsteuer, oder wie man sie vielmehr nennen sollte, die Haushaltssteuer,

da sie von jedem Kessel entrichtet wird. Der Tagelöhner und überhaupt Jeder, der nicht sein eignes Haus oder Filzzelt hat, und nicht in seinem eignen Kessel kocht, ist frei von dieser Abgabe. Der Chan schreibt sie alljährlich im Ganzen auf die einzelnen Stämme und Zweige der Bewohner des Chanats aus, und ein vom Volke erwählter Mann, der nicht immer das Stamm-Oberhaupt ist, besorgt dann die gerechte Vertheilung der Summe auf die einzelnen Haushaltungen, so zwar, daß die ärmern schwächer, die reichern stärker belegt werden. Der grösste Betrag von einem Kessel ist jährlich ungefähr 12 Thlr. preuß. Cour., der kleinste 1 holl. Dukaten. Diese Abgabe trifft meistens die Sarten und die am Aralsee wohnenden Karakalpakten.

Auch die Einkünfte von den Landgütern des Chan sind beträchtlich. Der gut bewässerte Boden wird fleissig von Slaven bebaut, und man findet hier ansehnliche von Sarten und Karakalpaken bewohnte Dörfer, welche sich meist mit Ackerbau beschäftigen, und denen deshalb der Chan die Kopfsteuer erlässt. Um den Preis seiner Feldfrüchte (Waizen, Reis, Sesam u. s. w.) zu erhöhen, ist allen Chiwinzen bei Todesstrafe verboten, ihre Früchte eher an Jemanden zu verkaufen, als bis der Chan die seinigen für einen gewissen Preis abgesetzt hat.

Von den aus den Verpachtungen fließenden Einnahmen ist der Wasserpacht die vorzüglichste. Der grofse Kanal Huik Tam und viele andere Kanäle sind näm-

lich Eigenthum des Chans, dem daher die Benützung ihrer Gewässer abgepachtet werden muß.

Auch die Mauth - Einkünfte sind nicht unbedeutend. Ueberall an den Gränzen sind Zollstätten, wo von allen in das Chanat eingeführten Waaren 30 Procent Abgabe entrichtet werden muß; eben so viel muß auch vom Vieh, das bloß durchgetrieben wird, bezahlt werden. Endlich muß auch von jeder Bude und Kramstelle, so wie von den Städten für die Erlaubniß, Wochen- oder Jahrmärkte zu halten, eine Abgabe entrichtet werden.

Wenn die Turkomanen einen räuberischen Einfall in das persische Gebiet gemacht haben, so gebührt dem Chan davon der fünfte Theil ihrer Beute, die in Slaven, Pferden, Kameelen und anderm Vieh und Waaren besteht.

Außer diesen Quellen der Einnahmen empfängt der Chan noch von den in seinem Staate wohnenden Sarten und Turkomanen ansehnliche Geschenke; von jenen, weil sie sich einzig mit Handel beschäftigen und oft ungestraft große Betrügereien ausüben, von diesen, wenn der Chan auf die Jagd geht und in der Nähe ihrer Wohnungen verweilt. Doch macht er den Turkomanen, um ihre Gunst zu erhalten, gewöhnlich noch ansehnlichere Gegengeschenke. Hr. v. Murawiew glaubt, daß die Summe aller dieser Einnahmen des Chan sich jährlich auf 1 Million Thaler preuss. Cour. belaufen möge.

Was die Ausgaben des Chan betrifft: so lebt er für seine Person sehr mäßig, verwendet aber seine Einnahme

theils für das Heer, theils zu Geschenken für seine Diener und Beamten, theils zur Anlage neuer Kanäle, Aufführung neuer Gebäude und zur Belohnung verschiedener Künstler, die er aus fremden Ländern kommen läßt. Unter dem Volke geht die Sage, daß der Chan einen ungeheuern Schatz an Gold und Silber besitze; allein Hr. v. Murawiew glaubt es nicht. Sein Hauptreichthum bestehe in Waffen, Geschütz, schönen Hengsten und Edelsteinen. Am meisten kosten ihm die Turkmenen. Jeder, der in den Krieg zieht, empfängt zur ersten Ausrüstung 5 bis 20 Tillas.

Unter den Gewerben, mit welchen sich die Chiwinzen beschäftigen, nehmen Ackerbau und Gärtnerei eine der ersten Stellen ein. Durch die zahlreichen Kanäle sind die unfruchtbaren Steppen dieses Landes zum Theil in fruchtbare Felder, Weinberge und Obstgärten verwandelt worden, deren Besitzer in Ueberfluß leben, da sie weit mehr erzeugen, als sie bedürfen. Das Uebrige wird von den benachbarten Nomaden, den Bewohnern von Mangüschlak und Balkan, einem Theile der Kirgisen und den Turkomanen der Stämme Atta und Teké aufgekauft.

Die Getreidearten sind Waizen, Reis, Sesam und Dschogan, welches Letztere als Pferdefutter dient. Das Korn desselben ist sehr hart, gleicht einer Erbse und wächst fast wie türkischer Waizen.

Vom Wein werden die Trauben getrocknet und unter dem Namen Kischmisch verkauft. In den Gärten werden,

aufser unsern Obstsorten, auch Granaten und Maulbeeren, so wie alle Gemüsorten, die man in Rußland baut, gezogen; mit Ausnahme des Kohls, der Rettige, Kartoffeln und Rüben. Die Zwiebeln werden sehr groß und haben nicht den bitteren Geschmack der europäischen. Die Melonen sind von vorzüglicher Güte und Größe.

Die Viehzucht ist ebenfalls sehr bedeutend; man sieht überall große Heerden von Kameelen, Schafen und Rindern. Der Seidenbau ist beträchtlich.

Die Erzeugnisse der Handarbeiten (Manufacte und Fabrikate) dienen bloß zum eignen Bedarf der Einwohner und machen keine Gegenstände des fremden Handels aus. Alles, was sie zum eignen Bedarf brauchen, verfertigen sie selbst oder ihre Slaven. Auch weben sie Baumwollzeuge und aus eigner und bucharischer Seide allerlei dauerhafte Stoffe. Die in Chiwa ansässigen Turkomanen verfertigen Filzzelte, Kamelotte und hübsche und starke Teppiche. In manchen Handarbeiten sind die Chiwinzen selbst sehr ungeschickt; die russischen Slaven sind ihre einzigen Schmiede. Das Kupfer ihrer eignen Bergwerke verstehen sie nicht zu bearbeiten. Von Glasmacherei haben sie gar keinen Begriff, und Glas selbst gehört unter die kostbarsten Luxus-Gegenstände. — Das Getreide mahlen sie auf Handmühlen, oder einer Art Kameel-Mühlen.

Aller Handel ist, wie schon bemerkt, in den Händen der Sarten. Der innere ist unbedeutend und beschränkt

sich auf Getreide, kurze Waaren und Slaven. Für den auswärtigen ist die Lage Chiwas, mitten in unfruchtbaren Steppen, an den Handelsstraßen Rußlands, und in geringer Entfernung von den südasiatischen Reichen, äußerst günstig. Mit Rußland wird der stärkste Verkehr getrieben. Für die Ausfuhr liefert Chiwa hauptsächlich nur Getreide; die andern Waaren holen die Sarten aus der Bucharei und andern asiatischen Staaten, und bringen sie dann nach Astrachan und Orenburg. Noch wichtiger und selbst für den Chan einträglicher würde dieser Handel seyn, wenn der tyrannische Beherrscher wahre Begriffe vom Handel hätte, und nicht die Kaufleute bloß als Mittel betrachtete, seinen Reichthum zu vermehren. So aber sind sie dergestalt gedrückt, daß jeder sich fürchtet, sein Capital in Waaren zu stecken und überhaupt Wohlstand blicken zu lassen. Unter einer mildern und weisern Regierung würde Chiwa den ganzen mittel- und westasiatischen, ja selbst den indischen Handel ans Kaspische Meer leiten und Asiens Schätze dem Westen durch Rußland zuführen können.

Die Waaren, welche die Chiwaischen Kaufleute aus der Bucharei holen, bestehen theils in bucharischen, theils in fremden Gegenständen, als: verschiedene Arten von gedruckter Leinwand, blaue baumwollene Zeuge, gesponnene Baumwolle, Seide und vielerlei Arten seidener und halbseidener Stoffe, Shawls von Kaschemir, chinesisches Porzellan, seidene Gürtel, schafwollne Waaren, bucharische schwarze

Lämmerfelle (die man für die besten in ganz Asien hält), Tabak und noch verschiedene andere Waaren, von denen ein Theil in Chiwa selbst, zum eignen Verbrauche, bleibt, das Uebrige, wie gesagt, nach Rußland geht. Urgendsch ist der Hauptstapelplatz und der Mittelpunkt dieses Handels.

Die Chiwinzen bedienen sich, wie die übrigen Asiaten, der Kameele zur Fortbringung der Waaren durch die Step-
pen. Aus Urgendsch gehen die Karawanen in 6 bis 7 Tagen nach Buchara. Außerdem schaffen die Chiwinzen auch ihre Waaren durch Flöße auf dem Amu Deri fort. Diese Flöße werden stromaufwärts mit Stricken gezogen, sind aus dicken Balken gebaut, und können 50 Pferde fassen; auch haben sie Ruder.

Der Einkauf der Chiwinzen in Rußland besteht in feinem englischen Tuch, Barchent, gesponnenem Gold und Silber, Zucker, Nähnadeln, Rasirmessern, Scheeren, feiner Leinwand, Spiegeln, Schreibpapier, Honig, Blei, Kupfer- und Eisengeschirre, und mehren andern europäischen Fabrikaten. Die meisten Chiwinzen, welche ihre Waaren für Astrachan bestimmt haben, gehen nur bis Mangüschlak am Kaspischen Meere, wohin die russischen Kauffahrteischiffe aus Astrachan kommen. Manche Sarten aber begeben sich auch unmittelbar hierher und gehen sogar bis nach Moskau und Petersburg. Diejenigen, welche den Weg nach Orenburg einschlagen, müssen erst mit den Kirgiskaisaken, durch deren Steppe der Weg geht, unterhandeln,

und miethen dann gewöhnlich von ihnen die nöthigen Kameele, für deren jedes sie 10 Dukaten bis Orenburg bezahlen. Jedes Kameel muß wenigstens 6 Centner tragen. Der Weg von Urgendsch nach Orenburg wird in 35, der nach Mangüschlak in 29 Tagen zurückgelegt.

Da die Ausfuhr des Goldes und Silbers durch den Chan von Chiwa streng verboten ist, die Chiwinzen auch selbst diese edlen Metalle nicht gern weggeben: so besteht der Handel größtentheils in Tausch.

Die russischen Kaufleute wagen es nicht, die gefährliche Reise nach Chiwa und Urgendsch durch die weiten Steppen zu unternehmen, da sie überzeugt sind, daß sie bei irgend einer Spannung zwischen Rußland und Chiwa, oder auch nur bei einem Verdachte, den Einzelne erregen dürften, alle auf das grausamste behandelt werden würden. Armenier aber kommen dessenungeachtet nach Urgendsch. Sie werden durch den großen Gewinn herbeigelockt, denn da sie an Schlaueit noch die Sarten übertreffen, so glückt es ihnen fast immer, diese selbst im Handel bedeutend zu bevorthailen, was auch den nach Mangüschlak kommenden Sarten durch die aus Astrachan dahin kommenden Armeniern widerfährt.

Der Handel mit Persien ist, wegen der zwischen beiden Völkern herrschenden Feindschaft, nur unbedeutend; aber lebhaft ist der, welchen Chiwa mit den es umgebenden Nomaden - Völkern führt, namentlich mit den Tur-

komanen, den unabhängigen Karakalpaken und den Kirgiskaisaken. Von diesen Völkern erhält es Schafe, Kameele, Kamelotte u. s. w. Vorzüglich kauft es von den Turkomanen Decken und Filze, und von jenen, die an den Flüssen Giurgun und Atrek wohnen, Pferde, die wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Muskelkraft durch ganz Asien berühmt sind. Die Kirgiskaisaken bringen eine Menge kleiner Steppenpferde zum Verkauf in die Stadt Ket, die, weil sie meist Pafsgänger sind, von den Chiwinzen gern gekauft und auf weiten Reisen gebraucht werden. Dafs alle diese Nomaden-Völker auch Slaven auf die Märkte von Chiwa bringen, ist schon oben gesagt worden.

Was die Nachrichten des Cap. v. Murawiew über die Kriegsmacht des Chans von Chiwa betrifft: so verweisen wir auch hier den Leser auf das Werk selbst. Sie ist im Allgemeinen von keiner Bedeutung und die Einrichtung des Heeres, die Bewaffnung, Kampfweise u. dgl. wie bei den übrigen Asiaten. Man braucht, wie der Verf. bemerkt, diese Truppen nur zu sehen, um sogleich zu begreifen, mit wie wenig Kraft und Mühe ein europäisches Heer sie schlagen und zerstreuen könnte. Die größte Schwierigkeit besteht darin, diese Horden zu erreichen und für den Marsch durch die ungeheuern Steppen auf 20 bis 30 Tage Lebensmittel mit sich zu führen. Auch würde es unmöglich seyn, die ge-

schlagenen Truppen beim Verfolgen zu erreichen, da die Reiterei der Chiwinzen die europäische an Trefflichkeit der Pferde und an Gewandtheit und Schnelligkeit in allen Bewegungen übertrifft. Capitain v. Murawiew äußert sich unter andern über die Möglichkeit einer Unterjochung Chiwas mit folgenden Worten: „Gegenwärtig könnte Rußland mit 5000 seiner tapfern Krieger unter der Anführung eines entschlossenen und uneigennützigen Feldherrn, Chiwa besiegen. Man könnte die Kenntniß des Landes und der vornehmsten Beamten, die Unzufriedenheit der Usbeken mit dem jetzigen Chan, die freundschaftliche Stimmung der benachbarten nomadisirenden Turkomanen, welche nur deshalb Chiwa ergeben sind, weil sie von daher ihr Getraide empfangen, benützen, wenn man sie ebenfalls mit Getraide versähe, welches sie weit leichter von Rußland bekommen könnten, und wodurch sie ganz auf russische Seite kommen würden. In Chiwa selbst könnte das Heer durch 5000 gute Slaven vermehrt werden, das sich noch durch 50000 unglücklicher persischer Slaven verstärken könnte, weil sich diese gern mit den Russen verbinden würden. . . . Der Weg nach Chiwa von den Ufern des Kaspischen Meeres ist gegenwärtig bekannt genug, und was die Lebensmittel betrifft, so brauchte man ja nur so viel mitzunehmen, als zur Verpflegung bis nach Chiwa nöthig ist, weil in Chiwa selbst Getraide und Vieh genug würde gefunden werden. Die Fortschaffung der Lebensmittel würden die Turkomanen, die am Kaspischen

Meere wohnen, übernehmen; auch könnten die Russen Pferde von ihnen bekommen, die schon an die Steppe gewöhnt sind. Die Möglichkeit einer solchen Unternehmung geht auch daraus hervor, daß Muhamed Ragim schon einmal mit 12000 Reitern bis an das Kaspische Meer gekommen ist. Wir könnten also mit wenigen Truppen und bei gehörigen Vorichtsmafsregeln leicht bis nach Chiwa vordringen. Ich halte auch den gegenwärtigen Augenblick hierzu für den scicklichsten, denn der innere politische Zustand von Chiwa scheint besonders günstig, da der Chan seine Gewalt noch nicht fest begründet, und die zahlreichen Unzufriedenen noch nicht ganz zum Schweigen gebracht hat, was ihm, wenn man ihm Zeit läfst, doch gelingen wird.“

Die Usbeken sind im Allgemeinen klug, angenehm und witzig, von festem Charakter; aufrichtig, Lüge, Betrug und eigennützige Dienstfertigkeit hassend. Da sie alle Gewerbe verachten, so führen sie in Friedenszeiten ein träges und sorgloses Leben. Ruft sie aber ihre Lieblingsbeschäftigung, der Krieg, so sind sie unermüdet, kühn und vermessen. Sie sind starke, schöne und grofse Leute, haben zwar im Gesicht etwas Kalmuckenartiges, was sie aber nicht unangenehm macht. Sie haben grofse Augen und einen durchdringenden Blick; ihr Barthaar ist schwarz. Sie geniessen einer äufserst festen Gesundheit und werden häufig 100 und mehre Jahre alt.

Ihre Kleidung besteht aus drei oder vier wattirten Röcken, die sie über einander anziehen, selbst wenn es noch so heiss ist. Diese Röcke sind aus einem seidnen gestreiften Zeuge gemacht, und grösstentheils von Lilafarbe; ihre Hemden sind wie die der Russen, d. h. mit ausgeschnittenen Kragen. Im Winter tragen sie wattirte Hemden, desgleichen wattirte Ueberhosen, über welche sie noch grosse gelbe Stiefeln mit hohen Absätzen und langen spitzen Schnäbeln anziehen. — Den Kopf scheeren sie; und tragen eine grosse schwarze Mütze aus bucharischen Lämmerfellen, unter dieser aber ein Käppchen von gleicher Farbe wie der Rock. — Die Turkomanen tragen Röcke aus gelbem Kamelot; die Reichen Röcke von Tuch, doch ist dieses selten. Sie sitzen sehr gern in bloßen Füßen, und die beste Bewirthung eines Gastes ist, wenn er gebeten wird, seine Stiefeln auszuziehen. — Im Winter tragen die Usbeken auch Pelze.

Die Weiber sind sehr schön, ungeachtet ihr Gesicht auch etwas Kalmuckenartiges hat, ihre Farbe ist braun, aber angenehm, ihre Kleidung sehr sonderbar; gewöhnlich gehen sie ganz verhüllt. Ihr Locs ist dem aller übrigen asiatischen Weiber gleich.

Mit der Erziehung der Kinder beschäftigen sich die Chiwinzen fast gar nicht. Die Sorgfalt der Eltern beschränkt sich auf Prügeln, womit sie das kleinste Vergehen bestrafen. Daher sind sie auch von den Kindern durchaus nicht geliebt; ja man sieht diese nicht selten mit Steinen nach

den Eltern werfen. Für ihre geistige Bildung thun die Eltern durchaus nichts; höchstens lehren sie sie, die Gebräuche der Religion streng beobachten; zuweilen erhalten sie auch Unterricht im Lesen und Schreiben. Vom 12ten oder 13ten Jahre an tritt der Knabe beim Vater förmlich als Knecht in Dienste, und bleibt dieß so lange, bis er sich verheurathet. Die Knechtschaft, in welcher diese jungen Leute von ihren Vätern gehalten werden, ist fast unglaublich. Sie dürfen in Gegenwart des Vaters weder sich setzen, noch gemeinschaftlich mit ihm essen, u. dgl. m.

Habsucht und Geiz gehören unter die herrschenden Charakterzüge der Chiwinzen; doch halten sie ihre Schätze aus Furcht vor dem Chan sehr geheim. Obschon sie gegen Fremde gastfrei sind, so sehen sie doch darauf, daß die Bewirthung derselben so wenig als möglich koste, und suchen die Ausgabe durch nachfolgende eigne Entbehrungen wieder zu ersetzen. Wo sie selbst Gäste sind, zeigen sie sich sehr gefräßig; bei sich zu Hause aber sind sie mäßig. Ihr Lieblingsessen ist Plaw (eine Art Reisbrey); doch genießen sie es selten; gewöhnlich essen sie ein kleines gut gebackenes Waizenbrod, eine Milchsuppe, etwas Schöpsenfleisch etc. Diese Speise heißt bei ihnen Mustapha. Wenn sie Jemanden ordentlich bewirthen wollen, so fügen sie zu diesen Gerichten noch eine fette Suppe, und einen ohne Butter über Kohlen gebratenen Schöpsenbraten hinzu. Sie ekeln sich aber auch nicht vor Kameel- oder Pferdefleisch und oft sieht

man sie auf ihren Wanderungen das Fleisch dieser gefallenen Thiere verzehren. — Außerdem essen die Chiwinzen auch sehr gern Leckereien, besonders Zucker und Confect.

Die Usbeken hassen alle starke Getränke und verabscheuen den Rausch; aber unter den Sarten und Kisil-Dschilams (russischen, persischen und kurdischen Slaven) ist die Trunkenheit ein gewöhnliches Laster. Der Thee ist das Lieblingsgetränk der Chiwinzen; sie machen ihn sehr stark und kochen ihn in bronzenen Kesseln, wovon er, nach ihrer Behauptung, einen vorzüglich guten Geschmack bekommt. Sie trinken ihn ohne Zucker und beständig, vom Morgen bis zum Abende. Sogar die ausgekochten Blätter werden nicht weggeworfen, sondern gegessen. Auf der Reise leiden sie lieber tagelang Hunger, als daß sie den Thee entbehren sollten. Bei ihnen ist auch der sogenannte Kalmüksche oder Ziegelthee im Gebrauch, der mit Milch, Butter und Salz gekocht wird, und Anfangs dem, welcher nicht daran gewöhnt ist, äußerst widerlich schmeckt. — Uebrigens sind die Chiwinzen nicht nur beim Essen, sondern auch sonst, äußerst unreinlich; ihr häufiges Waschen, wozu sie ihre Religion verpflichtet, hat nur den Schein von Reinlichkeit. — Sie lieben besonders starke Gewürze und wohlriechende Kräuter. In den Thee werfen sie zuweilen Pfeffer und Ingwer; zu jeder Stunde des Tages kauen sie Opium. Sie rauchen bucharischen Tabak aus einem Kaljan, der aus einem Kürbis gemacht und so eingerichtet

ist, daß der Rauch durch Wasser geht und sich dadurch abkühlt. Zuweilen rauchen die Chiwinzen auch Hanf oder Beng.

Die Hauptbeschäftigung und das vorzüglichste Vergnügen der Usbeken ist die Falkenbeize; sie jagen auf diese Art wilde Ziegen und mancherlei Vögel. Die Jagd mit Hunden lieben sie nicht, da sie als Muhamedaner diese Thiere für unrein halten und verachten. Sie sind Freunde vom Wettrennen, und darin sehr geschickt. Zu Hause spielen sie Schach und Dame.

Die Chiwinzen lieben auch die Musik, verstehen aber weder vom Takte noch von der Harmonie etwas; je größer der Lärm, für desto schöner halten sie die Musik. Als die Gesandten des Chan mit dem Capit. v. Murawiew nach Tiflis kamen, bewunderten sie nicht sowohl die Stärke und Harmonie der Feldmusik, als vielmehr einzelne lärmende Tonwerkzeuge, wie die große Trommel, die Trompeten, Triangel u. s. w. — Beim Gesange ist ihnen der Text wichtiger als die Melodie, da er gewöhnlich aus den besten Dichtern genommen ist. — Ihre Tonwerkzeuge bestehen außer der Trommel aus einer zweisaitigen Zither und einer viersaitigen Geige. Die Erstere wird in der Quarte gestimmt und entweder mit einer Feder oder mit den Fingern gespielt. Die Letztere stellt man mit dem Untertheile, woran ein Fuß sich befindet, gleich einem Violoncell, auf den Boden, und spielt sie auch wie dieses Instrument. Obschon, übrigens die

Usbeken gern Musik hören, so halten sie es doch für entehrend, sich selbst damit zu beschäftigen und verachten folglich auch alle Spielleute.

Was die Geistesbildung der Chiwinzen betrifft: so stehen sie noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe derselben. Sie halten viel aufs Wahrsagen. Ihre Gelehrten beobachten zu dem Ende die Sterne. Das gemeine Volk bedient sich hierzu zweier andern Mittel. Das erste besteht darin, daß der Wahrsagende ein Gebet verrichtet und dann auf dem Kopfe den Koran oder sonst ein Buch herbeibringt. Dieses schlägt er auf, und sieht nach dem Buchstaben der ersten Zeile auf der aufgeschlagenen Seite. Von da zählt er bis zur siebenten Seite und bemerkt hier abermals den Anfangsbuchstaben der siebenten Zeile u. s. w. Weil nun das Volk jedem Buchstaben eine besondere Bedeutung zuschreibt: so setzt der Wahrsager daraus seinen Spruch zusammen und verkündet die Zukunft.

Die zweite Art des Wahrsagens besteht in Folgendem. Man legt so viele kleine Stöckchen, als Buchstaben im Alphabet sind, strahlenförmig zusammen. Jedem Stöckchen giebt man die Bedeutung eines Buchstaben. Hierauf wirft man mit verschlossenen Augen einige andere Stöckchen auf jene, und wahrsagt nun, je nachdem diese so oder anders gefallen sind.

Die meisten Chiwinzen können weder lesen noch schreiben. Nur einige sind im Arabischen und Persischen

bewandert. Diese Gelchrten können zum Theil auch Verse machen, verstehen die Astrologie, und besitzen Kenntniß von der Heil- und Arzneikunde. Den Polarstern nennen sie *Demur Kasik*, d. h. eiserne Spitze, weil sie glauben, daß er das Ende der Erdaxe sei. In Chiwa lebt ein Mann, der die Finsternisse zu berechnen versteht, freilich nur auf mechanische Art; er gilt für einen Weisen und lebt am Hofe des Chan. — Die Erde halten die Astronomen Chiwas für einen runden, der Wassermelone ähnlichen Körper.

Ungeachtet die Arzneiwissenschaft am vollkommensten bei den Chiwinzen ausgebildet ist, so befindet sie sich doch bei ihnen auch noch in der Kindheit. Sie heilen fast nur durch entgegengesetzte Mittel, z. B. Hitze durch Eis, Schwäche durch stärkende Mittel u. s. w. Der Stand des Arztes ist erblich, denn sie kennen eine Menge gewöhnlicher Mittel und halten sie geheim; eben so viele Arzneipflanzen. Wunden heilen sie mit vieler Geschicklichkeit. Die Chiwinzen halten sehr viel auf europäische Aerzte und nehmen, wie alle Asiaten, gern ein. Indefs verschmähen sie auch in Krankheit die Hilfe der Zauberer und Hexen nicht. — Nach der Lehre der Aerzte Chiwas gehören vier Dinge zur Erhaltung des menschlichen Lebens, worunter Galle und Blut die vorzüglichsten seien, daher man sie sorgfältig zu erhalten suchen müsse. Das Aderlassen ist indels gleichwohl sehr gebräuchlich, weil es sich meist wirksam zeigt.

Die gelehrten Chiwinzen beschäftigen sich sehr mit der alten Geschichte des Orients, und haben darin nicht gemeine Kenntnisse. Leider aber vermischen sie das Wahre mit sehr vielem Fabelhaften.

In der Mathematik sind sie dagegen ganz unwissend. Statt der Ziffern bedienen sie sich der Buchstaben, wie es einst bei den Russen in den Kirchenbüchern gebräuchlich war. Nur einige Wenige kennen das Zehnersystem und die arabischen Ziffern; aber auch diese können keine Zahl schreiben, die in die Hunderttausende geht, und auch die übrigen vier Grundrechnungsarten (Spezies) sind ihnen unbekannt.

Da die Chiwinzen überall von grossen Steppen umgeben sind, so haben sie von andern Ländern nur geringe und unvollkommene Kenntnisse. Nur von den nächsten Ländern kennen sie Persien und die Bucharei etwas genauer. Die Letztere halten sie für das grösste Reich in der Welt. Von Rußland wissen sie, daß es in 52 Statthalterschaften (Gouvernements) eingetheilt wird, von denen sie die von Astrachan am besten kennen. Ungeachtet sie, durch die Sarten, einige Begriffe von der Macht des russischen Staates erhalten haben, können sie doch nicht begreifen, wie ein Reich so groß seyn könne, daß es einige Meere in sich enthalte. Sie halten daher die an Chiwa gränzenden Statthalterschaften für Länder, die von eigenen Erbfürsten abhängen, welche sich nur freiwillig dem „Weissen Czar“ (so nennen sie den russischen Kaiser) unterworfen haben.

Astrachán nennen die Chiwinzen Chadschi Terchan oder das freie (keine Abgaben entrichtende) Chadschi; Orenburg Engikala (d. h. die neue Festung). Das Städtchen Gurjew Saradschik (die kleine Burg.)

Von Afghanistan haben sie bessere Kunde. Auch Indien kennen sie; es heißt bei ihnen Multan; selbst von Cochin haben sie eine, obwohl nur sehr dürftige Kenntniss. — China nennen sie Tschin oder Tschini-Matschin. — Europa heißt Frankistan oder Frankenland, so wie sie auch, gleich den Türken, jeden Europäer einen Franken nennen. — Die Engländer führen bei ihnen den Namen Herren des Meeres.

IV.

Die Länder am Mississippi.

Der ungeheure Landstrich in Nord - Amerika, welcher sich von dem westlichen Abfalle des Alleghany - Gebirges bis zu dem Felsengebirge hinzieht, ist in unsern Tagen durch die Menge von Ansiedlern merkwürdig geworden, welche sich theils aus Europa, theils aus den östlichen Landschaften der Vereinigten Staaten in Nord-Amerika dorthin gezogen haben. Um sich einen Begriff von der großen Ausdehnung dieser Länderstrecke zu machen, erwäge man, daß sie, ungefähr unter dem 38sten Breitenkreise, an 20 Längengrade, und vom Mexicanischen Meerbusen bis zu jener Erhebung des Landes in Norden, wo sich die nach Süden fließenden Gewässer von den nach dem Eismeere und der Hudsonsbai fließenden, scheiden, fast eben so viel Breitengrade mißt, also einen Raum von gewiß mehr als 70000 geographischen Flächen - (Quadrat-) Meilen einnimmt. Alle

diese Gegenden werden vom Mississippi und seinen Nebenflüssen durchströmt, und waren grossentheils bis in die neusten Zeiten so unbekannt, daß man selbst nicht einmal die Quellen und alle Nebenflüsse dieses Stromes genau kannte.

Die Geschichte giebt uns keine Nachricht über die Beschaffenheit dieser Länder des Mississippi-Gebietes in frühern Zeiten. Doch finden sich Spuren von ehemaligen Bewohnern derselben, welche die heutigen an Gesittung und Bildung merklich übertroffen zu haben scheinen. Hierher gehören vorzüglich die Todtenhügel, welche man an den Einmündungen aller Flüsse in den Mississippi antrifft. Ihre Zahl wird an 3000 geschätzt. Der kleinste hat an der Grundfläche einen Durchmesser von 100 Fufs und eine Höhe von 20 Fufs. Es giebt deren aber auch von 147 Fufs Höhe. Mehre Hügel stehen gewöhnlich in Gruppen beisammen und Ueberreste von Festungswerken, aus Erdwällen bestehend, lassen vermuthen, daß sich in der Nähe dieser Todtenhügel auch Städte befunden haben mögen. Im Innern der Todtenhügel, welche aus kleinen, unbehauenen Steinen kegelförmig aufgethürmt sind, findet man Menschengrippe, Urnen, kupferne Denkmünzen und Zierrathen, Bruchstücke von Waffen, Beile von Hornblende, Götzenbilder, zum Theil denen ähnlich, welche die Spanier einst in Mexico fanden.

Wahrscheinlich haben zu den jetzt verschwundenen Völkerstämmen, die diese Gegenden am Mississippi bewohn-

ten, auch die Leichname gehört, welche vor nicht gar langer Zeit in einigen Höhlen des Freistaates Kentucky entdeckt worden sind. Sie waren völlig ausgetrocknet und, den alt-ägyptischen Mumien ähnlich, in verschiedene Hüllen eingewickelt. Zunächst um den Körper lag eine grobe, ganz einfach gewebte Leinwand. Darauf folgte eine Art Netzwerk aus groben Fäden und mit Vogelfedern durchflochten, welche aber in einerlei Richtung standen und also eine glatte Fläche bildeten. Ueber dieser zweiten Hülle befand sich die dritte oder äufsere, welche bei einigen Leichnamen aus der nämlichen groben Leinwand wie die erste Hülle, bei andern aus zusammengeinähtem Leder bestand. Noch merkwürdiger war der von der schlanken Gestalt der jetzigen nordamerikanischen Indier ganz verschiedene Körperbau dieser Leichname. Die meisten hatten nicht volle 5 (engl.) Fuß Länge, sehr wenige 6 Fuß. Der Vorderkopf war sehr niedrig, das Gesicht kurz und breit, die Backenknochen vorstehend, die Augenhöhle weit und das Kinn kurz.

Diesen vormaligen Bewohnern des Mississippi-Gebietes stehen, wie gesagt, die heutigen Indier nicht blofs an Gesittung, sondern auch an Menge nach. Sie dürften sich im Ganzen nicht über 30000 Seelen belaufen, so dafs im Durchschnitt nur 2 bis 3 Menschen auf die Flächenmeile kommen. Aber auch diese geringe Anzahl schwindet durch die Vermischung mit der sich immer weiter ausbreitenden weissen Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr zusammen, und es ist

nicht unwahrscheinlich, daß nach einem halben Jahrhundert ein echter Kupferindier unter die Seltenheiten gehören und die Stämme der Tschirokesen u. a. nur noch den Namen nach bekannt seyn werden.

Unter den Reisebeschreibungen, durch welche die Kenntniß des Mississippi - Gebietes in der neusten Zeit wesentlich erweitert worden ist, verdienen nachstehende drei Werke unsere Aufmerksamkeit:

1) Account of an Expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains, performed in the Years 1819, 1820; by Order of the Hon. J. C. Calhoun, Secretary of War, under the Command of Major S. H. Long, of the U. S. Top. Engineers. Compiled from the Notes of Major Long, M. T. Say, and other Gentlemen of the Party. By Edwin James, Botanist and Geologist to the Expedition. In 3 Volumes. Reprinted London, 1825. (Reise von Pittsburg nach dem Felsengebirge, in den Jahren 1819 und 1820, auf Befehl des Hrn. Calhoun, Kriegsministers (der Verein. Staaten), unter der Leitung des Ingenieur - Majors Long. Nach den Tagebüchern des Maj. Long, des Hrn. Say und anderer Mitglieder der Reisegesellschaft abgefaßt von E. James, Botaniker und Mineralog derselben etc.)

2) Narrative Journal of Travels From Detroit Northwest through the Great Chain of

American Lakes to the Sources of the Mississippi River, in the Year 1820; by Henry R. Schoolcraft. Performed as a Member of the Expedition under General Cass. Albany. 1821. (Tagebuch einer Reise durch die grosse Kette der amerikanischen Seen zu den Quellen des Mississippi, im J. 1820; von H. R. Schoolcraft, Theilnehmer an der Expedition unter dem General Cass.)

5) A Journal of Travels into the Arkansa Territory, during the Year 1819, with occasional Observation, on the Manners of the Aborigines. By Thomas Nuttall, F. L. S. Philadelphia. (1820 oder 1821.) (Tagebuch einer Reise in das Arkansas - Gebiet, im Jahr 1819; nebst Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Eingebornen; von Th. Nuttall, Mitgl. d. Gesellsch. d. Wissensch.)

Da wir diese Werke selbst nicht zur Hand haben, so theilen wir eine Uebersicht derselben mit, welche das Londoner Quarterly Review, Nr. 57, 1823, S. 1 — 25 enthält.

Die zwei ersten dieser Reisen sind auf Befehl der Regierung von Amerikanern *), und die dritte ist von

*) Unter „Amerikaner“ verstehen die Engländer bekanntlich die Einwohner der Vereinigten Staaten in Nordamerika. D. H.

einem englischen Privatmann unternommen worden. Aus den, dem Major Long ertheilten Verhaltensregeln scheint hervorzugehen, daß der Zweck seiner Reise militärisch und wissenschaftlich zugleich gewesen sei; daher bestand auch die Reisegesellschaft aus einer Abtheilung Soldaten, einem Tagbuchführer, Botaniker, Zoologen, Mineralogen, Naturforscher, Gehilfen, und Maler. Sie schifften sich zu Pittsburg am Ohio, an Bord des Dampfschiffes „der westliche Ingenieur“ ein, fuhren diesen Fluß hinab, dann den Mississippi und den Missouri bis zur Mündung des Platte hinauf, wo sie überwinterten und das Dampfboot verließen; sie folgten dann dem Laufe dieses letztern Flusses bis zu seinen Quellen in dem Felsengebirge, zogen am Fusse desselben nach Süden hin, und theilten sich hier in zwei Hälften, deren eine längs dem Arkansas, die andere längs dem Canadischen Fluß (Canadian) hinabging, welchen Letztern sie irrigerweise für den Rothen Fluß hielt. Als beide Gesellschaften den Mississippi wieder erreicht hatten, trat jeder die Rückreise nach seiner Heimath an.

Hr. Schoolcraft durchschiffte von Buffalo aus (einer kleinen Stadt am östlichen Ende des Erie-Sees, am Ausflusse des Niagara aus demselben,) die Kette der bekannten fünf großen Seen, ging aus dem Oberrn-See in den Sand-See (Sandy-Lake) und von hier in den Mississippi, welchen er bis zu seiner Quelle hinauf bereis'te.

Dann fuhr er ihn wieder hinab, bis zu der Einmündung des Ousconsing (Oisconsin), und kehrte durch diesen und den Fuchsfluß nach dem Michigan - See zurück.

Hr. Nuttall fuhr den Ohio in den Mississippi hinab und dann aus diesem Strome den Arkansas bis zur Einmündung des Grünspan - Flusses (Verdigrise - River) hinauf, und untersuchte das Land zu beiden Seiten dieser Ströme in botanischer und mineralogischer Hinsicht. — Man sieht, welch' ein großer Theil des Mississippi - Gebietes durch diese drei Reise - Unternehmungen in der neusten Zeit erforscht worden ist.

Pittsburg, von wo die Gesellschaft des Major Long und auch Hr. Nuttall ihre Reise antraten, liegt am Zusammenflusse des Alleghany und des Monangahela, welche beide Flüsse hier den großen Ohio bilden. Die Quellen des Alleghany befinden sich südöstlich vom Erie - See, und zwar so nahe bei demselben, daß die Schifffahrt zwischen beiden Gewässern nur durch einen Tragplatz von drei deutschen Meilen (15 engl.) unterbrochen ist. Durch einige andere Flüsse, welche weiterhin erwähnt werden sollen, ist gleichfalls eine Verbindung zwischen den Busen von Mexico und des Lorenz - Stromes vorhanden, welche eine noch geringere Unterbrechung darbietet. Pittsburg verdankt sein Aufblühen hauptsächlich den reichen Kohlenlagern in seiner Nachbarschaft, welche an 6 Fuß Mächtigkeit

haben und durch Stollen bebaut werden. Zu bemerken ist das geognostische Verhalten dieser Kohlenlager; denn unmittelbar unter ihnen liegt eine Schicht von glimmerhaltigem Sandstein (micaceous sandstone) und unter diesem wieder ein Kalkstein, welcher Terebratuliten *) enthält. Bei Wheeling, den Ohio weiter abwärts, befindet sich gleichfalls ein Steinkohlenflötz von der nämlichen Mächtigkeit; es liegt unter Kalkstein.

Die Kohlen-Formation scheint besonders längs den Ufern des Alleghany sehr verbreitet zu seyn. Spuren davon finden sich unter andern etwa 20 teutsche (100 engl.) Meilen oberhalb Pittsburg, wo eine Quelle so viel Steinöl (bituminous oil) liefert, daß eine einzige Person täglich mehrere Gallonen davon ausschöpfen kann. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich längs des ganzen westlichen Abhanges des Alleghany-Gebirges bis zu der Mündung des Ohio. Selbst

*) Muschelversteinerungen, von welchen man ehemals glaubte, daß lebendige Thiere dieser Gattung in den heutigen Meeren nicht mehr gefunden würden. Diefes ist indess irrig. Man findet diese Versteinerungen in allen Gebirgsarten der Uebergangs- und Flötzzeit, selbst im aufgeschwemmten Lande; sehr häufig; und zwar von der Größe einer Linse bis zu 3 Zoll Länge. Der oben erwähnte Kalkstein ist ein Uebergangskalk, da er unter den Steinkohlen liegt.

auf dem höchsten Punkte des Laurel-Rückens in jenem Gebirge, kommt der Sandstein der Kohlenformation zum Vorschein, abwechselnd mit dünnen Schichten von bituminösem Thonschiefer. Diese Kohlen werden bebaut, und Hr. James sah den Bushel an der Grube für zehn Cents (ungefähr 9 kr. Conv. M.) verkaufen.

Die Stadt Wheeling ist wegen ihrer vortheilhaften Lage am Ohio und ihrer Kohlenwerke in den letzten Jahren eine furchtbare Nebenbuhlerin von Pittsburg geworden. Hier endigt sich auch die große Heerstrasse von Cumberland, welche bis jetzt 140 englische (etwa 28 deutsche) Meilen weit geht und 1,800000 Dollars gekostet hat. Es ist im Plane, sie jenseits des Ohio in gerader Richtung bis zu dem südlichen Ende des Michigan-Sees fortzusetzen.

Auf dem halben Wege von Pittsburg nach der Mündung des Ohio liegt die Stadt Cincinnati, deren Einwohnerzahl von 2500, welche sie 1810 enthielt, 1819 bis zu 12000 angewachsen war. Das Land zwischen beiden Städten wird als ungemein schön beschrieben; es besteht aus Hügeln und Thälern. Jene sind nicht höher als 2 bis 300 Fuß, mit Wäldern bedeckt, die größtentheils noch keine menschliche Hand berührt hat. Auf der glatten Oberfläche des ruhig dahinfließenden majestätischen Ohio malen sich die Umrisse der benachbarten Hügel so deutlich ab, wie auf dem blauen Grunde des Himmelsgewölbes. Der Boden der Niederungen ist im Ganzen fruchtbar, und würde selbst bei der gemeinsten

Bewirthschaftsungsart an 50 Bushels Mais auf den Acre liefern *). Die Bäume, welche gegen den obern Theil des Flusses hinauf am üppigsten gedeihen, sind die Schirlings-Tanne (hemlock-spruce,) und die grofse Weymuths-Fichte, welche letztere unter die schönsten und höchsten Bäume der amerikanischen Wälder gehört. Der gerade und glatte Stamm, von 5 bis 6 Fuß Durchmesser, erreicht eine Höhe von 70 bis 80 Fuß **), und überragt mit der dichten kegelförmigen Krone, welche die Aeste bilden, alle übrige Bäume, gleich den Palmen in den tropischen Ländern. Aufser diesen Bäumen findet man noch Buchen, Birken, Zuckerahorne und Ulmen. Auch zwei Arten von Rofskastanien sind sehr gemein. Die eine heifst Bocksaug, von einem länglichrunden Fleck, welcher sich auf der Frucht befindet. Da dieser Baum blofs in den westlichen Staaten gefunden wird, so giebt man den hier eingebornen Einwohnern gleichfalls zuweilen den Spottnamen Bocksaugen, zum Unterschiede

*) Ein englischer Acre enthält 38376 alte französische Geviertfuß, welche 1125 Wiener Geviertklastern oder etwa $2\frac{1}{8}$ niederösterreichischer Metzen gleichkommen. Ein Bushel hat 1801 alte französische Cubikzoll; also sind, da ein niederöstr. Metz. 5100 solcher Cub. Z. hat, $6\frac{7}{8}$ Bushels ungefähr so viel als 4 n. ö. Metz.
D. H.

**) Nach andern Reisenden sogar bis 150 Fuß.

D. H.

von den Einwanderern aus den östlichen Staaten, welche Jankih s (Yank e e s) genannt werden.

Bei den Stromschnellen in der Nähe von Louisville hat der Ohio auf eine Strecke von noch nicht 2 engl. Meilen ein Gefälle von 22 Fufs. Am Ende derselben liegt die Stadt Shippingsport (Einschiffungshafen). Die Ufer des Flusses werden von hier an bis zu seiner Einmündung in den Mississippi immer niedriger, bis endlich etwa 12 engl. Meilen unterhalb dieser Stelle, das ganze Land zu beiden Seiten des Stromes so niedrig wird, daß es bei den Ueberschwemmungen auf 12 bis 14 Fufs hoch unter Wasser steht. Der Boden besteht also hier durchgängig aus aufgeschwemmtem Lande und ist mit dichten Wäldern bedeckt. Hier und da werden diese jedoch von großen Strecken durchbrochen, die mit undurchdringlichem und immergrünem Rohrgebüsch bewachsen sind. Diese Schilfpflanzen (*Arundinaria macrosperma*) werden 30 Fufs hoch, und hindern durch ihren Schatten das Aufkommen jedes andern Gewächses. Zur Zeit der großen Fluthen des Mississippi wird das Wasser des Ohio nicht selten an 30 engl. Meilen stromaufwärts zurückgedrängt; wogegen die Fluthen des Letztern ihrerseits wieder die nämliche Wirkung auf den Mississippi ausüben.

Die Länge des Ohio - Laufes wird von James zu 1033 (engl.) Meilen angegeben. Das Wasser ist, mit wenigen Ausnahmen, rein und durchsichtig. Die Geschwindigkeit beträgt nach einer ungefähren Schätzung, nicht mehr als $2\frac{1}{2}$

(engl.) Meilen auf die Stunde, und das Gefälle $4\frac{1}{2}$ Zoll auf die (engl.) Meile. Bei grossem Wasser können Schiffe von 300 Tonnen bis Cincinnati hinauffahren. Die grössern Dampfboote, welche den Mississippi und Ohio befahren, gehen in der Regel nicht weiter als bis Shippingsport; bloß die kleinern, nicht über 70 Tonnen haltenden, können Pittsburg erreichen, aber auch 'dies nur wenige Monate im Jahre. Klippenreihen, die den Fluß an zwei oder drei Stellen durchschneiden, und seichte Sand- oder Kiesstellen sind nicht die einzigen Hindernisse, mit welchen die Schiffer auf dem Ohio zu kämpfen haben. Eine immerwährende Gefahr drohen die zahlreichen Wurzeln und Stämme versunkener Bäume, oder auch solcher, welche auf der Oberfläche des Wassers dahin schwimmen. Auf dem Alleghany und dem obern Ohio sind Prame und Flösse die gebräuchlichsten Fahrzeuge. Sie tragen ganze Haushaltungen mit Pferden, Rindern und Wirthschaftsgeräthen nach dem Gelobten Lande hin, „welches jenseits der Stelle liegt, wo die Sonne untergeht“. Die vornehmsten Zuströme des Ohio sind am rechten oder nordwestlichen Ufer der Wabash, der Miami, der Stoto und der Muskingum, am linken oder südöstlichen der Grofse Kenaway, der Kentucky, der Cumberland und der Tennesih. Der Letztere läuft beinahe 200 (engl.) Meilen lang, in einer, dem Mississippi sehr nahe kommenden und ihm fast parallel gehenden, aber gerade entgegengesetzten Richtung, nämlich von

Süden nach Norden; ein Beweis, wie niedrig und eben der Boden des Mississippi-Thales seyn müsse.

Am 1. Juni erreichte der „westliche Ingenieur“ den Mississippi, wo wir ihn einstweilen verlassen wollen, um Hrn. Schoolcraft zu begleiten, der sich für den „einzigen lebenden Menschen“ hält, „welcher sowohl die Quellen als auch die Mündung dieses wundervollen Stromes besucht hat.“ Sein Bericht darüber ist sehr deutlich abgefaßt, und auch, bis auf wenige Ausnahmen, hinlänglich genau.

Der Mississippi entspringt auf einem hohen, mit Seen und Sümpfen bedeckten Flachlande (Plateau, Tableland), welches sich, zwischen 48 und 49° nördlicher Breite, von dem Felsengebirge bis zum Obern See erstreckt. Die ihm entströmenden Gewässer nehmen ihren Lauf nach dem Polarmeere, der Hudsonsbay, dem Lorenzo-Busen und dem Golf von Mexico. Hr. Schoolcraft nimmt den Rothen Ceder-See (den er dem Statthalter des Michigan-Gebietes, Cals, zu Ehren den Cals-See (Cassina-Lake) nennt, für die Hauptquelle des Mississippi an, obschon er zugiebt, daß sich ein aus dem 60 (engl.) Meilen nordwestlicher liegenden Beesh-See kommender Fluß in denselben ergießt. Vom Cals-See an gerechnet, nimmt Schoolcraft die ganze Länge des Mississippi bis zur Mündung im Mexicanischen Busen, zu 2978, vom Beesh-See an aber zu 3038 (englischen oder mehr als 600 geogra-

phischen) Meilen an. Der Strom durchläuft auf dieser ungeheuern Strecke fast alle Abstufungen des Climas, von dem beinahe immerwährenden Winter an (Schoolcraft fand am Cafs - See im Juli noch Eis) bis zu den tropischen Gegenden des nie absterbenden Pflanzenwuchses.

In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit des Mississippi nimmt Schoolcraft vier Abtheilungen desselben an.

Die erste erstreckt sich vom Cafs - See bis zu den Fällen von Peckagama, eine Entfernung von 230 (engl.) Meilen, durch welche er mit einer Geschwindigkeit von $1\frac{1}{2}$ (engl.) Meilen auf die Stunde und einem Gefälle von 3 Zoll auf die Meile, sanft dahin fließt. Seine Breite wächst von 60 bis zu 100 Fufs. Das Land zu beiden Seiten ist eben und niedrig und mit wildem Reifs, Binsen, Schwertgras und andern Sumpfpflanzen bewachsen. Auf den einige Meilen vom Fluß rechts und links entfernten kleinen Anhöhen erblickt man einige wenige gelbe Fichten. Die Fahrt durch diese eintörmigen, kein Ende nehmenden Savanen war über alle Massen langweilig. Dennoch fand man zwei Franzosen, welche sich, des Handels mit den Indiern wegen, in diesen traurigen Gegenden angesiedelt hatten. „In der Person des Hrn. D***,“ — sagt Hr. Schoolcraft — „lernten wir eines der erbarmungswürdigsten Geschöpfe des Erdbodens kennen. Er hatte, während er sich hier mit dem Pelzhandel beschäftigte, nach dem Landesgebrauch, ein indisches Weib genommen und

mehre Winter in dieser rauhen Gegend zugebracht. Während des letzten Winters überfiel ihn im Freien ein heftiger Schneesturm, und er erfror beide Füße so gänzlich, daß sie ihm, bald nach seiner Heimkunft, vom Leibe abfielen. In diesem hilflosen Zustande unterhielt ihn seine Frau eine Zeit lang durch Fische, die sie im benachbarten See fing; aber zuletzt verließ sie ihn, und bei unserer Ankunft hatte er bereits mehre Monate sein Leben bloß mit dem Unkraute gefristet, welches um seine Hütte her wuchs. Da er nicht gehen konnte, so war ihm dieses Unkraut von seinem Landsmann und von den Indiern zugeworfen worden, welche ihre Barmherzigkeit gegen ihn hierauf beschränkt zu haben schienen. Wir fanden ihn in einer kleinen dunkeln Hütte, auf einer Binsenmatte sitzend, die Stummel seiner Füße mit Hirschhaut umwickelt, der übrige Körper ohne alle Bedeckung, im höchsten Grade abgezehrt, so daß man jeden Knochen durch die Haut sehen konnte, mit langem Barte, eingefallnen Wangen und tief liegenden Augen, aus denen jedoch ein Blick der Verzweiflung hervorschoss. Er verstand kein Englisch, stieß aber in seiner Muttersprache unaufhörlich Flüche aus, über sein eignes Schicksal und Alles, was ihn umgab. Nur einen Augenblick war es uns möglich, diesen schrecklichen Anblick zu ertragen; wir eilten, diese Höhle des Jammers zu verlassen. Doch schickte ihm, bevor wir das Dorf verließen, der Statthalter Cals einige indische Waaren zum Geschenk und miethete einen Mann, den Unglücklichen nach dem Fort der

der Amerikanischen Pelzhandels - Gesellschaft am Sand - See (Sandy Lake) zu bringen, wo seine traurige Lage einigermaßen gemildert werden würde.“

Die zweite Abtheilung des Mississippi beginnt bei den Fällen von Packagama, wo die ersten Felsenschichten und die erste mit Holz bewachsne Insel vorkommen, und erstreckt sich bis zu den Fällen von St. Anthony, welche Entfernung 685 (engl.) Meilen beträgt. Die Breite des Stromes nimmt hier, wegen der zahlreichen Nebenflüsse, die von Osten und Westen zu ihm eilen, von 300 bis 800 Fuß zu. Die Stellen ausgenommen, wo die Schifffahrt durch Stromschnellen, Strudel und Fälle unterbrochen wird, beträgt das mittlere Gefälle des Flusses 6 Zoll auf die (engl.) Meile und die Geschwindigkeit 3 Meilen auf die Stunde. Bei den Fällen von Packagama hören die Savanen zu beiden Seiten des Flusses auf und man erblickt nun Ulmen-, Ahorn-, Lärchen-, Eichen-, Pappel- und Eschenwälder. Etwa 100 Meilen weiter hinab kommt der schwarze Wallnufsbäum und 300 Meilen der wilde Feigenbaum zuerst zum Vorschein, und hier sind auch die „dürren Wiesen“ (dry prairies), welche sich auf dem östlichen Ufer bis zu den Fällen von St. Anthony ausdehnen, und von Büffeln, Musthieren und anderem Rothwild bevölkert werden. Bei den Stromschnellen bemerkt man einzelne Massen und Bänke von Granit, welche sich hier und da 1 bis 200 Fuß-über das Wasser emporheben. Aber die Ufer bestehen im Allgemeinen

aus angeschwemmtem Lande, und man findet hier Süßwassermuscheln von ungeheurer Gröſſe. Schoolcraft beklagt sich in dieser Gegend bitter über die „gefräßigen Moskito-Schwärme.“ Es gehört eine eigne Philosophie dazu, die blutgierigen Angriffe dieser schrecklichen Insecten zu ertragen. „Wenn auch der Wanderer“ setzt er hinzu, „bereit ist, dem Skalpirmesser des Wilden und dem wüthenden Bären zu trotzen: so widersetzt er sich gleichwohl vergebens einem Feinde, der zu klein ist, um gefürchtet, und zu zahlreich, um vernichtet zu werden.“

Die dritte Abtheilung des Stromes geht von den Fällen bei St. Anthony bis zu der Einmündung des Missouri, und beträgt 843 Meilen. Die Höhe dieser Wasserfälle beträgt 40 Fuß. Hier findet man die Ufer mit schroffen Kalkfelsen eingefast, die sich 100 bis 400 Fuß hoch emporheben, und sich durch Cedern und Fichten auszeichnen, die auf ihren Gipfeln wachsen. Die Breite des Stromes zwischen diesen Kalkufern beträgt etwa 600 Fuß. Hundert Meilen unterhalb der Fälle von St. Anthony bildet der Mississippi den schönen, 24 Meilen langen und an 2 Meilen breiten Pepin - See. Das östliche Ufer besteht aus einer Reihe von hohen Kalkfelsen, das westliche ist eine erhöhte Savane, zwar von Bäumen entblößt, aber reich an der herrlichsten Weide. Von dem Punkte an, wo der Mississippi den Pepin - See verläßt, werden die ausgedehnten und ihren Platz von Zeit zu Zeit verändernden, Sandbänke, Inseln,

Strömungen u. s. w., welche der Schifffahrt mehr oder weniger hinderlich sind, bis zur Mündung hin, immer zahlreicher.

Die größern Nebenflüsse des Mississippi auf dieser dritten Abtheilung sind am westlichen Ufer, der St. Peter, Ocanó, Jowa, Turkey, Desmoines und Salz-Fluss; auf der östlichen Seite der St. Croix, Chippeway, Black, Ousconsing, Rock (Felsenfluß) und Illinois. Die Stromschnellen des Felsenflusses (Rock River) sind an 6 Meilen lang, und setzen den Dampfbooten einen tüchtigen Schlagbaum entgegen, wenn auch Kielboote (keel-boats) und große Boote (large barges) über sie hinauf kommen. Die Flüsse St. Croix und Bois-brulé setzen, mittelst eines kurzen Tragplatzes, den Mississippi mit dem Oberrn See in Verbindung. Aehnliches findet beim Chippeway und Montreal Statt. Auch zwischen dem Ousconsing und dem Fuchsflusse beträgt der Trageplatz, über ein flaches Land, nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Meile, und der Unterschied zwischen dem Niveau dieser beiden Flüsse ist so unbedeutend, daß zur Zeit des großen Wassers häufig Boote aus einem in den andern fahren. Auf diese Weise besteht alsdann eine wirkliche Verbindung zwischen dem Mississippi und dem Michigan-See. Ueberhaupt ist in diesem Theile von Amerika das Niveau des Bodens so wenig verschieden, daß ein tüchtiger Damm von 18 oder 20 Fuß Höhe, welchen man quer durch den Ausfluß des Erie-

Sees bei Buffalo errichten wollte, im Stande seyn würde, alle Gewässer der großen Amerikanischen Seen in den Busen von Mexico zu treiben, so daß das Bette des Lorenz-Stromes beinahe trocken liegen würde; „ein Umstand,“ — bemerkt hier spöttisch der Berichterstatter im Quarterly Review — welcher bei einem künftigen Kriege (zwischen den Vereinigten Staaten und England) sehr die Eroberung von Canada erleichtern könnte!“

Die vierte Abtheilung des Mississippi, welche indess Hr. Schoolcraft nicht besucht hat, beginnt bei dem Zusammenflusse mit dem Missouri. Die Vereinigung des Mississippi mit dem letztern, unstreitig viel stärkern Strome, ist so innig, daß sich der Charakter des erstern bald gänzlich darin verliert. Das Wasser des Mississippi ist hier klar und von grünlicher Farbe; der Missouri dagegen hat ein trübes und weißliches Wasser. Von dem Punkte dieses Zusammenflusses bis zu der Mündung in den Meerbusen von Mexico beträgt die Entfernung 1220 (engl.) Meilen. Anstatt aber mit Schoolcraft anzunehmen, daß der Strom auf dieser ganzen Strecke einerlei Naturbeschaffenheit habe, darf man ihn vielmehr, in Hinsicht derselben, in drei deutlich von einander unterschiedene Abschnitte eintheilen; der erste geht vom Missouri bis zur Mündung des Ohio, etwa 250 Meilen; der zweite von hier bis zum Arkansas, etwa 400 Meilen, und der dritte bis zum Meere.

In der ersten Abtheilung nimmt der Mississippi keinen

einzigem Nebenfluß von Bedeutung auf. Die Felsenketten zu beiden Seiten hören etwa 50 (engl.) Meilen oberhalb der Einmündung des Ohio gänzlich auf, und es beginnt nun ein aus aufgeschwemmtem Boden bestehendes flaches Uferland, welches erst in einer beträchtlichen Entfernung vom Strome mit Hügelreihen eingefafst ist. Bei der Ohiomündung zieht sich eine Felsenkette quer durch den Strom und bildet für die Schifffahrt ein großes Hinderniß. Das Flussbett besteht bis hierher aus wagrechten Sandsteinschichten, unter welchen man, auf der Seite von Illinois, ausgedehnte Kohlenlager antrifft. Eine Felsenmasse, die sich mitten im Strom an 150 Fuß emporhebt, heißt der Große Thurm; Hr. James hält dafür, daß sie einst bei dem Bau einer Brücke über den Mississippi als Mittelpfeiler bequem benützt werden könne. Ungefähr in der Hälfte dieser Abtheilung des Stromes findet man am westlichen Ufer Bleigruben, und am östlichen Salzquellen; aber beide von keiner sonderlichen Ergiebigkeit. Das aufgeschwemmte Land, welches hier beginnt, ist wohl schon seit 100 Jahren, ohne gedüngt zu werden, angebaut worden, und liefert noch immer die üppigsten Aerndten.

Die zweite Abtheilung besteht auf der westlichen Seite gänzlich aus jenem flachen, ununterbrochen sich fortziehenden Landstrich, welcher unter dem Namen des Großen Sumpfes (Great Swamp) oder auch wohl des Traurigen Sumpfes (Dismal Swamp) bekannt ist. Kaum erblickt man auf einer Ausdehnung von 500 (engl.) Meilen einen Baum

oder Strauch, die Trauer - Cypresse (*Cupressus disticha*) ausgenommen, deren zahllose kegelförmige Auswüchse, welche aus den Wurzeln emportreiben, den Denkmählern eines Kirchhofes ähnlich sehen und das düstere traurige Ansehen der ganzen Landschaft nur noch vermehren. Obschon dieser Baum in England sehr gemein ist, so hat man ihn doch nirgends Samen tragen gesehen, auch jene großen Auswüchse nicht bemerkt; wahrscheinlich ist das Klima hier zu kalt, da er in Amerika, wie James bemerkt, nur selten nördlicher als 38° Breite gefunden wird. Auch die östlichen Ufer sind flach und nur hier und da durch Kalkhügel unterbrochen. Der Lauf des Stromes ist gleichförmig, obschon nicht ohne Felsen und Strudel, die den Schiffen gefährlich werden. Nur selten ist hier, nach Nuttall, eine Spur von menschlichen Wohnungen zu bemerken. Ein wenig weiter hinabwärts findet man indess einige von verwiesenen Franzosen aus Baumstämmen errichtete Hütten, welche sie mit dem pomphaften Namen Neu - Madrid belegt haben. Diese Abtheilung des Mississippi - Thales ist nicht bloß äußerst ungesund, sondern auch Erdbeben unterworfen, welche Gebäude, Wälder und Ufer auf die schrecklichste Weise verwüsten. Da diese Erdbeben sehr häufig erscheinen, so sind die wenigen Einwohner dieser Gegenden nach und nach ganz gleichgiltig dagegen geworden; und wenn der fremde Reisende, der ihre Wohnungen betritt, über einen unvermutheten Stofs, der ihn fast umwirft, zu erschrecken

anfängt: so suchen sie ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß es „nur ein Erdbeben“ sei.

Die dritte Abtheilung besteht gleichfalls aus einer großen Strecke aufgeschwemmten Landes, in welches sich jedoch der Strom ein Bett von wenigstens 100 Fuß Tiefe gegraben hat. Das lockere Ufer besteht aus Lehm, eisenhaltigem Sand und Kies. Meist jede Ueberschwemmung unterwühlt einen Theil dieses Uferlandes, so daß, wenn es einstürzt, Felder und Pflanzungen von dem Strome fortgerissen werden, der hier durch den Großen Schwarzen - Fluß (Big Black river), den Arkansas, den Waspita und den Rothen Fluß ansehnlich vergrößert ist. Bei Pointe Coupée, in der Nähe der Stadt St. Francisville, fangen die Ufer an niedriger zu werden, und von Baton Rouge bis zum Meere sind sie nur wenig höher als der Wasserspiegel, und würden bei großem Wasser überschwemmt werden, wenn die hier so genannten Levées oder künstlichen Dämme nicht wären, durch welche eine schmale Reihe von Pflanzungen, die sich von etwa 80 Meilen oberhalb bis zu 60 Meilen unterhalb Neu - Orleans erstreckt, vor dem Einbruche der Fluthen geschützt wird. Jenseits derselben erblickt man eine ungeheure, ganz ebne, sumpfige, Fläche, von tausend Wasserrinnen durchschnitten, mit üppigem Gras, Unkraut und Binsen bewachsen, und von Bäumen gänzlich entblößt. Die Ueberschwemmungen des Mississippi sollen die ungeheure Höhe von 50 bis 60 Fuß erreichen.

Man kann sich leicht einbilden, wie verderblich ein Durchbruch des Wassers durch jene Dämme für die erwähnten Pflanzungen seyn würde. Es sind daher die möglichst zweckmässigsten Maßregeln getroffen, dergleichen Durchbrüche zu verhüten, und im Falle sich dennoch ein solches Unglück ereignen sollte, den Betroffenen Beistand zu leisten. Zu einer solchen Zeit bietet das ganze Land jenseits der abschüssigen Stromufer, auf mehrer Tausend Flächenmeilen weit, den Anblick eines einzigen ungeheuern Meeres dar. Diefs war der Fall im Jahr 1823, wo an 300 Pflanzungen überschwemmt und deren Aerndten gänzlich zu Grunde gerichtet wurden. Die Ungesundheit solcher Gegenden leuchtet von selbst ein, und wird durch die Tausende von Grabmählern auf den Kirchhöfen von Neu - Orleans bestätigt. Die Unterschiede der Hitze und Kälte sind sehr beträchtlich. In Natchez, unter $31\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite fällt häufig Schnee, und in Neu - Orleans, unter $29^{\circ} 57'$ Breite, friert es jeden Winter. In Sommer steht der Wärmemesser häufig auf 90° Fahr. ($25\frac{7}{9}^{\circ}$ Reaum.), er ist sogar auf 98° F. ($29\frac{1}{3}^{\circ}$ R.) gestiegen. Die strenge Winterkälte, welche man überall in diesen Theilen der Vereinigten Staaten empfindet, wird den Nordwestwinden zugeschrieben, die von dem Felsengebirge her wehen. Die wahre Ursache des kalten Klimas scheint indess in der Menge von Gewässern, Seen, Sümpfen und Morästen zu liegen, mit welchen der größte Theil dieser Landschaften bedeckt ist.

Schoolcraft nimmt die Höhe der Mississippi-Quellen zu 1350 (engl.) Fufs über dem Atlantischen Meere an, indem er bei seiner Berechnung die Höhe des Obern Sees zum Grunde legt. Da nun die Länge des Stromes (vom Cats - See an gerechnet, s. oben) 2978 (engl.) Meilen beträgt: „so giebt diefs,“ fährt er fort, „ein mittleres Gefälle von 2 Fufs $2\frac{1}{3}\frac{5}{6}$ Zoll auf die Meile.“ Diefs ist aber falsch. Der Verf. hat den Fehler begangen, die Zahl der Meilen, 2978, mit 1350, der Zahl der Fufse, zu dividiren, anstatt das umgekehrte Verfahren zu beobachten. Denn da das ganze Gefälle (1350 Fufs) auf die ganze Länge (2978 Meilen) vertheilt werden soll: so mufs 1350 mit 2978 dividirt werden, woraus ein mittleres Gefälle von $5\frac{1}{2}\frac{0}{9}\frac{7}{8}$ Zoll, oder in runder Zahl $5\frac{1}{3}$ Zoll hervorgeht. Ein Gefälle von 2 Fufs $2\frac{1}{3}\frac{5}{6}$ Zoll auf die Meile würde eine absolute Höhe der Quellen von beinahe 8000 Fufs, anstatt von 1350, über dem Meeresspiegel voraussetzen. Doch behauptet der Berichterstatter im Quarterly Review, dafs auch die von Schoolcraft angegebene Höhe von 1350 Fufs noch zu grofs sei, und dafs die wahre gewifs nicht mehr als 1000 Fufs betrage. Man habe nämlich bei der Vermessung des Landes zum Behuf des Neu-Yorker Kanalbaues gefunden, dafs die Höhe des Erie - Sees blofs 564 Fufs über dem Atlantischen Meere betrage. Hieraus berechne Major Long die Höhe der Quelle des Illinois zu 450 Fufs. Die Länge dieses Flusses bis zu seiner Einmündung in den Mississippi

sei 1200 Meilen, und von hier bis zum Mexicanischen Busen seien gleichfalls 1200 Meilen. Nun giebt aber ein Gefälle von 450 Fufs auf 2400 Meilen nicht mehr als $2\frac{1}{4}$ Zoll auf eine Meile, und da der Illinois und der Mississippi „fast parallel laufen“ (run nearly parallel) und ihre Wasserspiegel fast einerlei Höhe haben müssen: so kann der Mississippi 2000 Meilen oberhalb seiner Mündung nicht mehr als 500 Fufs Meereshöhe haben *). Die ansehnliche mittlere Geschwindigkeit des Mississippi, von etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen auf die Stunde, welche unterhalb der Einmündung des Missouri bis auf 4 Meilen und zuweilen noch mehr steigt, ist vielmehr der grossen Wassermenge, die von Westen her zuströmt, als einem starken Gefälle des Flusses zuzuschreiben.

Es ist jetzt Zeit, dafs wir zu Major Longs Reisegesellschaft zurückkehren und sie auf ihrer Dampfschiffahrt den Missouri hinauf begleiten. Ehe sie noch an die Mündung des Missouri gelangten, zog eine Erscheinung an dem Ufer des Mississippi, unweit jener Mündung, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Sie bemerkten nämlich auf der wagrechten Oberfläche des Kalkfelsen, auf welchem

*) Gegen diese Rechnungsart läfst sich Manches einwenden, namentlich der Umstand, dafs der Illinois, wie die erste beste Karte zeigt, dem Mississippi gar nicht parallel läuft.

die Stadt St. Louis gebaut ist, deutliche Eindrücke von zwei Menschenfüßen. Einige amerikanische Geologen sind geneigt gewesen, sie für eben so alt anzusehen, als die Menge von Meergeschöpfen, die man so häufig im (Uebergangs- und Flötz-) Kalk findet. Der Berichterstatter im *Quarterly Review* hält sie indess für das Werk irgend eines sinnreichen Franzosen aus St. Louis, in einem frühern Zeitraume der hiesigen Ansiedlung.

Nahe bei der Vereinigung der beiden Ströme giebt es eine Menge der Eingangs erwähnten Erdhügel von verschiedener Gestalt und Gröfse. Die kleinern scheinen kein sonderlich hohes Alter zu haben, und sind zum Theil von den noch jetzt in diesen Bezirken lebenden Indier-Stämmen über den Leichnamen ihrer Oberhäupter errichtet. So wurde ein Oberhaupt der *Omaahaws*, Namens *Amsel* (*Black-bird*), welcher im Jahr 1808 starb, auf dem Gipfel eines Kalkhügels am Ufer des *Missouri*, auf seinem Leibpferde sitzend, begraben und ein Erdwall über ihm errichtet. Als man einen der neuern Todtenhügel öffnete, fand man darin den Leichnam eines weissen Offiziers in sitzender Stellung, bekleidet mit einem rothen, goldbetrefsten Rock, er war sculptirt worden und vermuthlich ein spanischer Offizier gewesen.

Am Zusammenflusse des *Osage* (*Osages*) mit dem *Missouri* war vor kurzem eine Stadt angelegt worden, der man den Namen *Missouriopolis* gegeben hatte. Die günstige Lage giebt schöne Hoffnungen für ihr baldiges Auf-

blühen. Der Osage (Osages) hat seine Quellen südlich auf den Ozark - Gebirgen, und soll an Grösse dem Cumberland und Tennesseh gleich kommen; aber er ist mit Sandbänken angefüllt. Diese könnten indeß leicht weggeschafft und dadurch der Schifffahrt ein Weg von 600 (engl.) Meilen eröffnet werden, durch ein fruchtbares und dicht bewaldetes Land, das in jeder Rücksicht dem westlichen Abfalle des Alleghany - Gebirges gleich kommt. Vom Missouripolis gelangte das Dampfboot in einem Tage bis zu der gleichfalls noch im Entstehen begriffenen Stadt Franklin. Die Umgebungen derselben sind reich an Salzquellen, deren eine an 80 Bushel Salz tägliche Ausbeute geben soll.

Die Schifffahrt auf dem Missouri ober- und unterhalb der Stelle, wo sich der Grosse Fluß von Norden her in denselben ergießt, hatte der Schnelligkeit der Strömung und der vielen Sandbänke etc. wegen, mit ungeheuern Hindernissen zu kämpfen. Das Dampfboot gerieth alle Augenblicke auf den Grund, und es bedurfte der größten Anstrengung, um Fort Osage zu erreichen, welches etwa 100 (engl.) Meilen oberhalb der Einmündung des Grossen Flusses liegt, und, unter 4° westlicher Länge von dem Ausflusse des Missouri, damals die westlichste Niederlassung der weissen Amerikaner war. Aber so groß ist der Eifer dieser Hinterwaldsleute *) und so sehr sind sie

*) Im Englischen Back - woods men; so nennt man eine in den letzten Jahren sehr zahlreich gewordene Klasse amerikanischer

aller gesitteten Nachbarschaft abgeneigt, daß keinerlei Nachricht über die unwirthbare Beschaffenheit dieser Gegend im Stande ist, sie von ihrem Vorwärtsdringen nach Westen abzuhalten. Einer dieser Neu-Wilden, der nach und nach, auf seiner Wanderung von T e n n e s s i h aus bis zu diesem Punkte vorgerückt war, sagte unsern Reisenden, daß man um so freier und glücklicher lebe, je weniger Nachbarn man habe. Diese Nachbarscheuen, wie man sie nennen könnte, sind indeß nicht mit den sogenannten „Weissen Jägern“ zu verwechseln, eine rohe, nichtswürdige Menschenklasse, welche gleichfalls die westlichen Einöden aufsuchen, und nach J a m e s sehr häufig aus Verbrechern aller Art bestehen, welche die Gesellschaft von sich ausgestossen hat. Sie führen ein Leben wie die wilden Indier, mit denen sie Handel treiben, sie betrügen und verderben.

Um die Mitte des Septembers kam das Dampfboot bei dem Ausflusse des Platte in den Missouri an. Dieser Arm des Missouri soll zur Zeit der Fluthen eine grössere Menge Wasser herbeiführen als der Hauptarm, welchen L e -

Auswanderer aus den östlichen Staaten, welche sich in den unermesslichen Wäldern und Wüsteneien der westlich vom M i s s i s s i p p i gelegenen Landschaften, die bisher nur von Indiern bewohnt waren, ansiedeln, und auf alle Vorthelle des Staatenverbandes und des geselligen Lebens Verzicht thun, bloß um ein gänzlich unabhängiges Leben führen zu können.

D. H.

w i s und C l a r k , auf ihrer bekannten Reise nach dem Großen Weltmeere bis ins Felsengebirge hinaufführen. Ein wenig oberhalb der Platte - Mündung bauten unsere Reisenden Wohnungen zum Ueberwintern und schickten das Dampfboot nach Hause. Der Platz dieses Winterlagers befand sich unter $41^{\circ} 25' 4''$ Breite und $95^{\circ} 45' 55''$ westl. Länge von Greenwich. Der (Fahrenheit'sche) Wärmemesser fiel während des folgenden Winters häufig unter Null (unter $-14\frac{2}{3}^{\circ}$ Reaum.), und das Eis des Missouri war 16 Zoll dick, aber zu Anfang des Aprils schon verschwunden.

Nicht weit von dieser Stelle haben die Amerikaner ein Fort (Camp Missouri) errichtet, worin einige Hundert Mann als Besatzung liegen. James sagt, daß den ganzen Winter hindurch große Krankheiten unter ihnen geherrscht haben, und beinahe 100 Mann am Scorbut gestorben seien.

Die Nachrichten über den Charakter, die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der dortigen Indier - Stämme, namentlich der Omawhas, Ottu's, Panihs u. s. w., mit welchen James und seine Gefährten öfters in Verkehr kamen, enthalten nichts Neues. Major Long sagt, die Züge von Zartgefühl, Ueberlegung und Scharfsinn, welche uns so manche Reisende von diesen Wilden berichteten, seien meistens erdichtet. Es mag allerdings wahr seyn, daß die vortheilhaften Schilderungen der amerikanischen Wilden, welche wir bei frühern Schriftstellern finden, nicht ganz mehr auf die heutigen Indier passen. Aber man muß nicht ver-

gessen, daß es die Bekanntschaft mit den Europäern, das schlechte Beispiel derselben, und ganz besonders der seit dieser Zeit unter ihnen eingerissene Genuß geistiger Getränke ist, welcher diese Kinder der Natur verschlimmert hat. Unter ihre schlechtesten Züge gehört die Verachtung des hilflosen Alters, indem sie auf ihren Wanderungen Jeden, der nicht mehr fort kann, auch den nächsten Verwandten, mit einigen wenigen Lebensmitteln zurück- und seinem Schicksale überlassen. Gleichwohl herrscht sonst eine große Verwandtenliebe unter diesen Indiern, und der Tod eines ihrer Angehörigen versetzt sie auf lange Zeit in die größte Betrübniß. Diese zwei, sich widersprechenden, Charakterzüge findet man indeß bei mehreren wilden Völkern, unter andern auch bei den Betschuanahs in Süd - Afrika, welche Campbell im Jahr 1820 besuchte. Wir haben einen Auszug aus der Beschreibung seiner Reise im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 149 u. ff. mitgetheilt.

Am 6. Juni 1820 verließen Major Long und seine Gefährten, mit einer hinlänglichen Anzahl von Pferden und Maulthierern versehen, ihr Winterlager und setzten ihre Reise längs dem Platte fort. Der Weg ging durch ein einförmiges, vollkommen flaches Land, welches sich in einer Breite von 3 bis 8 Meilen, mehr als 100 Meilen längs dem Flusse hinzog. Es bot den Anblick einer ungeheuern Wiese dar, auf der nur äußerst selten ein Baum oder Strauch anzutreffen war. Gleichwohl verleihen die ungeheure Anzahl wilder Blumen

und das wohlriechende Indische Gras, mit welchem die Savannen bedeckt sind, diesen amerikanischen Landschaften einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Diese Wiesen nehmen an Zahl und Gröfse zu, je weiter man den Missouri hinauf kommt, und in dem Mafse werden auch die Waldbäume immer seltener. Der Kalkstein und die Steinkohlen hören hier auf, und an ihre Stelle tritt der rothe Sandstein der Grofsen Wüste, welcher sich immer sanft aufsteigend, an 400 (engl.) Meilen weit bis zum Fusse der Felsengebirge erstreckt und sich auch von Norden nach Süden an 500 Meilen weit ausbreitet. Die von vielen Hundert Fuß tiefen Schluchten durchschnittene Oberfläche dieser Sandstein-Gegend ist sparsam mit Pechfichten, verkümmerten Eichen, rothen Cedern, Weiden und einigen andern Bäumen bewachsen, welche die Ufer der in den Vertiefungen hinströmenden Flüsse und Bäche einfassen. Aber auf der eigentlichen Fläche der Grofsen Wüste ist durchaus keine Spur von irgend einem Baumwuchse aufzufinden. Ihr Boden besteht hauptsächlich aus Sand, der an manchen Stellen so überhand nimmt, dafs nicht einmal einige Dammerde zu erblicken ist. Hier und da findet man Geschiebe und gröfsere Bruchstücke von Granit, Gneifs und Quarz. Wo sich ja einiger Pflanzenwuchs zeigt, da sind es doch nur einzelne Büschel verwelktes Gras, Stachelbirnen (? prickly pears) und jene salzhaltigen Pflanzen, welche selbst auf dem sandigsten und unfruchtbarsten Boden fortkommen. Zwei Cactus-

Arten gehören unter die ansehnlichsten Gewächse dieser Gegenden, *Cactus ferox* und *Cactus cylindricus*. Die erstere Pflanze ist auf unermesslichen Strecken die einzige Gebieterinn und verwehrt jedem Pferde und andern Thiere, den Boden, wo sie wächst, zu betreten. Doch soll, nach Nuttall, die Antelope Mittel finden, mittelst ihres Hufes die Stacheln auf die Seite zu drücken, und die Pflanze zu verzehren *). Die zweite Cactus-Art wächst einzeln, und läuft nach oben in einen dicken Büschel aus, der oft eine solche Gröfse erreicht, dafs die Pflanze in der Entfernung für einen Bison gehalten wird. Sie ist so dicht mit den fürchterlichsten Stacheln besetzt, dafs weder Menschen noch Thiere sie anzutasten wagen dürfen. An einzelnen Stellen findet man auch lose Bruchstücke von vulkanischen Gebirgsarten, und an andern kleine, nur einige Hundert Fufs Höhe habende Plattformen von Trappfelsen; aber alle sind auf Flötzsandstein (secondary sandstone) aufgelagert. Von Vulkanen findet sich nirgends eine Spur. Nur an den tiefern Punkten des Missouri und Mississippi sieht man häufig Rauch und Flammen aus der Erde hervorbrechen. Dafs der Boden dort vulkanisch ist, beweisen auch die Erdbeben, deren weiter oben gedacht worden ist.

*) Aehnliches erzählt v. Humboldt von den Maulthieren in Süd - Amerika.

Ob nun gleich jene wüsten und traurigen Flachländer im Allgemeinen nur selten den Anblick von Gewächsen und Thieren darboten: so findet man doch in der Nachbarschaft der Flüsse und in jenen Thälern, durch welche diese strömen, nicht selten so unermessliche Heerden von Bison - Ochsen, daß die ganze Oberfläche des Bodens schwarz davon erscheint. James sagt, er übertreibe nicht, wenn er behaupte, daß man eines Tages gewiß zehn Tausend auf Ein Mal beisammen erblickt habe. Als er am andern Morgen wieder nach der Stelle hinblickte, waren sie alle verschwunden. Je höher man von dieser Stelle den Platte - Fluß hinaufzog, desto zahlreicher war das Land mit allerlei Thieren bevölkert. Jeden Tag stieß man auf Bisons (die fälschlich Büffel genannt werden,) Hirsche und Rehe, Bären und Wölfe. Von Bären findet sich hier besonders der grauliche (*Ursus horribilis*) zur Winterszeit ein, wenn er an Waldbeeren und anderm Futter aus dem Gewächsreiche Mangel zu leiden anfängt.

Eine ganz eigne Erscheinung in diesen Gegenden sind die sogenannten Wiesenhunds - Dörfer. So heißen nämlich die haufenweise beisammen liegenden Wohnungen einer kleinen Art Marmelthiere (*Arctomys ludoviciana*), welcher man, wegen der (eingebildeten) Aehnlichkeit ihres anmeldenden und warnenden Geschreis mit dem heftigen Bellen eines kleinen Hundes, den albernen und ganz unpassenden Namen Wiesenhund (*Prairie Dog*) gegeben hat. Die Wohnung dieses kleinen Thieres

besteht aus einer Erdhöhle mit einem Erdwall von 12 bis 18 Zoll Höhe, auf dessen Gipfel sich der Eingang befindet. Hier sitzt das Thier, bellt und wedelt mit dem Schwanze, schlüpft aber bei dem geringsten Anscheine von Gefahr, gleich der Maus, zur Oeffnung hinein. Solcher Wohnungen sind oft so viele beisammen, daß sie ganze Flächenmeilen Landes bedecken. Während des Winters schläft der Wiesenhund, verschließt aber vorher den Eingang zu seiner Höhle aufs sorgfältigste, und macht sich zu dem Ende eine nette kugelförmige Zelle aus weichem Heu, mit einer Oeffnung, die eben groß genug ist, daß ein Finger durchgehen kann. Die Höhlen'eule (*Strix cunicularia*) soll ein Mitbürger des Wiesenhundes seyn, und in eben solchen Höhlen wohnen; aber ob sie dieselben gemeinschaftlich mit den Murmelthieren, oder in Folge des Eroberungsrechts bewohnen, oder sich selbst diese Höhlen erbauen, konnten unsere Reisenden nicht ausmitteln.

Aber am anziehendsten war für diese der Anblick der wilden Pferde, welche in großen Heerden, von mancherlei Gestalt und Farbe, über die Fluren mit erstaunlicher Schnelligkeit hinrannten. „Unser Anblick“ — sagt James — „schien sie eher muthwillig als furchtsam zu machen. Sie ergötzten uns, schon in der Entfernung von einer Meile, durch die mannigfaltigsten Sprünge und das Erregen der Staubwolken, in welche sie eingehüllt waren, schien ihnen das größte Vergnügen zu machen.“ Es ist bekannt, daß diese

Thiere die verwilderten Abkömmlinge jener europäischen Pferde sind, welche die Spanier mit in die neue Welt brachten. Sie kamen oft den Reisenden sehr nahe, aber jeder Versuch, eins lebendig zu fangen, war vergebens. Doch giebt es eine eigne Weise, wodurch man sich dieser Thiere bemächtigen kann. Man schießt sie nämlich durch einen Theil des Nackens, aber so, daß die Kugel es bloß streift, ohne das Rückgrat zu verletzen. Der Schuß wirft das Thier zu Boden und betäubt es dergestalt, daß man es fangen kann.

Unter 102 Grad westl. Länge (von Greenwich) theilt sich der Platte - Fluß in zwei Arme, die nördliche und die südliche Gabel genannt. (Oder vielmehr der Platte entsteht hier aus dem Zusammenfluß dieser beiden Gewässer.) Jeder ist an der Stelle dieser Vereinigung etwa 800 Yards breit, und strömt mit Schnelligkeit über ein sandiges, seichtes Bett dahin. Diese beiden Gabeln haben ihre Quellen in dem Felsengebirge, ungefähr eine 120 Meilen von der andern. Die Reisegesellschaft setzte ihren Weg längs der südlichen Gabel fort; doch erfuhren sie, daß die nördliche einen fruchtbarern und schönern Landstrich als jene durchfließe. Besonders soll es hier einen Ueberfluß an Bibern geben, welche hier ungestörter hausen können als in der Nachbarschaft der Weissen oder der indischen Jäger.

Bald zeigte sich der Einfluß, den die Nähe des Felsengebirges auf die Temperatur der Luft ausübte. Während der

größten Tageshitze erhob sich vom Gebirge her ein leichter und erfrischender Wind; Morgens und Abends war die Luft ruhig, aber die Hitze drückend. Auch die Ameisen schienen mit diesem Wechsel der Temperatur bekannt zu seyn. Bei allen den unzähligen Haufen dieser Insekten fand man den Eingang unabänderlich an der östlichen Seite. Die Luftwärme stieg selten über 80° Fahr. ($+ 21\frac{1}{3}^{\circ}$ Reaum.) während das Wasser im Platte ungefähr 75° F. ($+ 19\frac{1}{2}^{\circ}$ R.) zeigte.

Bisher hatten unsere Reisenden noch kein menschliches Wesen auf ihrer Wanderung durch diese einsamen und traurigen Gefilde angetroffen; aber als sie sich dem Gebirge mehr näherten, fanden sie am Platte - Ufer die Ueberreste eines indischen Lagers, welches allem Ansehen nach erst seit Kurzem verlassen worden war. Es bildete einen kleinen Kreis und war bis zu 5 Fuß Höhe aus halb verfaulten Baumstämmen erbaut, unter welchen sich Gerippe von Bison-Ochsen befanden. Vor dem Eingange sah man in geringer Entfernung einen aus 16 Bisonschädeln gebildeten Halbkreis, deren Nasen alle gegen den Fluß gerichtet waren. Dabei lag noch ein besonderer, durch eine Anzahl rother Striche ausgezeichneter Schädel. Die Erklärung dieser Art von Hieroglyphen bestand in Folgendem: Das Lager hatte den Pawnee-Loup-Indiern gehört, welche von einem Zuge gegen einige westliche Stämme heimgesekert waren. Die rothen Striche sollten wahrscheinlich andeuten, daß die Gesellschaft aus 36 Personen bestanden habe. Die Stellung der Schädel zeigte

ihre Heimkehr an, und zwei Ruthen, jede mit zwei daran befestigten Haarbüscheln bedeuteten, daß 4 Schädelhäute (scalps) der Lohn ihrer Anstrengungen gewesen seien.

Nach vielen Beschwerden und Entbehrungen erreichte Major Long mit seinen Gefährten die Felsenschlucht des Gebirges, aus welcher die südliche Gabel des Plate hervortritt. Sie war hier 25 Yards breit und 3 Fuß tief, das Wasser klar und kalt, und der Strom reißend. Es wurde ein Lager aufgeschlagen und die Breite des Orts $38^{\circ} 18' 19''$ die Länge $105^{\circ} 39' 44''$ (westl. von Greenwich) gefunden. Die Sandstein-Formation der Wüste, welche sich bei der Annäherung an das Felsengebirge immer ansehnlicher emporgehoben hatte, wurde hier zu einer fast senkrechten, 100 bis 200 Fuß hohen Felsenmauer, welche mit der Hauptkette in einerlei Richtung hinlief. Das zwischen ihr und der letztern befindliche Thal war gegen eine Meile breit und die ganze Landschaft bot den malerischen Anblick dar, welchen alle Sandsteingebirge, wie z. B. die sächsische Schweiz, die Adersbacher Felsen u. a. gewähren. — Der Haupt Rücken des Felsengebirges besteht aus Granit, auf welchem der Sandstein aufgelagert ist.

Einige von der Reisegesellschaft beschlossen, den höchsten Punkt des Gebirges zu ersteigen. Auf dem Sandstein-Gebiete trafen sie einige wenige Eichen und Wacholdersträucher an. Die erste Reihe der Urgebirge bestand aus grobem rothen Granit, dessen Oberfläche lose Bruchstücke von Gneiß

bedeckten. Die wenigen Pflanzen dieser Gegend bestanden in Stachelbeeren, Yuccas, verkümmerten Eichen und Wacholdersträuchen. Auch große und vortreffliche Brombeeren fand man, so wie einige rothe Johannisbeeren (currants), welche zwar reif, aber hart und saftlos waren, und denjenigen, welche sie aßen, Kopfweh verursachten. Auf der Höhe, wo die Phänerogamen aufzuhören anfangen, erblickte man noch Hopfen, Buchsbaum, Hollunder und die Sassa-parilla, so wie viele andere Pflanzen der östlichen Staaten.

Wo die Alpenpflanzen zuerst sichtbar wurden, zeigte sich auch eine Veränderung der Gebirgsart. Der Granit ging hier in feinkörnigen Sienit über *). Die rothe Ceder und die biegsame Fichte fand man noch in einer Höhe, wo kein anderes baumartiges Gewächs mehr anzutreffen war. Doch waren sie niedrig und verbuttert, und auf der obern oder der den herabfallenden Steinmassen bloßgestellten Seite von Aesten und Rinde entblößt. James spricht übrigens mit Entzücken von der Schönheit der Alpenpflanzen in diesen Gegenden. Die Blume ist bei den meisten der ansehnlichste Theil des Gewächses und der Glanz ihrer Farben reißt zur Bewunderung hin. Vorherrschend ist das Dunkelblaue. Auch

*) a change was observed in the character of the rock, which was now a compact finegrained aggregate of quartz, feldspar and hornblende, heißt es in der Urschrift.

D. H.

andere Pflanzen, die sonst auch wohl in tiefern Gegenden angetroffen werden, hatten hier eine weit dunklere Blüthe. Man schreibt dieß der Kräftigkeit des Lichts in dieser reinen wolkenlosen Atmosphäre zu, dessen Strahlen durch das Zurückprallen von den unermeßlichen Schneemassen zurückgeworfen werden.

Jemehr sich die Reisenden dem Gipfel näherten, desto seltener wurden die Alpenpflanzen, und endlich hörten sie ganz auf. Der Gipfel war fast ganz eben, und etwa 10 bis 15 Acres groß; nur einiges Moos war hier und da zu sehen. Das Thermometer zeigte 42° Fahr. ($+ 4\frac{2}{5}^{\circ}$ Reaum.) während man unten im Lager zu der nämlichen Stunde 96° F. ($+ 28\frac{2}{3}^{\circ}$ R.), und Abends eine Stunde später, 80° F. ($+ 21\frac{1}{3}^{\circ}$ R.) Wärme hatte. Der oberste Theil des Gipfels bestand aus Sienit. Die Luft war ruhig und heiter; aber nach allen Richtungen durchstreiften sie Wolken von Grashüpfern (grass hoppers), welche zuweilen selbst das Taglicht verdunkelten. Es schien, daß sich diese Insekten zu hoch verstiegen hatten; eine Menge war todt auf den Schnee gefallen. Die Aussicht war der Höhe des Standpunktes angemessen. Nach Norden, Westen und Süden erblickte man Gebirgsketten mit beschneiten Spitzbergen (Piks); nach Osten breitete sich vor den Blicken der Wanderer gleich einer Karte die unermeßliche Fläche der Wüste aus, deren zahlreiche Gewässer mit schmalen Waldstreifen eingefasst waren. Beim Herabsteigen verirrte sich die Reisegesellschaft, und war

genöthigt, eine zweite Nacht am Abhange des Berges, bei 58° F. ($+ 2\frac{2}{3}^{\circ}$ R.) Thermometerstand zuzubringen. Dieser Pik erschien von der Wüste aus als der höchste unter allen des Felsengebirges, und seine Erhebung über die Ebene ward durch trigonometrische Messung zu 8500 (engl.) Fuß bestimmt. Rechnet man die Meereshöhe seiner Grundfläche selbst 3000 Fuß, so kommen für die Gesammthöhe des Piks über den Meeresspiegel 11500 Fuß. Dieß stimmt sehr wohl mit den Schätzungen überein, die sich auf die Höhe der Schneelinie gründen, welche hier, unter 40° Breite, ungefähr 1650 Fuß unter dem Gipfel des Berges hinlief.

Nicht weit vom Fusse des Berges entdeckte James, in dem auf den Granit aufgelagerten Sandsteine, eine Sprudel-Quelle (boiling spring). Der übrigens kalte und klare Spiegel des Wassers, das am Rande eines kleinen Baches hervorbrach, war nämlich, gleich kochendem Wasser, fortwährend in einer wallenden Bewegung, welches von dem Aufsteigen des kohlensauren Gases herrührte, an dem diese Quelle sehr reich seyn muß. Das Wasser setzte auch, wie die Karlsbader Quellen, kohlensauren Kalk ab, aus dem sich nach und nach ein schönes großes natürliches Becken von schneeweißer Farbe geformt hatte, das an 3 bis 400 Gallonen *) enthalten mochte. James schätzt die Ergiebigkeit dieser

*) Eine Gallone ist soviel als 191 alte Pariser Körperzoll (Kubikz.)

D. H.

Quelle zu 50 Gallonen auf die Minute. Die Wärme des Wassers war 63° F. ($+ 13\frac{7}{9}^{\circ}$ R.) bei 68° F. ($+ 16^{\circ}$ R.) Luftwärme im Schatten. Auf dem Boden umher lagen eine Menge Glasperlen und andere Zierathen; wahrscheinlich Opfergaben der Indier, welche für alle Quellen eine große Ehrfurcht hegen.

Major Long wandte sich nunmehr mit seinen Begleitern nach Süden, bis man den Arkansas erreichte. Er sandte eine Abtheilung längs den Ufern dieses Flusses bis zu seiner Quelle im Felsengebirge hinauf. Er strömte mit Heftigkeit aus einer tiefen und schmalen Felsen-Schlucht hervor. Das Gebirge bestand aus Gneifs, welcher hier plötzlich und überall so steil emporstieg, daß an kein weiteres Vordringen zu denken war. Die Reisegesellschaft trennte sich nun am Arkansas, indem der eine Theil unter Captain Bell längs diesem Fluß hinabzog, der andere, unter Major Long, auf dem Canadian weiter südwärts ging. Es ist dieß ein Arm des Arkansas, welchen man indeß irrigerweise für den Rothen Fluß hielt. Die Mündung des Arkansas in den Mississippi liegt ungefähr unter 34° Breite und 91° Länge (westlich von Greenwich). Seine ganze Länge von der Quelle an wird 1500 (engl.) Meilen geschätzt. Der Canadian mag an 1000 Meilen lang seyn.

Beide Abtheilungen der Reisegesellschaft hatten viel von stürmischem Wetter, Mangel an Lebensmitteln, namentlich an Wasser zu leiden, da das Flußwasser meist salzig oder

schlammig war. Das Arkansa-Thal bot, so weit es sich durch die Wüste erstreckte, nichts als nackte Sandfelsen dar, die häufig mit einer Salzrinde, wie mit Eis, überzogen waren. Die Betten der beiden Flüsse waren an 3 bis 4000 Fuß breit; das des Canadian meist ohne Wasser, einige kleine stehende Pfützen ausgenommen. Das Thermometer zeigte, um die Mitte August, zur Mittagszeit in den Zelten 95° bis 100° F. ($+ 28^{\circ}$ bis $30\frac{2}{3}^{\circ}$ R.). Wolken von Heuschrecken erfüllten die Luft, und betäubten die Ohren durch ihr gellendes Geräusch. Klapperschlangen von allerlei Art und Scolopender von ungeheurer Gröfse krochen auf dem nackten Gestein herum und riesenmäfsige, schwarze und haarige Spinnen, gleich der südamerikanischen Vogelspinne (*Mygale avicularia*), lauerten an den Eingängen ihrer unterirdischen Wohnungen auf Raub. Vor den Moskiten hatte man in diesen dürrn Sandgegenden Ruhe, aber dafür trat, sobald die Reisenden die Wüste verliessen, eine andere Plage ein, eine unzählbare Menge kleiner, beinahe unsichtbarer Waldläuse (*wood-ticks*, *Nigua*), gegen welche weder Wind, noch Rauch, noch die dichteste Lederbekleidung zu schützen vermochte. Diese Insekten bohren sich in das Fleisch ein, und verursachen grofse und schmerzhaftige Geschwülste.

Als man die Landstriche betrat, wo die gröfsern Thiere einheimisch waren, hörte der Mangel an Lebensmitteln auf. Man kann sich einbilden, wie erquickend für unsere Reisenden, nach einer so langen und beschwerlichen Wanderung

durch die Wüste, der Anblick des mit frischem Grün überzogenen Bodens seyn mußte! Der Maulbeerbaum, die Guilandine, der Hibiscus u. a. bezeichneten die Annäherung an die Gebiete der Heimath und der bürgerlichen Gesellschaft. Die voll reifer Trauben hangenden Weinreben lieferten ihnen die köstlichste Mahlzeit. Der Wein (*Vitis vinifera*) wächst in diesem Theile Amerikas wild. „Die kleinen Ulmen längs diesem Thale“ — sagt James — „bogen sich nieder unter der Last unzähliger reifer Trauben, welche der ganzen Landschaft ein buntes Ansehen verliehen. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses sahen wir eine Reihe niedriger Sandhügel, mit Weinstöcken besetzt, die kaum einen oder andert-halb Fuß über den Sand hervorragten. Sie waren die Ursache von der Entstehung dieser Sandhügel, da sie den vom Winde vorübergeführten Sand aufgehalten hatten, unter welchem sie nun fast ganz begraben waren. Die Trauben waren in solcher Menge vorhanden und standen so dicht beisammen, daß nichts vom Stamme oder der Rebe zu sehen war. Ihr Geschmack war köstlicher als der aller übrigen in- und ausländischen Trauben, welche wir je in den Vereinigten Staaten gefunden hatten.*). Die Verschüttung des größten Theiles

*) Nicht zu vergessen, daß die Reisenden aus der Wüste kamen und seit langer Zeit an erquickenden Früchten Mangel gelitten hatten! Ueberhaupt ist bei der Schilderung der Reisebeschreiber von Gegenden, Erzeugnissen, Menschen, Einrichtungen etc. im-

vom Weinstocke mit Sand ersetzt hier das Beschneiden, indem die vergrabnen Blätter und Blüthen sich nicht entwickeln können, und die freibleibenden Theile der Reben zugleich den Einfluß des Lichtes und der Hitze, wegen der Zurückprallung vom Sande, in einem höhern Grade genießen. Man sollte dieses Verfahren der Natur beim künstlichen Weinbau nachahmen, obschon nicht überall die dazu erforderlichen Bedingungen des Bodens und der Lage vorhanden sind.“

Wir müssen hier abbrechen. Es geht aus dem Gesamteinhalte der drei, hier im Auszuge mitgetheilten Reisebeschreibungen hervor, daß ein beträchtlicher Theil des großen Mississippi - Thales fähig ist, angebaut und von gesitteten Menschen bewohnt zu werden; daß er ganz innerhalb der gemäßigten Zone liegt, und, obschon überall kälter als Europa unter gleichen Breitengraden, doch dem Pflanzenwuchse nicht ungünstig ist; daß endlich die ungesunde Beschaffenheit dieser Gegenden nicht sowohl dem Klima als vielmehr den ungeheuern Sümpfen, Morästen, dichten Waldungen u. s. w. zuzuschreiben ist, welche durch die Thätigkeit betriebsamer Ansiedler schon verschwinden werden. Erwägt man überdies, daß mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten eine

mer der Ort zu beachten, von welchem sie so eben hergekommen sind. Der Abstich (Contrast) bestimmt nur zu häufig das Urtheil. Daher die verschiedenen Aussagen mehrer Reisenden über einerlei Gegend.

D. H.

Wasserverbindung zwischen dem Mississippi-Thale und dem Atlantischen Meere (an der Ostküste) zu Stande gebracht werden könnte: so läßt sich leicht voraussagen, daß nach wenig Menschenaltern diese Länder unter die wichtigsten von Amerika gehören werden. Das Vordringen der Ansiedler nach diesem westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten nimmt von Jahr zu Jahr zu. Doch glaubt Major Long, daß die dünnen Sandwüsten am Arkansa und Missouri ihm endlich Grenzen setzen werden.

V.

Ueberreste der altamerikanischen Stadt Huchuetlapallan.

Die Ueberreste einer alten Stadt in der Nähe von Palenka in Mexico waren bis 1787 nur vom Hörensagen bekannt gewesen, als in diesem Jahre der spanische Statthalter des Königreichs Guatemala, auf Befehl des Königs, den Hauptmann Antonio del Rio abschickte, um über die Lage und die Beschaffenheit jener Ueberreste eines uralten, schon längst durch die Sichel der Zeit weggemähten Volkes, genauere Untersuchungen anzustellen. Der Bericht, welchen dieser Offizier nach seiner Zurückkunft an den Gouverneur darüber erstattete, gab dem Doctor Cabrera in Neu-Guatemala Veranlassung, eine sehr gelehrte und anziehende Abhandlung nicht blofs über den Ursprung jener Stadt, sondern auch über die älteste Bevölkerung von Amerika überhaupt auszuarbeiten. So äufserst merkwürdig nun auch der

Inhalt dieser beiden Schriften war: so fand die spanische Regierung bis in die neusten Zeiten gleichwohl nicht für gut, dieselben durch den Druck bekannt zu machen. Bloß dem Herrn v. Humboldt gelang es, auf seiner mehrerwähnten Reise nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents Einiges über das Vorhandenseyn dieser alten Stadt zu erfahren, und er theilte auch die Abbildung von einigen Hieroglyphen mit, welche sich auf den Mauern der alten Gebäude befinden.

Erst in Folge der neuern Umwälzungen, welche jene Länder betroffen haben, sind die beiden erwähnten Aufsätze del Rios und Cabreras aus dem Dunkel hervorgezogen worden, das sie, wie vermuthlich vieles Andere, bisher bedeckt hatte. Im Jahr 1822 erschien davon zu London, durch einen Hrn. Berthoud, eine englische, und von dieser 1825 in Meiningen eine teutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Huehuetlapallan, Amerikas große Urstadt in dem Königreiche Guatemala. Neu entdeckt von Capit. Don Antonio del Rio, und als eine phöniciſch - cananäische und carthagische Pflanzstadt erwiesen von Dr. Paul Felix Cabrera in Neu - Guatemala. Nebst 17 großen Zeichnungen im Steindruck, viele mythologische Figuren, Gruppen und Hieroglyphen aus Amerika's Urzeit enthaltend. Aus dem Englischen u. s. w. Wir geben hier einen Auszug aus dieser

Schrift, und zwar zuvörderst und hauptsächlich aus dem Berichte des Hauptmanns del Rio an den Statthalter Don Josua Estacheria.

Es war am 3. Mai 1787, als Rio in Palenka oder Palenque, der nördlichsten Stadt in der Provinz von Ciudad Real de Chiapa, ankam. Am 5. begab er sich nach den Trümmern der alten Stadt, welche in der Nachbarschaft unter dem Namen der Casas de Piedras (der steinernen Häuser) bekannt sind. Sie waren in einem so dichten Gehölze vergraben, daß er in der Nachbarschaft eine Anzahl Indier mit Aexten und Hacken aufbieten mußte, um sich einen Weg zu bahnen, und die Gebäude selbst von den sie bedeckenden Gewächsen aller Art zu entblößen. Die zum Theil große Anstrengungen erfordernden Arbeiten gingen so gut von Statten und Rio führte seine Aufträge so pünktlich aus, daß zuletzt kein Fenster und kein Thor übrig war, das nicht aufgegraben, keine Scheidemauer, die nicht durchbrochen, kein Zimmer, Gang, Hof, Thurm oder unterirdisches Gemach, das nicht 6 bis 9 Fuß tief aufgegraben worden wäre. Das Ergebniss aller dieser Arbeiten faßte nun Rio in folgende Beschreibung zusammen.

Wenn man, von Palenque ausgehend, eine südwestliche Richtung nimmt und die Hochebene (das Plateau) besteigt, welche das Königreich Guatemala von Yucatan, oder Campeachy trennt: so gelangt man nach zwei Stunden an den kleinen Fluß Micol, dessen von Westen her

kommandes Gewässer sich mit dem grossen Strome Tulija vereinigt, der seinen Lauf nach der Provinz Tabasco hin nimmt. Ist man über den Micol, so beginnt eine Anhöhe und nach einer halben Stunde setzt man über den Bach Otolum, der sich in den Micol ergießt. Von diesem Punkte aus bemerkt man schon mehrere Trümmerhaufen, die eine halbe Stunde weiter den Weg sehr beschwerlich machen, worauf man zu der Höhe gelangt, auf welcher die „steinernen Gebäude“ stehen. Es sind deren vierzehn, einige mehr verfallen als die andern, obwohl es auch in diesen noch manche ziemlich wohl erhaltene Gemächer giebt.

Am merkwürdigsten ist ein viereckiger, rechtwinkliger Platz von 500 Yards Breite und 450 Yards Länge, in deren Mittelpunkt sich das grösste der bis jetzt entdeckten Gebäude erhebt. Dieses ruht auf einem 20 Yards hohen Bollwerke, und um dasselbe her liegen die übrigen Gebäude, und zwar 5 gegen Norden, 4 gegen Süden, 1 gegen Südwesten und 3 gegen Osten. Ausserdem sieht man noch, längs dem Gebirge, das von hier aus nach jeder Seite östlich und westlich sich ausdehnt, nach allen Richtungen hin, eine Menge von Trümmern anderer Gebäude, die sich in einem grössern Zustande der Zerstörung befinden, so dass die ganze Ausdehnung dieser in Trümmern liegenden Stadt zu 7 bis 8 Wegstunden (Leagues *)

*) 20 Leagues gehen auf 1 Grad des Aequators; 1 League ist gleich 3 Seemeilen, oder auch 2935 Wiener Klaftern. D. H.

angenommen werden muß. Die Breite ist indeß dieser Länge nicht angemessen und beträgt an vielen Stellen nicht über $\frac{1}{2}$ Wegstunde. Eine Menge kleiner, vom Gebirge herabströmender Bäche durchschneiden die Stadt und bespülen die Grundmauern ihrer Gebäude.

Unter dem vorerwähnten größten Gebäude zieht sich eine unterirdische, aus Stein erbaute Wasserleitung, von gröfser Festigkeit und Dauer, hin. Die Arbeit an allen diesen Gebäuden ist überhaupt sehr tüchtig und zeugt von großem Fleiße und Kraftaufwande; doch bemerkt man in der Verbindung der Thoile nirgends eine Spur von Eisen oder andern Metallen, mit welchen die Erbauer dieser Stadt daher unbekannt gewesen zu seyn scheinen.

Das Innere des großen Gebäudes zeigt in seiner Bauart viel Aehnliches mit den sogenannten gothischen (oder vielmehr altteutschen) Gebäuden. Alles ist auf die Darstellung großer Massen und auf lange Dauer berechnet. Der Eingang ist auf der Ostseite und führt durch einen Porticus oder Corridor von 36 Yards Länge und 3 Yards Breite. Er wird von platten rechtwinkeligen Pfeilern, ohne Fußgestelle, getragen, auf welchen viereckig gehauene Steine von 1 Fuß Dicke liegen, welche die Architrave bilden. Ueber diesen zieht sich von einem Pfeiler zum andern noch ein anderer glatter, rechtwinkliger Steinblock, von 5 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Die Gemächer und die Außenseite der Pfeiler sind mit einer Art Gyps-Schilder verziert, welche

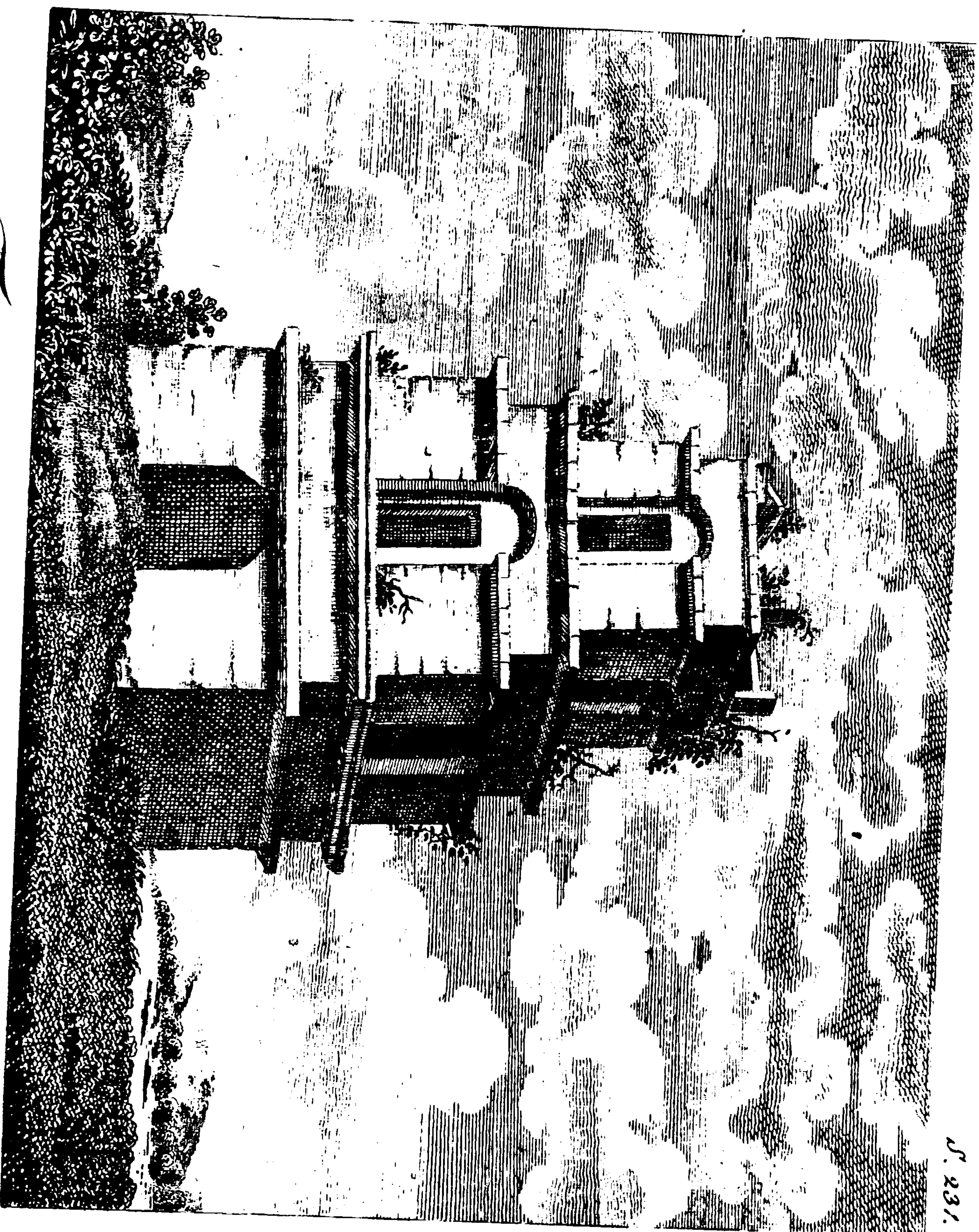
allerlei Zeichnungen darstellen. Den Ueberresten von Köpfen zufolge, die man noch erkennen kann, scheinen sie Könige oder Fürsten vorgestellt zu haben, denen die Eingebornen einst unterworfen gewesen sind. Zwischen diesen Schildern zieht sich von einem Ende der Mauer bis zum andern eine Reihe von Fenstern, wie Nischen, hin. Von diesen sind einige wenige viereckig, andere in der Form eines griechischen Kreuzes, gegen 2 Fuß hoch und 8 Zoll tief.

Jenseits dieses Corridors befindet sich ein viereckiger Hof, zu dem man auf einer Treppe von 7 Stufen gelangt. Die nördliche Seite dieses Hofes liegt ganz in Trümmern, zeigt aber noch Spuren genug, aus welchen hervorgeht, daß er ehemals ein Gemach nebst einem Corridor hatte, der dem auf der Ostseite ähnlich war und sich rings umher nach allen Seiten hin verbreitete. Die Südseite hat vier kleine Gemächer, mit keinen andern Verzierungen, als einem oder zwei kleinen; den obigen ähnlichen, Fenstern. Die Westseite gleicht der gegenüberstehenden; nur sind hier noch ungleich rohere und lächerlichere Zeichnungen; eine Art krotischer menschlicher Gestalten, mit einer Krone und einem langen, ziegenähnlichen Barte. Unter diesen Gestalten sieht man ebenfalls zwei griechische Kreuze.

Geht man in derselben Richtung weiter vorwärts, so kommt man in einen zweiten, dem letztgenannten ähnlichen Hof, der jedoch weniger breit ist, und durch einen rings umher laufenden Gang mit der gegenüber liegenden Seite zu-

Ausfertigung N. V.

N. 231.



Thurm zu Buchstettlingen

Im Sommers Taschenbuch 1825.

sammenhangt. In diesem Gange sind zwei, den vorerwähnten ähnliche, Gemächer angebracht, und zugleich auch eine innere Gallerie, die auf der einen Seite den Blick in den Hofraum, auf der andern aber auf das offene Feld gewährt haben mag. In diesem Theile des Gebäudes sieht man mehrere erhabene Arbeiten (Reliefs), welche ein Menschenopfer darzustellen scheinen.

Indem man zur südlichen Seite zurückkehrt, zeigt sich dem Beobachter der 16 Yards hohe Thurm, welcher aus vier Aufsätzen oder Stockwerken besteht. Wahrscheinlich befand sich auf dem letzten vormals noch ein fünftes Stockwerk. Alle diese 4 Stockwerke nehmen nach oben hin an Höhe und Umfang ab, und sind ohne Verzierungen. Die ganze Bauart des Thurmes hat übrigens viel Auffallendes und zeigt von vielem Geist. Im Innern desselben bemerkt man noch einen zweiten, vollkommen glatten, und gerade emporsteigenden Thurm, mit Fenstern versehen, welche auf die Fenster des äußern Thurmes passen und den Treppen Licht verschaffen, auf welchen man bis zu seiner Spitze emporsteigt. Wahrscheinlich muß der Eingang dazu auf der Nordseite gewesen seyn. Hinter den vier schon vorhin erwähnten Gemächern befinden sich noch zwei andere größere, in rohem Style verziert. Unter den Verzierungen erblickt man mehrere bunte oder bemalte Gypsarbeiten. Die Köpfe stellen heilige Gegenstände vor, denen man Andacht erweis't und Opfer bringt, welche wahrscheinlich in Juwelenschnuren bestehen,

wie die Stellungen der zur Seite stehenden Bildsäulen be-
weisen. Ueber diese Gemächer sieht man, weiter hinaus,
von Norden nach Süden hin, zwei andere Gemächer, von
welchen jedes 27 Yards lang ist und wenig mehr als 3 Fuß
Breite hat. Sie enthalten nichts, was besonders zu bemer-
ken wäre, ausgenommen einen Stein von elliptischer Form,
der einen Yard hoch über dem Fußboden in die Mauer ein-
gefügt und einen Yard breit ist.

Unter diesem elliptischen Stein befindet sich ein ebener,
rechtwinkliger Steinblock, der länger als 2 Yards, 1 Yard
4 Zoll breit und 7 Zoll dick ist, auf 4 Füßen in Form eines
Tisches ruht und mit einem Basrelief in der Stellung eines
Trägers versehen ist. An den Seiten dieses Tisches befinden
sich mehre Charakter-Bilder, welche, da sie so häufig auch
auf den Wänden und andern Theilen dieser Gebäude vor-
kommen, bei den damaligen Bewohnern derselben eine be-
stimmte Bedeutung, gleich den ägyptischen Hieroglyphen,
gehabt haben müssen.

An dem äußersten Ende des zuletzt erwähnten Gemachs
und in gleicher Höhe mit dem Fußboden bemerkt man eine
Oeffnung von 2 Yards Länge und etwas mehr als 1 Yard
Breite, welche zu einem unterirdischen Gange auf einer Reihe
von Stufen führt, die in regelmäßigen Entfernungen abbrechen
und Ruheplätze oder Treppenaustritte darbieten. Ueber jeder
derselben befindet sich ein Thor.

Ein anderer Eingang führt ebenfalls zu einem unterirdi-

schen Gänge auf einem Wege, der von dem vorigen verschieden ist. Hierzu kann man noch einen dritten Gang fügen, der unter einem grossen Schutthaufen versteckt liegt. In einer der vielen Oeffnungen, die zu diesem letztern unterirdischen Gänge führen, befindet sich ein mit vielerlei Zeichnungen bedeckter Stein. Als man zum zweiten Thor gelangte, mußte zum Hinabsteigen in die Tiefe Lampendocht gebraucht werden. Der Weg führte über einen sanft abschüssigen Boden hin. Nachdem man sich um eine Ecke gewendet hat, bemerkt man am Ende eines Seitenganges ein anderes Thor, das in ein Gemach von 64 Yards Länge und fast eben so viel Breite führt, als die oben angegebenen Gemächer haben.

Ueber dieses Gemach hinaus findet sich ein anderes, das demselben in jeder Hinsicht gleich ist, und sein Licht durch einige Fenster eines südlich liegenden Corridors bekommt, von dem man aus dem Gebäude ins Freie tritt. Man fand hier weder Basreliefs noch andere Verzierungen, auch überhaupt nichts Merkwürdiges.

Del Rio verfügte sich nunmehr mit seinen Arbeitern zu einem der Gebäude, welche gegen Süden auf einer gegen 40 Yards hohen Anhöhe stehen. Dieses, ein längliches Viereck bildendes Gebäude war in Hinsicht seiner Bauart dem erstern sehr ähnlich. Es hat viereckige Pfeiler, eine äussere Gallerie und einen grossen Saal von 10 Yards Länge und $3\frac{1}{2}$ Yards Breite. Auf der Vorderseite erblickt man mehre Weibergestalten mit Kindern auf den Armen, alle in natürli-

cher Gröfse als Basreliefs in Gyps ausgeführt. Allen fehlen die Köpfe. An den Ecken des Hauses befinden sich als Verzierungen eine Menge lächerlicher Zeichnungen.

An der innern Mauer der Gallerie und auf jeder Seite der zum grofsen Saale führenden Thüre sind 3 Steine befindlich, 3 Yards hoch, gegen 1 Yard breit, und alle mit Hieroglyphen, in Basrelief, bedeckt. Der ganze Saal, nebst der ganzen Gallerie hat einen steinernen Fußboden. Nachdem man dieses Gemach verlassen hat und durch die Trümmer noch einiger anderer gewandelt ist, die vielleicht auch blofs anstofsende Gebäude gewesen seyn mögen, führt ein Abhang zu einem kleinen Thale hinab, oder zu einem offenen Raume, wodurch man einen Zugang zu einem andern Gebäude in dieser Richtung erhält. In dieses tritt man durch einen Aufgang ebenfalls in eine Gallerie und einen Saal, die den vorhin beschriebenen in Absicht auf Gröfse, Bauart und Verzierungen mit Sinnbildern, ähnlich sind.

Oestlich von diesem Gebäude erheben sich drei kleine Anhöhen, die ein Dreieck bilden, auf deren jeder ein viereckiges Gebäude von 18 Yards Länge und 11 Yards Breite, in demselben Baustyl wie die vorhergehenden, steht. Sie sind mit dünnen Decken und mit mehreren 3 Yards hohen Aufsätzen versehen, die kleinen Thürmen ähnlich und mit Zierrathen und Gestalten in Gyps über und über bedeckt sind. In dem Innern des ersten von diesen drei Gebäuden stößt an das Ende einer schon fast ganz verfallnen Gallerie ein Saal

mit einem kleinen Gemach an jedem Ende. In der Mitte desselben erhebt sich eine Art Rednerbühne von etwas über 3 Yards Länge und Breite. Auf jeder Seite des Eingangs sieht man einen senkrecht aufgestellten Stein, auf welchem sich das Bild eines Mannes in Basrelief befindet. Der Fußboden ist völlig glatt und eben und 8 Zoll dick. Als del Rio beim Durchbrechen desselben ungefähr $\frac{1}{2}$ Yard tief eingedrungen war, fand er ein kleines, rundes, irdenes Gefäß, das einen Fuß im Durchmesser hatte und wagrecht mit einem andern von gleicher Beschaffenheit und Gröfse durch Kitt in Verbindung gesetzt war. Nachdem man noch $\frac{1}{4}$ Yard tiefer gegraben hatte, entdeckte man einen kreisförmigen Stein, der von bedeutend größerem Umfange als die vorigen Gegenstände war. Als man ihn wegnahm, zeigte sich eine walzenförmige Höhlung, gegen 1 Fuß weit und 1 Zoll tief, worin sich eine Lanzenspitze von Kieselstein, zwei kleine aber rund abgestumpfte Pyramiden, mit der Gestalt eines Herzens, aus einem dunkelfarbigen krystallartigen Stein, fanden. Auch befanden sich in eben dieser Vertiefung zwei kleine irdene Klappen oder eine Art Gefäße mit Deckeln voll kleiner Steine, und einer rothen Zinnoberkugel. Die Lage dieses unterirdischen Behälters befindet sich genau im Mittelpunkt der Rednerbühne, und in einem jeden der innern Winkel derselben, nach dem Eingange, giebt es gleichfalls eine der eben angezeigten ähnliche Höhlung.

Die zwei andern Gebäude sind von ähnlicher Bauart und

im Innern auf dieselbe Weise abgetheilt, wie das eine so eben beschriebene. Nur in Hinsicht auf die sinnbildlichen Darstellungen, in den Basreliefs auf den Steinen, weichen sie von einander ab.

Am Eingange der zweiten Rednerbühne bemerkte man zwei Zeichnungen, welche Männer vorstellten. Bei einer auch hier veranstalteten Nachgrabung entdeckte man eine Lanze von Kieselstein, zwei kegelförmige Pyramiden, die Gestalt eines Herzens und zwei irdene Klappen.

Die dritte Rednerbühne war gleich den andern zweien aus drei Steinen von gleicher Form und Grösse gebildet.

Was die nordwärts liegenden Gebäude betrifft: so waren sie fast ganz verfallen, und boten auch nur wenig Reliefs oder andere Verzierungen dar. Bloß in Hinsicht auf die Bauart zeigten sie einige geringe Abweichungen. Auch ein weiter nach Südwesten liegendes Gebäude stimmte in Betreff seiner Bauart mit den südlichen Gebäuden überein. Seine Abtheilungen bestanden in einem Corridor und einem Saal, der mit Basreliefs ausgeschmückt ist. Hier ward beim Nachgraben ein irdenes Gefäß gefunden, das aber in Stücken zerbrochen war und in welchem sich einige kleine Stücke Challa (der oben erwähnte dunkelfarbige krystallartige Stein, der in Mexico sehr häufig vorkommt) enthielt. Diese Stücke hatten die Form von Lanzetten oder dünnen Scheermesserklingen. Bei der nämlichen Nachgrabung fand man auch

einen irdenen Topf, der eine Menge von Knochen, Backen- und andern Zähnen enthält.

Diefs ist das Wesentlichste aus del Rio's Beschreibung dieser Ruinen. Wir geben nun auch einen Auszug aus der Eingangs erwähnten Abhandlung des Dr. Cabrera über den wahrscheinlichen Ursprung dieser Stadt und über die älteste Bevölkerung von Amerika überhaupt.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Ueber das Erdeessen einiger wilden Völker *).

Die Herren v. Humboldt und Bonpland hatten auf ihrer Reise durch die tropischen Länder Amerikas, als sie die Mission Uruana, am Orenoko - Strome (unter $7^{\circ} 8'$ nördl. Breite und $69^{\circ} 40'$ westl. Länge von Paris) besuchten, Gelegenheit, merkwürdige Beobachtungen über das Erdeessen der Otomaken, eines auf der niedrigsten Stufe der Gesittung stehenden amerikanischen Volkes anzustellen. So lange die Gewässer des Orenoko und seiner Zuflüsse niedrig sind, nähren sich diese Wilden von Fischen und Schildkröten. Sobald aber die Ueberschwemmungen des Orenoko eintreten, so hört der Fischfang beinahe ganz auf.

*) Aus v. Humboldts und Bonpland's Reise in die Aequinoctial - Gegenden des neuen Continents etc. IVter Band. Stuttgart, 1823.

Die Otomaken verschlucken alsdann, um ihren Hunger zu stillen, Erde in ungeheurer Menge. v. Humboldt fand in ihren Hütten 3 bis 4 Fuß hoch pyramidenförmig aufgeschichtete Haufen von Kugeln oder Erdklößen, welche 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hatten. Es war ein sehr feiner und schmieriger Thon, (bei ihnen Poya genannt,) von graugelber Farbe; da die Kugeln ein wenig am Feuer geröstet waren, so sah die harte Rinde, in Folge des beigemischten Eisenkalks, ein wenig röthlich aus. Der Chemiker Vauquelin hat Proben dieser von den Reisenden mit nach Hause gebrachten Erde zerlegt und gefunden, daß sie viel Kieselerde und etwa 3 bis 4 Hunderttheile Kalk enthält.

Dieses Erdeessen setzen die Otomaken zur Regenzeit mehre Monate fort. Sie essen aber nicht allen Thon ohne Unterschied, wie er ihnen vorkommt, sondern sie wählen die Schichten, welche der Fluß anschwemmt, und welche aus der schmierigsten und am feinsten anzufühlenden Erde bestehen. Der Missionär von Uruana bemerkte, daß die Otomaken diesen Thon weder faulen lassen, noch ihn mit Schildkröteneier-Oel oder mit Krokodil-Fett vermischen. Binnen 24 Stunden genießen sie $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{4}$ Pfund. Am auffallendsten ist, daß die Otomaken von diesem Erdeessen gar keinen Nachtheil für ihre Gesundheit verspüren. Sie werden nicht einmal mager dabei, sondern sind im Gegentheil sehr kräftig und bekommen auch keinen harten oder aufgetriebenen Bauch. In dem Augenblicke, wo sie die Erde verschlucken,

befeuchten sie dieselbe ein wenig. v. Humboldt konnte nicht ausmitteln, wie viel sie zu gleicher Zeit wöchentlich an Nahrungsmitteln aus dem Pflanzen- und Thierreiche zu sich nehmen; aber so viel bestätigte sich, daß sie das Gefühl von Sättigung, welches sie empfanden, einzig der Thonerde, und nicht der wenigen andern Nahrung, die sie von Zeit zu Zeit hinzufügen, beimessen. Diese besteht in einer Eidechse, einem auf dem Wasser schwimmenden Fisch, oder einer Farnkraut-Wurzel, deren man zufällig habhaft werden kann. Uebrigens essen die Ottomaken diese Erde, obwohl in geringern Gaben, auch das ganze übrige Jahr. Selbst beim reichlichsten Fischfang, während der trocknen Jahreszeit, mischen sie ihren Speisen, gleichsam als Gewürz, ein wenig Thonerde bei.

v. Humboldt bemerkt, daß er diese Gewohnheit des Erdeessens, obschon nicht so regelmäfsig und in so grofser Menge, auch bei andern Völkerstämmen dieser tropischen Länder angetroffen habe. Schon bei den Kindern zeigt sich diese seltsame Eßlust. Man ist öfters genöthigt, sie, wenn man sie allein läfst, entweder ganz einzuschliessen, oder ihnen die Hände festzubinden, um sie dadurch, wenn es gerechnet hat, vom Erdeessen abzuhalten. An den Ufern des Magdalenen-Stromes, im Dorfe Banco, sah unser Reisender indische Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt, welche von Zeit zu Zeit ein Stück Lehm verschluckten. Es waren keinesweges schwangere Weiber. Sie versicherten, daß sie

davon gar keinen Nachtheil empfänden. Doch zeigte sich anderwärts ein schädlicher Einfluß des Erdeessens auf die Gesundheit. In der Mission von San Borja sah man ein indisches Kind von dem Guahiba-Volke, welches zum Gerippe abgemagert war. Die Mutter sagte, daß das Kind seit vier Monaten fast nichts als Erde habe genießsen wollen.

Die Neger an den Küsten von Guinea in Afrika genießsen als Leckerbissen eine gelbliche Erde, der sie den Namen Caruac geben. Wenn sie als Slaven nach Amerika kommen, suchen sie sich den nämlichen Genuß zu verschaffen, und wählen, da sie die Caruac-Erde dort nicht antreffen, einen ihr ähnlichen, rothgelben (vulkanischen) Tuff. Er wird auf den Märkten Westindiens heimlich verkauft, und die Negersclaven zeigen sich, ungeachtet er sehr schwer zu verdauen ist und heftiges Magenweh verursacht, so begierig darnach, daß sie durch die härtesten Strafen nicht davon abgehalten werden können.

Auf der Insel Java im ostindischen Archipel sah Labillardière, zwischen Surabaya und Samarang, kleine viereckige und röthliche Kuchen verkaufen. Sie bestanden aus Thon, waren schwach über dem Feuer geröstet, und wurden von den Eingebornen gern gegessen. Diese nannten diese Erdkuchen Tanaampo oder Ampo. Leschenault, einer der Naturforscher der vom Capitain Baudin befehligten Reise nach den Australländern, verschaffte sich, bei seiner Anwesenheit in Java, genauere Nachrichten darüber.

„Es wird“ — sagt er — „die röthliche und etwas eisenhaltige Thonerde, welche die Einwohner von Java zuweilen als Leckerbissen geniessen, auf einem Eisenblech ausgebreitet, und, nachdem sie geröstet ist, ungefähr wie die Zimmtrinde zusammengerollt; sie heisst alsdann Ampo und wird auf den Märkten verkauft. Diese Masse besitzt einen, vom Rösten herrührenden, eigenthümlichen Geschmack; sie ist stark einsaugend, hängt sich an die Zunge an, und trocknet dieselbe. Fast nur die Weiber geniessen diese Erde, entweder zur Zeit der Schwangerschaft, oder um sich abzumagern; denn das Magerseyn wird hier zu Lande für schön gehalten. Der Genuß dieser Erde ist aber der Gesundheit schädlich; die Weiber verlieren allmählich die Eßlust und nehmen mit Widerwillen nur noch wenige Speise zu sich,“ etc.

Auch die wilden Bewohner von Neu-Caledonien in Australien, essen zur Zeit der Noth, um den Hunger zu stillen, grofse Stücke eines zerreiblichen Topfsteins. Vauquelin hat bei der Zerlegung dieses Minerals, aufser Talkerde und Kieselerde zu gleichen Theilen, eine geringe Menge Kupferoxyd darin gefunden. In Popayan und in mehreren Bergländern von Peru sahen v. Humboldt und sein Gefährte auf offnem Markte, neben andern Lebensmitteln, sehr fein zerriebenen Kalk verkaufen. Um davon Gebrauch zu machen, wird dieses Kalkpulver der Coca, d. h. den Blättern von *Erythroxylon peruvianum* beigemischt.

Die indischen Botenläufer geniefsen ganze Tage lang nichts anders als Kalk und Coca. Beide befördern die Absonderung des Speichels und des Magensaftes; sie stillen den Hunger, ohne dem Körper Nahrung zu verschaffen. In andern Theilen von Südamerika, auf den Küsten von Rio de la Hacha, verschlucken die Guajiros den Kalk für sich allein, ohne Beimischung von Pflanzentheilen. Sie führen immer eine kleine Büchse mit Kalk bei sich, wie man in Europa Tabakdosen, oder wie man in Asien Betelbüchsen mit sich führt. Diese amerikanische Sitte erregte schon die Aufmerksamkeit der ersten Entdecker. Der Kalk schwärzt die Zähne, und im indischen Archipel, wie bei den meisten amerikanischen Horden, gelten schwarze Zähne für schön. In den kalten Bezirken des Königreichs Quito, geniefsen die Einwohner von Tigua, aus Leckerhaftigkeit und ohne Nachtheil, eine mit quarzigem Sand vermischte, sehr feine Thonerde. Dieser im Wasser aufgelöste Thon macht dasselbe milchicht. Man trifft in ihren Hütten grofse Gefäfse voll solchen Wassers an, das zum Trinken dient. Auch in Deutschland finden sich Erdeesser. Die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser Berges in Thüringen streichen auf ihr Brod, statt der Butter, einen feinen Thon, welchen sie Steinbutter nennen. Sie halten ihn für sehr sättigend und leicht verdaulich.

Vergleicht man alle diese Thatsachen, fährt Hr. v. Humboldt fort, so findet es sich, dafs der unordentliche Appetit

für Thonerden, Bittererden und Kalkerden unter den Völkern der heißen Zone sehr allgemein angetroffen wird; daß derselbe nicht allezeit Krankheiten verursacht, und daß einzelne Stämme die Erde aus Leckerhaftigkeit essen, während andere dieselbe aus Noth und zur Stillung des Hungers verschlucken. Eine Menge physiologischer Erscheinungen beweis't, daß der Hunger für den Augenblick aufhören kann, wenn auch die der Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge dargebotenen Stoffe eigentlich gar nicht nährend sind. Die aus Thon- und Kieselerde bestehende Mischung, welche die Otomaken essen, liefert wahrscheinlich einen nur geringen oder gar keinen Beitrag zur Bildung der menschlichen Organe. Es enthalten diese Organe Kalk und Magnesit in den Knochen, in der Lymphe des Brustkanals, in dem Farbestoff des Blutes und in den weißen Haaren; sie enthalten nur sehr wenig Kieselerde in den schwarzen Haaren, und nach Vauquelin nur einige Atome von Thonerde in den Knochen, obgleich viele Pflanzenstoffe, die zu unserer Nahrung gehören, dieselbe in Menge enthalten.

Das Gefühl des Hungers darf nicht verwechselt werden mit der allgemeinen Empfindung von Schwäche, die vom Mangel der Ernährung und andern Ursachen herrührt. Das Gefühl des Hungers hört lange zuvor auf, ehe noch die Verdauung geschehen, oder der Speisesaft in Milchsaft verwandelt ist. Sein Aufhören ist entweder das Ergebniss eines nervösen und tonischen Eindrucks der Speisen auf die Magenwände, oder der

vermehrten Absonderung des Magensaftes, als Folge des Reizes der Schleimhäute, durch die den Magen anfüllenden Stoffe. Diesem tonischen Eindruck auf die Nerven des Magens können die schnellen und heilsamen Wirkungen der sogenannten nährenden Arzneistoffe, der Chokolade, und aller gelind reizenden und zugleich nahrhaften Stoffe beigerechnet werden. Wenn dagegen der genossene Stoff weder als eigentliches Nahrungsmittel noch als tonischer Reiz oder Gewürz angesehen werden kann: so ist die Stillung des Hungers wahrscheinlich nur das Ergebniss einer vermehrten Absonderung des Magensaftes. Wenn Katzen oder Hunde einen unverdaulichen Körper verschlucken, z. B. einen Kiesel, so sammelt sich in der Magenöhle ein schleimiger und saurer Saft, welcher seinen Bestandtheilen nach dem menschlichen Magensaft ähnlich ist. Diesennach ist es sehr wahrscheinlich, dass wenn der Mangel nährenden Speisen die Otomaken und die Neu-Kaledonier einen Theil des Jahres hindurch zum Verschlucken von Thon und Speckstein nöthigt, diese Erdarten in ihren Verdauungswerkzeugen eine stärkere Absonderung der gastrischen und pancreatischen Säfte (des Magen- und Gekrösdrüsen-Saftes) verursachen. Zwei junge Physiologen, die HH. Cloquet und Breschet, haben diese Annahme v. Humboldts neuerlich durch unmittelbare Versuche bestätigt. Sie haben, nachdem sie zuvor eine Zeitlang absichtlich Hunger gelitten hatten, bis auf 5 Unzen eines grünsilberfarbenen und sehr biegsamen Schiefertalkes gegessen.

Ihr Appetit war damit völlig gestillt, und sie verspürten keinerlei Nachtheil von einer Art Nahrung, an die ihre Organe noch durchaus gar nicht gewöhnt waren.

Unbegreiflich ist der vollkommene Gesundheitszustand der Otomaken während der Zeit, wo sie nur wenige Muskelbewegung vornehmen, und eine so ungewöhnliche Nahrung genießen. Denn wenn auch die Verdauung der Erde durch die vermehrte Absonderung des Magen- und Gekrösdrüsen-Saftes vermittelt wird: so sollte man doch glauben, daß diese vermehrten Absonderungen, da dem Körper selbst keine neuen Bestandtheile zugeführt werden, in die Länge ein Gefühl von Erschöpfung hervorbringen müßten. Wahrscheinlich kann das Räthselhafte dieser Erscheinung nur durch die seit so vielen Geschlechtsfolgen hervorgebrachte Gewohnheit erklärt werden.

Es giebt auch Thiere, die, wenn sie im Winter Hunger leiden müssen, Thon oder zerriebenen Speckstein verschlucken. Dieß thun die Wölfe im nordöstlichen Europa, die Rennthiere und auch die Rehe in Sibirien. An den Gestaden des Jenisey und des Amür bedienen sich die russischen Jäger einer thonartigen Masse, welche sie Felsbutter nennen, zum Köder. Die Thiere wittern dieselbe schon von weitem. Brown erzählt in seiner Geschichte von Jamaika, die Krokodile im südlichen Amerika verschlucken kleine Steine und Stücke von einem sehr harten Holz, wenn die Seen, worin sie ihren Aufenthalt haben, vertrocknet sind,

oder wenn sie keine Nahrung finden. In einem 11 Fuß langen Krokodil, welches die HH. v. Humboldt und Bonpland zergliederten, fanden sich außer mehreren halbverdauten Fischen abgerundete Granitstücke von 3 bis 4 Zoll Durchmesser, Es läßt sich kaum glauben, daß die Krokodile diese Steinmassen nur zufällig verschlingen. Die Indier haben die lächerliche Vermuthung ausgeheckt, diese tragen Thiere wollten sich dadurch gern schwer machen, um desto leichter unterzutauchen. Wahrscheinlich geschieht es bloß deshalb, um eine vermehrte Absonderung des Magensafts zu bewirken. Diese Versuche Magendie's sprechen für diese Erklärungsart. Die bekannte Sitte der körnerfressenden Vögel, aus dem Hühner- und Straußengeschlechte zumal, Sand und kleine Kieselsteine, so wie Kalk zu verschlucken, ist bisher einem instinktartigen Triebe zugeschrieben worden, um damit die Zerreibung der Nahrung in dem muskeligen und dichten Magen dieser Thiere zu befördern.

Merkwürdig sind die Untersuchungen, welche Gay Lussac und Thenard unter andern auch über die chemischen Bestandtheile des Stärkmehls und des Eichenholzes angestellt haben. Sie fanden nur geringe Abweichungen der Verhältnisse von Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff in beiden Körpern. Es enthalten nämlich 100 Theile

Stärkmehl		Eichenholz	
Sauerstoff	49,68	.	41,78
Kohlenstoff	43,55	.	52,53
Wasserstoff	6,77	.	5,69
	<hr/> 100,00		<hr/> 100,00

Es scheint nicht unmöglich, daß es der Scheidekunst einst gelingen könne, jene ungeheuern pflanzlichen Massen, jene verhärteten Fasergewebe, aus welchen die Baumstämme unserer Wälder bestehen, in Nahrungsstoff zu verwandeln. (Ist es ja doch den Chemikern unserer Tage bereits gelungen, Zucker aus Sägespänen zu bereiten.) Wichtig würde jedoch diese Entdeckung nur dann werden, wenn man zugleich ein einfaches und unkostbares Verfahren dazu erfände. In dieser, freilich unwahrscheinlichen, Voraussetzung müßte sie dann allerdings große Veränderungen in den Verhältnissen der Staatsgesellschaften, im Arbeitslohn, und in der Vertheilung der Bevölkerung über die Erde herbeiführen. Sie würde den Menschen unabhängiger machen, damit aber auch die Gesellschaftsbande auflösen, und die Grundfesten der Betriebsamkeit und Gesittung untergraben.

VII.

Die Pyrenäen.

Ueber das merkwürdige Gebirge der Pyrenäen haben wir vor Kurzem sehr schätzbare Belehrungen durch die Naturforscher J. von Charpentier und Friedrich Parrot erhalten.

Von Charpentier's 1823 zu Paris erschienenenes Werk: *Essai sur la Constitution géognostique des Pyrénées* (in 8. mit 1 Kupf. und 1 geognost. Charte) ist die Frucht einer vierjährigen Bereisung dieses Gebirges, welche der Verf. (ein Sohn des durch seine „Mineralogische Geographie von Sachsen“ bekannten vormaligen Oberberghauptmanns zu Freiberg, und ein Schüler Werners) in den Jahren 1808 bis 1812 in der Absicht unternahm, es in geognostischer Hinsicht genau kennen zu lernen. Es war im August 1808, als er in den Pyrenäen anlangte und zuerst das Thal von Baigorri, in dem französischen Departe-

ment der Nieder-Pyrenäen, zu seinem Aufenthalte wählte. Hier brachte er elf Monate zu, und machte während dieser Zeit häufige Ausflüge in die benachbarten Gegenden. Im Juli 1809 verließ er Baigorri und begab sich nach Angoumer, im Departement des Arriège, wo er beauftragt war, über die Erbauung eines Hammerwerks auf catalonische Art (*une forge à la catalane*) die Aufsicht zu führen, und die verschiedenen Erzsichten dieser Gegend zu untersuchen. Während eines Aufenthalts von dreizehn Monaten hatte v. Charpentier vielfache Gelegenheit, jenen Theil der Pyrenäen, welcher zwischen den Thälern der Garonne und des Arriège liegt, aufs genaueste zu durchforschen. Obschon zu Ende des Augusts 1810 der Zweck seines Aufenthalts in Angoumer erreicht war, so blieb er gleichwohl noch zwei Jahre in den Pyrenäen, fast ganz damit beschäftigt, die Gegenden, welche er bisher nicht hatte besuchen können, zu durchwandern oder auch noch ein Mal zu den schon besuchten Punkten zurückzukehren, um manches früher Beobachtete zu berichtigen oder zu ergänzen. Den Winter von 1810 und 1811 verbrachte er in Toulouse, wo er seine bis dahin gemachten Beobachtungen und Aufzeichnungen ordnete und zum Druck vorbereitete. Leider erlaubte ihm der damalige Krieg zwischen Frankreich und Spanien nicht, sich tief in den spanischen Antheil der Pyrenäen hineinzuwagen und seine Beobachtungen so wie seine geognostische Charte umfassen daher zunächst nur den nördlichen Abhang dieses Gebirges.

Ungeachtet v. Charpentiers Zweck bei seiner Bereisung der Pyrenäen hauptsächlich nur die Erforschung der physischen und geognostischen Beschaffenheit derselben war: so unterliefs er dennoch nicht, seine Aufmerksamkeit auch auf andere beachtungswerthe Gegenstände zu richten, und er wird die Ergebnisse dieser Beobachtungen in einem besondern Werke mittheilen, welches sich über die Topographie der Pyrenäen, so wie über die Sitten, Gebräuche und Sprachen seiner Bewohner verbreiten soll. Wir werden zu seiner Zeit darüber berichten.

Parrot (der Sohn des k. russ. Collegienraths und Professors der Physik zu Dorpat; der nämliche, welcher im Jahre 1811 mit Engelhardt den Kaukasus bereiste) trat seine Wanderung nach den Pyrenäen im Sommer 1817 an und hatte dabei die Absicht, dieses Gebirge in Bezug auf die Schneegränze, den Pflanzenwuchs, die Gebirgsbildung und barometrische Höhenbestimmungen zu bereisen. Eine Beschreibung dieser Reise enthalten die Naturwissenschaftlichen Abhandlungen aus Dorpat. Erster Band. (Berlin, 1823. in 8. Mit illuminirten und schwarzen Kupfern.) Zu Fuß, ohne große Vorbereitungen, noch mit den nämlichen Werkzeugen versehen, welche ihm so eben auf einer Reise im Rosa - Gebirge gedient hatten, machte sich Dr. Parrot über Straßburg und Lyon auf den Weg durch das südliche Frankreich, wo er am 22. August Toulouse erreichte. Von hier wandte er

sich nach Bayonne, und stieg so allmählich von dem tiefsten Punkte an der Küste bis zu dem Gipfel des Montperdu empor, welchen er in der zweiten Hälfte des Septembers erreichte. Von hier aus wandte er sich nach der Maladetta und bestieg, der Erste unter allen Reisenden, deren Gipfel am 28. Sept. Der fernere Weg ging über das Thal von Bagnères, zu den Mineralquellen von Ax, (Acqs) bis endlich am 27. Oktober in der Nähe von Perpignan die letzte Barometer-Beobachtung am Mittelländischen Meere den Beschluß der Reise machte.

So kurz diese war, so scheint Parrot dennoch in Absicht auf die Naturbeschaffenheit der Pyrenäen sehr viel neue Entdeckungen und anziehende Beobachtungen gemacht zu haben, und es müßte von großem Nutzen für die Naturwissenschaft seyn, sie mit den vierjährigen Beobachtungen v. Charpentiers zu vergleichen. Unter andern sagt Parrot sehr viel Neues über den Gebrauch des Barometers und die mittelst desselben angestellten Beobachtungen. Da jedoch der Inhalt dieses Taschenbuchs weniger naturwissenschaftlich als geographisch seyn soll: so müssen wir uns begnügen, hier bloß eine Allgemeine Uebersicht der Pyrenäen nach von Charpentiers Werk zu liefern und aus Parrots Reiseberichte einzelne bemerkenswerthe Stellen auszuheben.

Man belegt gemeiniglich mit dem Namen der Pyrenäen jene die spanische und portugiesische Halbinsel von Frankreich trennende Gebirgskette, welche sich, in der Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest, vom Vorgebirge C r' e u s bei Rosa, an der Küste des Mittelländischen Meeres, bis zu der Spitze von Figuera, bei F u e n t e r a b i a, am Atlantischen Ozean, ausdehnt und zwischen $42^{\circ} 26'$ und $43^{\circ} 23'$ nördlicher Breite, so wie zwischen $16^{\circ} 52'$ und $20^{\circ} 50'$ östlicher Länge von Ferro liegt. Da die beiden Enden der Pyrenäen ans Meer stoßen, so scheint dieses Gebirge ein für sich bestehendes, abgesondertes Ganzes zu bilden. Allein die genauere Betrachtung der Oberfläche von Frankreich und Spanien zeigt, daß sie östlich durch das Schwarze Gebirge und die Sevens in Frankreich mit den Alpen zusammenhangen, und westlich sich bis zum Cap Ortegal in Galizien erstrecken. Das scheinbare Ende der Pyrenäen bei der Spitze von Figuera ist nichts weiter als das Ende eines Seitenastes, der in der Tiefe des Thales von Bastan von der Hauptkette ausläuft. Die Verbindung mit dem Schwarzen Gebirge und den Sevens wird indeß mittelst eines, in der Tiefe des Tetathales, in der französischen Cerdagne, von der Hauptkette auslaufenden Seitenastes (des Gebirges von Albères) bewerkstelligt. Ungeachtet jener westlichen Fortsetzung nach dem Cap Ortegal hin, bleibt v. Charpentier dem eingeführten Sprachgebrauche treu, und nennt, wie alle bis-

herige Erdbeschreiber, Pyrenäen das Gebirge zwischen dem Cap Creus und der Spitze von Fuenterrabia.

Dieses Gebirge bildet nicht nur die natürliche, sondern auch die politische Gränze zwischen Frankreich und Spanien, so zwar, daß diese im Allgemeinen dem Rücken des Gebirges oder der Wasserscheide folgt, und also der nördliche Abhang zu Frankreich, der südliche aber zu Spanien gehört. Ausnahmen davon machen das Thal von Carol und die ganze französische Cerdagne, so wie der obere Theil des Thals von Alescoa, welche, obwohl am südlichen Abhange, zu Frankreich gehören, und die am nördlichen Abhange befindlichen Thäler von Bastan und der Bidassoa, von Arran und Lusaide, welche spanisch sind. Von französischer Seite gehören zu den Pyrenäen die Departements der Oestlichen, Oberrn und Unterrn Pyrenäen, des Arriège und der Oberrn Garonne. Zum Departement der Aude gehören die Seitenäste des Hauptgebirges, welche dasselbe mit dem Schwarzen Gebirge verbinden. Die spanischen bis an den Pyrenäenkamm sich ausdehnenden Landschaften sind Catalonien, Aragonien, Ober-Navarra und Biscaya.

Die Länge der ganzen Hauptkette ist etwa 85 französische Lieues. Die Breite ist verschieden, und beträchtlicher in der Mitte als an den Enden. Man kann sie im Allgemeinen zu 20 Lieues annehmen. Der ganze von den Pyrenäen bedeckte Flächenraum beträgt 1198 Geviert-Lieues.

Von welcher Seite her man auch nach den Pyrenäen reisen möge, so erblickt man sie überall schon in weiter Ferne. Den schönsten und umfassendsten Anblick hat man in und bei T o u l o u s e , vorzüglich auf den P e c h - D a v i d - H ü g e l n , etwa eine halbe teutsche Meile südlich von dieser Stadt und am rechten Ufer der G a r o n n e . Hier befindet man sich fast dem Mittelpunkt der ganzen Kette gegenüber und man kann sie bei heiterm Himmel in einer Ausdehnung von mehr als 50 Lieues, nämlich vom C a n i g o u , im Departement der Oestlichen Pyrenäen, bis zu den das T h a l von O s s a n beherrschenden Bergen im Departement der Nieder-Pyrenäen, verfolgen. In Bezug auf den Horizont erblickt sie das Auge unter einem Winkel von $101^{\circ} 46'$.

Je nach den Tages- und Jahreszeiten, so wie nach der Beschaffenheit der Atmosphäre, ist auch dieser Anblick der Pyrenäen verschieden. Nur selten ist die Luft so rein, daß man sie in ihrer ganzen so eben beschriebnen Ausdehnung erblicken kann. Am öftersten sieht man noch den östlichen und mittlern Theil; der westliche ist fast immer in Dünste eingehüllt. Am schönsten und vollständigsten erscheinen die Pyrenäen im Frühling und Spätherbst, besonders des Morgens und Abends, und einen oder zwei Tage vor und nach dem Eintritte des Südwindes (vent d'autan). Bei West- und Nordwind sind sie in der Regel bedeckt.

Die Richtung, nach welcher sich die Pyrenäen erstrecken, geht, wie schon bemerkt, von O s t s ü d o s t nach

Westnordwest, so daß sie mit der Mittagslinie einen Winkel von etwa 112° macht. Indessen bildet diese Richtung keineswegs eine ununterbrochne, gerade fortgehende Linie, sondern sie ist aus zwei Linien zusammengesetzt, die zwar, wenn man die eine verlängert, einander gleich laufen, deren keine aber die Fortsetzung der andern ist. Ungefähr in der Hälfte weicht nämlich der westliche Theil der Pyrenäen-Kette plötzlich um etwa 16000 Klafter nach Süden ab, und setzt nun erst seine Richtung nach Westnordwest fort. Wollte man also die Richtungslinien beider Kämme, des westlichen und des östlichen, verlängern: so würden sie zwei Parallellinien bilden, die um 16000 Klafter von einander entfernt wären. Doch darf man nicht glauben, daß an der angegebenen Stelle etwa eine Durchbrechung oder Zerreißung des Gebirges Statt finde. Der Kamm läuft vielmehr ununterbrochen fort, nur daß er, wie gesagt, einen fast rechtwinkeligen Ellbogen macht. Die Garonne, der schönste der auf den Pyrenäen entspringenden Flüsse, hat ihre Quellen auf jenem sich nach Süden zurückbiegenden Theile des Kamines; so daß das Thal dieses Flusses die Gränze der östlichen Kammhälfte bildet.

Von den Pyrenäen laufen sowohl nach Süden als nach Norden zahlreiche Aeste aus, die in dem Maße, als sie sich von der Hauptkette entfernen, immer niedriger werden, und sich endlich in den französischen und spanischen Ebenen verlieren. Doch giebt es auch, als Ausnahmen von dieser Regel, solche Aeste, welche bis in weite Ferne hin

eine ansehnliche Höhe behaupten und dann plötzlich nach der Ebene abfallen; andere hören schon in einer sehr geringen Entfernung von der Hauptkette auf. Fast alle diese Aeste bilden mit der Hauptkette einen beinahe rechten Winkel, so daß sie sich zu ihr fast wie die Rippen zum Rückgrat verhalten. Bevor ein solcher Ast die Ebene erreicht, theilt er sich in mehrere Zweige, die sich wieder ihrerseits in mehrere kleinere verlaufen; eine Erscheinung, die wir übrigens fast bei allen großen Gebirgen finden.

Außer den erwähnten, unmittelbar von der Hauptkette rechtwinkelig auslaufenden Seitenästen, bemerkt man auch eine kleine Zahl von Ketten, die beinahe mit der Hauptkette parallel gehen. Einige sind von den Seitenästen ganz abgesondert, so daß man sie nicht als Verzweigungen derselben ansehen kann. Diese Parallel- oder Nebenketten sind indeß von keiner so großen Ausdehnung, daß man sie mit denen der Alpen und des Jura vergleichen könnte; doch kommen sie darin mit diesen überein, daß sie meist aus einem einzigen Felsensystem bestehen. Sie sind mehr in der Nähe des Fußes als des Kammes anzutreffen und ihr nördlicher Abhang verläuft sich meistens unmittelbar in die Ebene oder in die vor den Pyrenäen liegenden Hügel. Es giebt, wie gesagt, nicht viele solcher Nebenketten, und die bemerkenswerthesten findet man in den Departements des Arriège und der Nieder-Pyrenäen, z. B. jene, welche von der kleinen Stadt Ax bis zum Dorfe Bonpas,

unterhalb Tarascan, das nördliche Arriège - Thal bildet, und deren höchster Punkt der Pic von Saint - Barthé - lemy ist. Sie besteht fast ganz aus Granit, auf welchen nur am westlichen Ende Uebergangs - und Flötzgebirge aufgelagert sind.

Derjenige Punkt der Hauptkette, von welchem nach entgegengesetzten Seiten zwei Aeste auslaufen, ist gewöhnlich durch eine merkliche Erhöhung des Kammes, und der Anfang zweier entgegengesetzten Thäler durch eine merkliche Vertiefung ausgezeichnet. Diese Letztern bilden die natürlichen Uebergänge über den Kamm der Pyrenäen, von dem einen Abhange zu dem andern. In den Alpen und an den beiden Enden der Pyrenäen (im Departement der Oestlichen und der Nieder - Pyrenäen), heisst ein solcher Uebergang Col, in der Mitte derselben aber (oder im Departement des Arriège, der Ober - Garonne und der Obern Pyrenäen) heisst er Port. In Nieder - Navarra nennt man den Col mit einem baskischen Worte Lepoa, welches buchstäblich, gleich dem französishhen Worte col (cou), Hals bedeutet. Die Namen Portillon, Cot, Hourque, Hourquette, Fourque, Fourquette, Porte, Brèche u. a., mit welchen man ebenfalls jene Uebergänge bezeichnet, gehören den dortigen Volksmundarten (dem Patois) an, und drücken zum Theil auch Nebengriffe der Form, der Höhe, des häufigern oder seltnern Gebrauchs (der Frequenz) aus; so ist z. B. Portillon das Verkleinerungswort von Port.

In einem weitem Sinne versteht man unter Port und Col überhaupt jeden Uebergang über die Pyrenäen, nicht bloß über die Hauptkette, sondern auch über die Seitenäste und Nebenkette; manche solcher Pässe gehen auch nicht durch die oben beschriebenen Vertiefungen, sondern gerade über die Kämme weg.

Im Allgemeinen ist der südliche Abhang der Pyrenäen viel steiler als der nördliche, so daß sie daher auch von der französischen Seite weit leichter zu ersteigen sind als von der spanischen.

Eben so ist auch die Abdachung des östlichen Endes steiler als die des westlichen. Schon in einer Entfernung von 13 Lieues vom Mittelländischen Meere erhebt sich das Gebirge bis zu 1400 Klafter Höhe, während es am Atlantischen Meere erst in einer Entfernung von 22 Lieues diese Höhe erreicht.

Die Pyrenäen enthalten eine große Anzahl von Thälern. Alle großen Thäler sind hier Quer-Thäler. Sie beginnen bei einem Col auf dem Kamm der Hauptkette und machen, indem sie sich von hier nord- oder südwärts wenden, mit demselben einen beinahe rechten Winkel. Ausnahmen sind die Thäler des Tech, der Teta, das Arriège, und der Bidassoa, welche ziemlich spitzige Winkel mit der Richtung der Hauptkette machen.

Die längsten Thäler trifft man um den Mittelpunkt der Pyrenäen an, nämlich des Garonne-Thal und das von

Lavedan, von dem Gave *) Béarnais durchflossen, der bei Pau vorbeifließt und sich 6 Lieues oberhalb Bayonne in den Adour ergießt. Jenes ist etwa 15 und dieses 13 Lieues lang.

Die Längenthäler (deren Richtung der Hauptkette parallel ist) sind von geringer Ausdehnung, und oft nichts weiter als bloße Schluchten oder Klüfte. Die ansehnlichsten sind noch die von Massat (oder Soulan) und Bastan, in welchem Letztern sich die berühmten Bäder von Barèges befinden **). Beide Thäler mögen 6 bis 7 Lieues lang seyn.

Jedes Pyrenäen-Thal bietet den Anblick einer Reihenfolge von Becken und Thalengen dar. In den Becken, d. h. an den Stellen, wo das Thal merklich breiter und weiter wird, ist die Nelgung des Bodens nicht beträchtlich und der Fluß hat einen langsamen, oft gekrümmten Lauf. In

*) In dem ganzen Antheil der französischen Pyrenäen, wo die romanischen (aus der Vermischung des Lateinischen mit den Sprachen der eingewanderten Völker entstandenen) Mundarten gesprochen werden, ist Gave die Benennung der kleinern und mittlern Flüsse. S. F. Parrots Reise, a. a. O. S. 213.

D. H.

**) Ein anderes Thal von Bastan enthalten die westlichen Pyrenäen; es gehört zu Spanien; das obige dagegen zu Frankreich.

D. H.

den Thalengen aber, d. h. an den Orten, wo die beiden Wände des Thals sehr nahe an einander treten und dem Wasser nur einen schmalen Weg zum Durchströmen übrig lassen, ist der Abhang des Bodens stärker und der Fluß strömt mit Heftigkeit hindurch.

In dem obern Theile der meisten Thäler sind die Becken immer beträchtlich, eines über dem andern, erhöht, so daß der Fluß, indem er von dem obern ins niedere strömt, wenn nicht einen förmlichen Wasserfall, doch eine Stromschnelle bildet. Diese Thäler steigen daher nicht gleichförmig, sondern mehr stufen- oder absatzweise von der Ebene zu dem Kamm des Gebirges empor. In den untern Gegenden der Pyrenäen-Thäler sind diese Absätze nur noch selten deutlich wahrzunehmen; man kann aber auf ihr ehemaliges Vorhandenseyn aus den noch bestehenden Thalengen, aus dem stärkern Abhänge des Bodens und aus der Menge auf- und angeschwemmter Massen schließen, welche das Wasser in diesen untern Gegenden abgesetzt hat.

Vorzüglich reich an Wasserfällen ist das Thal von Caute rez; obwohl in andern Thälern seltner, giebt es doch einige darunter, welche eine senkrechte Höhe von 100 bis 150 Klafter haben, z. B. der Fall von Las Manieros im Thale von Vicdessos, und der von Seculejo im Thale von Larboust.

Die Becken in den obern Theilen der Pyrenäen-Thäler enthalten häufig einen oder mehrere Seen. Die meisten

findet man am nördlichen Abhange des Gebirges; am südlichen bietet der steilere Abfall dem Wasser weniger Raum und Gelegenheit dar, sich in Becken anzusammeln. Wenn diese Seen sehr hoch über der Schneelinie liegen und gegen die Sonnenstrahlen und warmen Winde geschützt sind: so sind sie das ganze Jahr oder wenigstens den größten Theil desselben, mit Eis bedeckt. Hierher gehören die Seen des Port's von Oo und des Portillon von Oo, welche niemals, und der See vom Mont-Perdu, so wie die von Estom-Soubiran, im Thal von Cauterez, welche erst zu Ende des August aufthauen.

Auch in den leeren Becken, die gegenwärtig kein anderes Wasser aufzuweisen haben, als den Fluß oder Bach, der es durchströmt, bemerkt man deutliche Spuren, daß sie in frühern Zeiten gleichfalls Seen gewesen sind. Der nicht selten morastige und torfige Boden; die Auswaschungen an den Felsen der Thalwände, oft in bedeutender Höhe, endlich die Art, wie der Fluß diese Becken verläßt, nämlich durch eine schmale und tiefe Felsenspalte, sind unwiderlegbare Beweise, daß diese Becken ehemals nach allen Seiten gleichsam verschlossen gewesen und erst trocken gelegt worden sind, als es den Gewässern gelang, an irgend einer schwachen Stelle des Damms einen Durchbruch zu bewirken.

Eine Vereinigung mehrer Thäler und Schluchten mit einem andern Thale findet nur da Statt, wo dieses ein Becken bildet. Man kann in den Pyrenäen es fast als allgemeine

Regel aufstellen, daß die Gröfse eines Beckens zu der Anzahl und Gröfse der sich darein mündenden andern Thäler und Schluchten in geradem Verhältnifs steht. So findet man auch an der Stelle, oder in der Nähe derselben, wo ein Thal plötzlich seine Richtung verändert, gewöhnlich ein Becken.

Die grössten Becken der Pyrenäen-Thäler haben selten mehr als 6000 Klafter Länge und 2000 Klafter Breite. Dergleichen sind das prächtige Becken von Argeliez im Lavedan-Thale, so wie die von Bagnères im Luchon-Thale und von Bedous im Aspe-Thale. Man findet die grössten Becken hauptsächlich in den untern Thalgegenden, und eben hier finden sich auch die meisten Vereinigungspunkte anderer Thäler und Schluchten. Daraus folgt, daß im Allgemeinen jedes Thal nach seinem Ende hin breiter ist als in den obern Gegenden, wo die meisten Thäler so schmal sind, daß der hindurchströmende Fluß den ganzen Boden derselben einnimmt *).

*) Solche Becken, vormalige grofse Wasserbehälter oder Seen, giebt es nicht blofs in den Pyrenäen, sondern überhaupt in allen Gebirgsgegenden. Ebel hat in seinem bekannten Werke: Ueber den Bau der Erde in dem Alpen-Gebirge etc. (Zürch; 1808) auf diejenigen aufmerksam gemacht, welche die Alpen aufzuweisen haben. Auch anderwärts finden wir Spuren ehemaliger grofser Seen. Der Rhein z. B. bildete

Die Gebirge, welche ein Thal zu beiden Seiten ein-
fassen, bieten nur selten den Anblick eines vom Fufs bis
zum Gipfel sich ununterbrochen und gleichförmig erhebenden
Abhanges dar. Gewöhnlich besteht ein solcher Abhang aus
mehren stufenweise über einander sich erhebenden Abdachun-
gen, und den Absatz bildet eine mehr oder weniger breite
und wagrechte Ebene (Platau). Die Zahl und Gröfse dieser
Abdachungen und Hochebenen ist verschieden und hängt von der

einst von Basel bis Bingen unterhalb Mainz, einen See
von mehr als 90 Stunden Länge. Das jetzige Bingerloch
ist der Punkt, wo das Gewässer den ihm entgegenstehenden
Damm durchbrach und nun abfließen konnte. Baiern,
Oestreich und Nieder - Ungarn waren ähnliche grofse
Seen oder vielmehr Binnenmeere. Der Boden dieser Länder
wurde trocken gelegt, als die Gewässer zwischen dem Banat
und Servien, unterhalb der jetzigen Donau - Insel Moldawa
in der Nachbarschaft von Belgrad, den Gebirgsdamm durch-
brachen und in das Schwarze Meer abflossen. In dem
tiefsten Theile dieser Becken blieb das Bett der Donau zurück.
Ehe die Elbe bei Hirns kretsch en in Böhmen das Ge-
birge durchbrach, und nach Sachsen abfloss, war auch Böh-
men ein grofser See. Unterhalb Pirna bildete die Elbe bis
nach Meissen hinab einen zweiten See u. s. w. Man sehe
den XXIVsten Abschnitt im Vten Bande meines Gemäldes
der physischen Welt, welcher die Geschichte der Erd-
oberfläche enthält.

D. H.

Höhe des Gebirges, so wie von der Beschaffenheit der Felsenmassen ab. — Auf der ersten oder untersten Hochebene liegen die höchsten Pyrenäen-Dörfer. — Sehr häufig bemerkt man, daß eine solche Hochebene, welche längs der einen Wand des Thales hinläuft, vollkommen einer andern Hochebene auf der gegenüber liegenden Thalwand entspricht, d. h. mit ihr gleiche Höhe hat. Dieß beweist, daß der Thalgrund ehemals eben so hoch gewesen ist als diese Ebenen jetzt sind, und daß das Wasser sich nach und nach ein tieferes, obwohl schmaleres Bette gegraben hat.

Am deutlichsten sind diese Verhältnisse der Abdachungen und Hochebenen in den obern Bezirken der Thäler ausgeprägt; in den untern Gegenden nach dem Ende des Thales hin sind die Gebirgsmassen oft so zerstört, daß sich jene Absätze nicht mehr wahrnehmen lassen.

Bei vielen Pyrenäen-Thälern sieht man an dem Orte ihrer Entstehung; anstatt einer steil abfallenden und engen Schlucht, oder einer Reihe kleiner Becken, die, wie so eben beschrieben worden, stufenweise eines über dem andern bis zum Gebirgskamm ansteigen, ein einziges Becken von mehr oder weniger Ausdehnung, welches nach drei Seiten hin von einer Felsenmauer eingeschlossen und nur auf der vierten geöffnet ist, oder auf derjenigen, welche den Anfang des Thales bildet. Diese Art von Becken ist oft sehr tief, d. h. die es umgebenden Felsenmauern sind oft sehr hoch. Gemeiniglich erhebt sich über den Letztern noch eine steile

Böschung (Talus) und über dieser eine zweite Gebirgswand, die dann ohne Unterbrechung bis an den Kamm des Gebirges reicht. Man kann daher diese Becken mit einem Amphitheater oder Circus vergleichen. Die Bergbewohner nennen sie Oule oder Houle, ein Wort, welches in ihrer Mundart soviel als Fleischtopf bedeutet.

Das schönste unter allen diesen Becken ist die berühmte Oule von Gavarnie, am Anfange des Barèges - Thales. Sie gehört zwar nicht unter die größten der Pyrenäen, aber ihre Wände erheben sich zu einer vorzüglichen Höhe und sind am besten erhalten, während sie bei den meisten andern Becken sehr verfallen sind. Das Becken von Troumouse, der Anfang des Héas - Thales, ist größer als das vorige, aber nicht so tief.

Der Hauptkamm der Pyrenäen bildet, wie oben gezeigt worden, die Wasserscheide zwischen Frankreich und Spanien. Die nach Spanien oder den südlichen Abhang hinab fließenden Gewässer fallen in den Ebro, mit Ausnahme des Muga, des Ter und des Rigart, welche unmittelbar in das Mittelländische Meer fließen.

Die nach Frankreich oder den nördlichen Abhang hinab strömenden Flüsse führen ihre Gewässer theils ins Mittelländische, theils ins Atlantische Meer, und zwar so, daß die Aude und alle östlich von ihr befindlichen Flüsse sich in jenes, die übrigen aber von dem Arriège an bis zur Bidassoa, in dieses münden. Doch fließen nur

die G a r o n n e, der A d o u r und die B i d a s s o a unmittelbar in den Ocean; die übrigen sind Nebenflüsse der G a r o n n e und des A d o u r. Als Wasserscheide zwischen den ins Mittelländische Meer und den ins Atlantische fließenden Gewässern des nördlichen Pyrenäen-Abhanges kann man das Schwarze Gebirge betrachten, welches die Pyrenäen mit den S e v e n n e n verbindet.

Die G a r o n n e, der schönste Fluß der Pyrenäen, entspringt am Anfange des A r r a n - Thales, in der Bergreihe, welche, wie wir oben gesehen haben, die westliche Pyrenäen-Kette mit der östlichen verbindet. Ihre Nebenflüsse sind der A r r i è g e, der S a l l a t, der G e r s, und die N e s t e v o n A u r e (Neste d'Aure).

Der A d o u r entspringt auf einem Nebenjoch, welches in dem höchsten Theile des Hauptjoches von diesem ausläuft. Nachdem er das schöne Thal von C a m p a n bewässert hat, betritt er die Ebene von T a r b e s, wendet sich in verschiedenen Krümmungen Anfangs nach Norden, dann aber nach Nordwesten, um sich, eine Lieue unterhalb B a y o n n e, in das Atlantische Meer zu ergießen. Er empfängt auf diesem Wege die Gewässer aller Flüsse, welche sich zwischen dem A u r e - und B i d a s s o a - Thale befinden.

Die kleine B i d a s s o a hat ihre Quelle am Col von B e r d a r i t z, am Anfange des B a s t a n - Thales, nimmt auf ihrem kurzen Laufe keine andern Gewässer als die kleinen

Gießbäche ihrer Seitenschluchten auf und stürzt sich bei *Fuenterabia* gleichfalls ins Atlantische Meer.

Alle Flüsse und Bäche der Pyrenäen erhalten ihr Wasser aus Quellen. Ihre Vergrößerung durch geschmolzene Schneemassen und Glätscher ist unbedeutend und findet nur im Anfange des Sommers Statt. Es giebt überhaupt wenig Glätscher in den Pyrenäen, und sie sind zu klein, als daß das Wasser, welches sie beim Aufthauen liefern, mit dem verglichen werden könnte, welches die zahlreichen Quellen dieser Gebirge hervorbringen. Daher haben auch alle Flüsse und Bäche hier im Allgemeinen ein sehr reines Wasser, und sind nicht so weißlich und trüb, wie die meisten Alpenflüsse. Selbst jene Bäche, welche unmittelbar aus den Glätschern hervorbrechen, sind sehr klar und viel weniger getrübt als die von den Schweizer-Glätschern. Ohne Zweifel rührt dieß von der besondern Lage der Glätscher her. Die Alpen-Glätscher sind oft in tiefe Thäler eingezwängt, rechts und links von hohen und steilen Bergen beherrscht, welche häufigen Zerstörungen unterworfen sind. Das Herabstürzen der verwitterten und zertrümmerten Massen verbreitet über die Glätscher eine Masse von feinen Staub, welcher sich mit dem Schnee vermischt und die aus ihm hervorquellenden Gewässer verunreinigt. In den Pyrenäen aber findet dieses, wie wir weiter unten sehen werden, nicht Statt.

Was die Höhe der Pyrenäen betrifft, so ist im Allgemeinen, wie in andern Gebirgen, der Kamm der Haupt-

kette der höchste Theil derselben. Indessen giebt es einzelne Neben- und Seitenketten, welche der Hauptkette an Höhe nicht nur gleichkommen, sondern sie zum Theil an einzelnen Punkten noch übertreffen. Es muß sogar bemerkt werden, daß die höchsten Berge der Pyrenäen größtentheils nicht zum Kamm der Hauptkette, sondern zu dem einer Seiten- oder Nebenkette gehören, und also auf einem der Abhänge des Gebirges, freilich nur in geringer Entfernung von der Hauptkette, liegen. Beispiele sind der Mont-Perdu (Verlorne Berg), die Punta (Spitze) de Lardana und die Maladetta (Verwünschte Berg), welche am südlichen Abhänge liegen, so wie der Canigou, der Roc Blanc (Weisse Felsen), der Pic (das Horn) de St. Barthélemy, der Ealm, der Pic du midi de Bigorre und der Pic du midi d'Ossau (die Mittagshörner von Bigorre und Ossau), der Mouné, u. s. w., welche zu Frankreich gehören.

Der Pic de St. Barthélemy, der Canigou, und der Pic du midi de Bigorre liegen am weitesten von dem Kamme der Hauptkette, und reichen zum Theil mit ihrem Fusse bis in die Ebene. Diese abgesonderte Lage ist die Ursache, warum man sie ehemals für weit höher gehalten hat als mehre hinter ihnen liegende Berge, und sogar den Canigou und das Mittagshorn von Bigorre für die höchsten Punkte der Pyrenäen erklärt hat. Erst die trigonometrischen Messungen der Herren Reboul und Vidal in den Jahren 1786 bis 1789, und die barometrischen des

Hrn. R a m o n d haben diese Irrthümer berichtigt. Auch Hr. Méchain hat viel dazu beigetragen und ist die Veranlassung gewesen, daß die erstgenannten zwei Gelehrten später ihre gesammte Messung von neuem durchgesehen und viele Punkte noch genauer bestimmt haben. Hr. v. Charpentier giebt nach diesen letzten Verbesserungen und nach seinen eignen Messungen mittelst des Barometers ein Höhen - Verzeichniss der Pyrenäen, aus welcher wir hier die vornehmsten Punkte ausheben wollen.

Die Maladetta (oder vielmehr das östliche Horn derselben, Pic de Nethou oder d'Anethou) . . .	1787	franz. Klaftern oder Toisen.
Der Pic Posets oder Las Posets dem Port von Oo gegenüber, am südlichen Abhange, . . .	1764	-
Der Mont Perdu . . .	1747	-
Der Cylindre du Marboré . . .	1729	-
Der Vignemale, am Anfange des Thales von Cauterez und des kleinen Thales von Ossonne, auf dem Hauptkamme . . .	1721	-
Der Pic de la Cascade . . .	1681	-
Der Montcalm, auf dem Hauptkamme, im Thal von Vicdessos, . . .	1660	-
Der Pic von Campbiel zwischen dem Aure- und Lavedan-Thale .	1660	-

Der Pic - Long, zwischen den näm-		
lichen Thälern	1656	franz. Klaftern
Die Crabioules, am Anfange des		oder Toisen.
Lys - Thales, auf dem Hauptkamme	1650	-
Der Taillon, zwischen der Rolands-		
Bresche und dem Port von Ga-		
varnië	1649	-
Der Troumouse - Berg	1642	-
Der Pic von Néouvielle, zwischen		
dem Couplan - und Bastan -		
Thale	1616	-
Der Pic von Badescure, am Anfange		
des kleinen Bun - Thales	1615	-
Die Tuque de Maupas, im Lys -		
Thale	1615	-
Der Pic Som de Soube	1607	-
Der Pic Quairat, zwischen dem		
Larboust und Lys - Thale	1585	-
Der Pic oder Mail de Pouis, oder		
die Pique Fourcanade	1569	-
Der Marboré - Thurm (Tour du		
Marboré)	1569	-
Der Pic de Batoa oder Biédous,		
zwischen dem Port de Lapez und		
dem de Plan	1566	-
Der Pic de Hermitans, zwi-		

schen dem Larboust- und Lou-		
ron - Thale	1554	franz. Klaftern
Die Rolands - Bresche	1542	oder Toisen.
Der Pic d' Arrieugrand, am Aus-		
gange des Azun - Thales	1541	-
Der Port d' Oo, am Anfange des		
Larboust - Thales	1540	-
Der Pic de Baroude, am Anfange		
des Aure - Thales, auf dem Haupt-		
kamme	1532	-
Das Mittagshorn (Pic du midi) von		
Ossau	1531	-
Der Pic d' Aiguilloh, zwischen dem		
Heas - und Aurè - Thale	1523	-
Der Pic de la Serrère, am Anfange		
des Asson - Thales, auf dem Haupt-		
kamme	1515	-
Der Montarto, oder Pic de Rioux,		
im Arran - Thale, auf dem Kamin		
der Hauptkette	1509	-
Der Pic d' Aule, nordwestlich vom		
Mittagshorn (Pic du midi) von Os-		
sau	1505	-
Der obere Pic d' Arré, im Aure -		
Thale	1504	-
Der Pic des Ports von Siguier, am		

Anfange des kleinen Siguier- Thales, auf dem Kamme der Haupt- kette	1504	franz. Klaftern oder Toisen.
Das Mittagshorn (Pic du midi) von Bigorre	1495	—
Der Pic Pédroux, am Anfange des Arriège - Thales, auf dem Haupt- kamme	1490	—
Die Bresche von Tuque Rouye	1490	—
Der Pic de Montouliou, oder Tuc de Maubermé, am Anfange des Castillon - Thales, auf dem Haupt- kamme	1488	—
Der untere Pic d'Arré, im Auro- Thale	1485	—
Der Pic Lanoux, am Anfange des Arriège - Thales, auf dem Haupt- kamme	1466	—
Der Pic d'Arbizon, am Anfange des Campan - Thales	1460	—
Der Pic de Montvallier, am An- fange des Sallat - Thales, auf dem Hauptkamme	1455	—
Der Pic de Fontargente, am An- fange des Asson - Thales, auf dem Hauptkamme	1447	—

Der Pic de Montarouye, ein wenig nördlich vom Pic Quairat	1438	franz. Klaftern
Der Canigou, zwischen dem Tech- und Teta - Thale	1430	oder Toisen.
Der Pic Peyrie oder Pic de Prigue, am Anfange der Orlu - Schlucht, zwischen dem Teta - und Arriège - Thale	1427	-
Die Tuque de Cieyo, im Thale von Astos de Benasque	1400	-
Der Fuß des Maladetta - Glätters (am 10. Sept. 1811.)	1371	-
Der Eissees des Ports von Oo	1361	-
Der Crabère - Berg, am Anfange des Mèlles - Thales	1354	-
Die Lardana - Spitze, oder der Pic d'Irré, zwischen dem Essera- und Gistain - Thale	1336	-
Der Port von Campbiel	1355	-
Der Pic d'Anie, auf dem Hauptkamme, zwischen dem Aspe - und Soule - Thale	1326	-
Der Port Vieil, zwischen dem Ciaca- und Estaubé - Thale	1314	-
Der Weisse Felsen (Roc blanc), am Anfange des Aude - Thales	1302	-

Der See am Mont - Perdu, (nach Ramonds Schätzung)	1300	franz. Klaftern	
Der Port de Pinède	1291	oder Toisen.	
Der Col de Niscle oder de Fanlo, dem vorigen gegenüber	1291		-
Der Col de Pimené oder die Al- lans-Bresche, zwischen dem Sa- vadan- und Estaubé-Thale	1291		-
Der Port de Viella, auf dem Haupt- kamm, am Anfange des Arran-Thales	1286		-
Der Pic d'Eyre, südlich vom Ba- stan-Thale	1267		-
Der Port de Lapez, am Anfange des Louron-Thales	1265		-
Der Port de la Picade, am Anfange des Luchon-Thales	1243		-
Der Port de Benasque	1238		-
Der Mosset, zwischen dem Teta- und Aude-Thale	1256		-
Der Gränzstein (Borne) de Tuque Rouye	1220		-
Die Hochebene (Plateau) von Mil- laris, am südlichen Abfalle des Marboré	1200		-
Der Port de Gavarnie oder de Bou- charo	1197		-

Der Pic de Montaigu	1192	franz. Klaftern
Der Pic de St. Barthélemy, im		oder Toisen.
Arriège - Thale	1192	-
Der Port de Rat, am Anfange des		
Vicdessos - Thales	1169	-
Der Port de Plan, am Anfange des		
Rioumajou - Thales, im Aure-		
Thale	1151	-
Der Albe - See	1135	-
Der Loubassou - See, am obern Aus-		
gange des Epessières - Thales	1131	-
Der Col de Tourmalet, am Anfange		
des Bastan - Thales	1126	-
Der Pic de Bergous, südlich vom		
Bastan - Thale	1108	-

Aus der ansehnlichen Höhe, welche, wie das so eben mitgetheilte Verzeichniß lehrt, so viele Punkte der Pyrenäen erreichen, läßt sich schon schließen, daß es Glätscher in diesen Gehirgen geben müsse. Indessen gehören die Pyrenäen - Glätscher, nach De Saussure's für die Glätscher der Alpen gemachter Eintheilung, sämmtlich unter die Glätscher des zweiten Ranges, d. h. unter diejenigen, welche man nur am Abhänge der höchsten Berge findet, und welche nicht, wie die des ersten Ranges, in Thäler und

Schluchten eingeschlossen sind. Alle Pyrenäen - Glätscher sind weit von menschlichen Wohnungen entfernt, und Hr. v. Charpentier hat selbst in der Nachbarschaft der hohen Bergweiden keine gesehen. In den Alpen reichen die Glätscher bekanntlich bis mitten in die Wiesen und Felder herab.

Die Pyrenäen - Glätscher hängen auch nicht so an einander, wie so viele Schweizer - Glätscher, sondern jeder ist von den übrigen durch mehr oder weniger beträchtliche Zwischenräume abgesondert. Daher gewähren auch die Pyrenäen von weitem nicht den Anblick jenes weissen Gürtels, der die Alpen in einer gewissen Entfernung zu umgeben scheint. Die grösste Ausdehnung eines Pyrenäen - Glätschers fällt gewöhnlich mit der Richtung des Gebirgskammes zusammen, auf dessen Abhange er liegt. Eben daher haben diese Glätscher auch sehr steile Abfälle und sind schwer zu ersteigen. Häufig sind sie von langen und tiefen, bald breiten bald schmalern, Spalten durchschnitten. Die ansehnlichsten pflegen nach der Länge des Glätschers fortzulaufen; und sind augenscheinliche Berstungen des Eises. Indessen findet man zuweilen auch, hauptsächlich am Fusse des Glätschers, Spalten, welche der Richtung des Bergabhanges nachgehen. Sie sind durch die Gewässer ausgehöhlt worden, welche im Sommer durch das Schmelzen des Eises und Schnees entstehen und am Glätscher herablaufen.

Da die Pyrenäen - Glätscher, ihrer grossen Entfernung von menschlichen Wohnungen und von den Weideplätzen

wegen, für die Gebirgsbewohner ein höchst gleichgiltiger Gegenstand sind: so sind sie auch weniger als die Schweizer-Glätscher beobachtet worden, und man weiß daher nicht, ob sie immer in dem nämlichen Zustande bleiben, oder ob sie sich allmählich vermehren oder vermindern.

Nur in dem höchsten Theile der Pyrenäen, nämlich in den zwischen dem Garonne- und Ossau-Thale liegenden Gebirgen, findet man eigentliche Glätscher. In den tiefern Gegenden trifft man nur einzelne grofse Schneehaufen an, welche durch Lauwinen entstanden und durch ihre Lage vor den Sonnenstrahlen und warmen Winden geschützt, durch die Wärme eines einzelnen Sommers nicht ganz geschmolzen werden, sondern sich mehrere Jahre nach einander erhalten.

Die meisten Glätscher giebt es, wie leicht zu erklären, am nördlichen Abhange der Pyrenäen. Auch mehrere sehr beträchtliche Glätscher, welche der südliche Abhang aufzuweisen hat, liegen an der nördlichen Seite der Gebirge, wo sie vor der Sonne und den warmen Winden geschützt sind, oder sie befinden sich am Fusse grofser Berge, welche sie durch die Frühlingslauwinen mit einem so hinreichenden Zuwachs versorgen, daß ihn der Sommer nicht wegzuschmelzen vermag.

Die gröfsten Pyrenäen-Glätscher sind folgende:

1) Der Glätscher der Maladetta; in Spanien, im obern Theile des Essera-Thales, etwa 5 Lieues südlich von Bagnères-de-Luchon. Er bedeckt den nörd-

lichen Abhang des grossen und majestätischen Berges, von dem er den Namen erhalten hat. Hr. v. Charpentier schätzt seine Länge auf 6000 Toisen. Es ist vielleicht der grösste Pyrenäen-Glätcher. Sein Fuß liegt etwa 1173 Toisen über dem Meere, und 250 Toisen über dem Boden von demjenigen Theile des benachbarten Essera-Thales, welcher gemeiniglich das Benaſque-Thal genannt wird. Er dehnt sich längs der südlichen Wand dieses Thales von Osten nach Westen aus. An seinem westlichen Ende entströmen ihm die Quellen der Essera, eines Nebenflusses des Aragon, welcher sich zwei Lieues oberhalb Bálbastro in die Cinca ergießt. Das am östlichen Ende des Glätchers entspringende Gewässer erreicht bald einen tiefen und breiten Schlund, das Loch des Toro de Benaſque, auf dessen Boden sich groſse, verworren durch einander aufgehäuften Steinblöcke befinden, unter welchen sich der hineingestürzte Fluß gänzlich verliert. Man behauptet, er flieſse unterirdisch unter der Hauptkette der Pyrenäen fort, und komme am nördlichen Abhange bei der kleinen Stadt Artigue-Telline wieder zum Vorschein. Hier sieht man auch wirklich auf der Ebene von Goueu aus einem Schlunde einen Wasserstrom hervorbrechen, der die Quelle der Garonne bildet und ungefähr eben so stark ist als der, welcher in Loche des Toro de Benaſque verschwindet. Obschon keine unmittelbaren Versuche über diesen unterirdischen Zusammenhang der beiden Schlünde angestellt worden sind, so

ist derselbe doch nicht unwahrscheinlich. Beide Schlünde, so wie, das Gebirge dazwischen, befinden sich nämlich im Uebergangskalk, der bekanntlich reich an Höhlen ist. Auch sieht man hier überall trichterförmige Vertiefungen und Spuren von Erdfällen. Ungeachtet daher der Maladetta-Glätcher ganz in Spanien und auf dem südlichen Abhange der Pyrenäen liegt, so ist ein Theil seiner Gewässer dennoch die Hauptquelle der Garonne, und man könnte diesen Ström beträchtlich schwächen, wenn es gelänge, das Loch des Toro de Benasque zu verstopfen.

2) Der Glätcher des Crabioules, im Hintergrunde des kleinen Lys - Thales, welches in das Luchon - Thal ausläuft. Er breitet sich am nördlichen Abhange des Berges Crabioules bis an den Fuß der Felsenmauer aus, welche den Gipfel dieses Berges bildet und zum Kamm der Hauptkette gehört. Nach Westen hin steht er mit dem Glätcher des Portillon d'Oo, und dieser Letzte wieder mit dem des Port d'Oo in Verbindung. Alle diese drei Glätcher nehmen zusammen soviel Raum ein, als der Maladetta-Glätcher. Wegen des steilen Abhanges und der zahlreichen Spalten ist der Glätcher von Crabioules sehr schwer zu ersteigen.

3) Der Glätcher des Mont-Perdu. Diese ungeheure Schnee- und Eismasse liegt in Spanien, im hintersten Theile des kleinen Thales von Béouse oder Pinède, welches den obern Theil des Cinca - Thales bildet. Sie bedeckt den nördlichen Abhang des Mont-Perdu, und breitet

sich über einen Theil der Gebirge aus, welche nach Westen das, diesen Bergriesen vom Kamme der Hauptkette absondernde Becken umgeben. Der Glätscher des Mont-Perdu ist zwar nicht so lang als die beiden vorigen, hat aber eine grössere Breite. Sein Abhang ist ebenfalls der grossen Steile und der vielen Spalten wegen, schwer zu ersteigen.

4) Der Glätscher der Rolands-Bresche. Er hat eine geringere Ausdehnung als die vorigen, und liegt über der Oule de Gavarnie, ein wenig westlich von derselben, im Hintergrunde des Barèges-Thales. Von der Tiefe eines kleinen Seitenthales, als dessen südliche Wand er zu betrachten ist, steigt er bis zum Fusse einer Felsenmauer empor, welche hier den Kamm der Hauptkette bilden hilft. In dieser Felsenmauer findet man die unter dem Namen Rolands-bresche bekannte grosse und sonderbare Oeffnung. Dieser Glätscher ist am obern Ende voll Spalten und sehr steil, so dass man sich nur mit grosser Mühe der Bresche nähern kann. Nach Westen hin steht er mit dem Glätscher von Gabietou oder Taillon in Verbindung.

5) Der Glätscher des Vignemale. Dieser schöne Glätscher liegt am Ursprunge des kleinen Ossonne-Thales, welches nur eine Verzweigung des Barèges-Thales ist. Er wird von zwei, nicht sehr hohen Felsenkämmen eingeschlossen, welche vom Gipfel des Vignemale parallel neben einander in die Tiefe hinab laufen, und zeichnet sich durch seine Grösse und eine Menge ungeheurer Spalten aus.

6) Der Glätscher von Néouvielle. Er ist der einzige unter den großen Pyrenäen-Glätschern, welcher, am nördlichen Abhange, ziemlich weit vom Kamme der Hauptkette abliegt. Er nimmt den nördlichen und einen Theil des westlichen Abfalles vom Néouvielle-Berge ein, welcher unter die höchsten Punkte der großen Seitenkette gehört, die das Barèges-Thal vom Aure-Thale absondert. Seine Grösse ist ansehnlich und sein Abhang steil, besonders nach dem Gipfel des Berges hin.

Wenn man zu Ende des Sommers, wo der Erdboden am meisten durchwärmt ist, die Alpen aus einer gewissen Entfernung, z. B. von der Höhe des Jura aus, betrachtet: so erblickt man einen glänzenden Schneegürtel, welcher den obern Theil des Alpengebirges zu umgeben scheint. Der untere Rand dieses Gürtels bildet eine gerade, wagrechte Linie. Man nennt sie die Schneelinie, die Schneegränze, die Gränze des ewigen Schnees. In dem Masse aber, als man sich dem Gebirge mehr nähert, verschwindet das Regelmässige dieser Linie oder des untern Randes jenes Schneegürtels; man bemerkt einzelne Punkte, wo Schnee und Eis weit unter diese Linie hinabsteigen, und andere dagegen, wo sie solche nicht erreichen. Dennoch betrachtet man im Allgemeinen diese Linie, so wie sie aus weiter Ferne erscheint, als die mittlere Höhe der Gränzen des ewigen Schnees.

Die Pyrenäen dagegen bieten, wenn man sie zu Ende

des Sommers aus weiter Entfernung betrachtet, keinen solchen Anblick dar. Man sieht nichts als eine Menge einzelner, grosser Schneemassen, deren Grundfläche oder unterer Rand mehr oder weniger durch die davor liegenden Theile des Gebirges bedeckt wird. Es ist daher nichts Leichtes, die Schneelinie der Pyrenäen zu bestimmen. Ramond hat durch eine Reihe barometrischer Beobachtungen gefunden, daß sie in eine Höhe von 1350 bis 1400 Toisen falle. Es versteht sich, daß dies nur von den nördlichen Gebirgsabhängen gilt; im Allgemeinen findet man auf allen südlichen schon um die Mitte des Augusts keinen Schnee mehr. Selbst die Glätscher, welche Spanien aufzuweisen hat, befinden sich nur auf den nördlichen Abhängen der Berge, oder sind sonst durch andere vorliegende Berge gegen die Sonne und die Südwinde geschützt. Auch giebt es einzelne Berggipfel, welche sich über jene Schneelinie erheben, z. B. das Mittagshorn von Bigorre um wenigstens 100 Toisen, und dennoch im Verlaufe des Augusts gänzlich von Schnee entblößt werden.

Vom Anfange des Aude-Thales bis zu dem des Aspethales, und selbst bis zum Pic d'Anie, trifft man in den Vertiefungen und Schluchten am nördlichen Abhange der Hauptkette, das ganze Jahr hindurch einzelne Schneemassen an, besonders an solchen Stellen, die den Lauwinen ausgesetzt sind. Ihre Zahl und ihre Grösse sind sehr veränderlich, je nachdem der Winter oder der Sommer mehr oder weniger lang, streng oder heiss sind.

Was das Klima der Pyrenäen betrifft: so fehlt es noch an hinlänglichen, genauen und zusammenhangenden Therinometer - Beobachtungen, um die für jede Jahreszeit in den verschiedenen Gegenden dieses Gebirges herrschende Temperatur zu bestimmen. Nach den Gewächsen zu urtheilen, welche in den Pyrenäen angetroffen werden, sieht man auf den ersten Blick, daß die beiden Enden derselben viel wärmer sind als die nach dem Mittelpunkte des Gebirges zu gelegenen Gegenden. Der Grund davon liegt in der Nähe des Meeres und in der geringen Erhebung über den Meeresspiegel. Ferner bemerkt man, daß das östliche Ende beträchtlich wärmer ist als das westliche, weil es nämlich um einen Grad südlicher liegt. In den untern Theilen des Tech- und des Teta - Thales wächst der Oelbaum in Ueberfluß und wild; weiter nach Westen gedeiht er nicht mehr, und die wenigen, welche man im Aude - Thale antrifft, werden mehr um der Seltenheit als um des Nutzens willen gepflanzt.

Mit Ausnahme der obern Thäler ist das Pyrenäen - Klima im Ganzen sehr mild. Der Winter ist von kurzer Dauer und der Frost sehr mäßig; es fällt in den untern Thalgegenden wenig Schnee, der überdißs nur selten mehrere Tage lang liegen bleibt. Der Sommer ist in der Regel heiß; doch waren die fünf Sommer, welche v. Charpéntier in den Pyrenäen zubrachte, ziemlich regnerisch, und anhaltend schönes Wetter gab es nur im Frühling und Herbst. Gewitterstürme sind im Sommer sehr häufig, doch pflegt das eigent-

liche Donnerwetter nicht lange anzuhalten, ohne Zweifel deshalb, weil die Gebirge als Leiter dienen und das electrische Gleichgewicht zwischen Erdboden und Luft bald wieder herstellen. Dafür dauern die darauf folgenden Regen nicht selten wochenlang, und kühlen die Atmosphäre bedeutend ab.

Was so eben vom Klima der Pyrenäen gesagt worden, läßt schon vermuthen, daß auch die Pflanzenwelt dieses Gebirges nicht hinter demselben zurückbleiben werde. Hr. v. Charpentier sagt, er habe nirgends einen üppigern und kräftigern Pflanzenwuchs gesehen als in den meisten Pyrenäenthälern, besonders in den untern Gebieten derselben und in den Becken, die gegen den Fuß der Kette hinabliegen. Die benachbarten Ebenen werden vom Ende des Juni an durch die Sonnenhitze gänzlich ausgedörret und alles Grüns beraubt, so daß in den Monaten Juli, August und September diese flachen Gegenden den traurigsten Anblick darbieten. Die Thäler dagegen leiden nichts von der Hitze, und zeigen sich den ganzen Sommer hindurch im üppigsten Schmuck. Die Ursache davon ist der Thau, welcher, hervorgebracht durch den großen Temperatur - Unterschied des Tages und der Nacht, in den Gebirgsthälern viel stärker fällt als in den Ebenen. Außerdem wissen auch die meisten Bewohner der Pyrenäen großen Nutzen von den Berggewässern zu ziehen, indem sie solche mittelst kleiner Rinnen und Gräben auf ihre Gärten und Wiesen leiten. Am vollkommensten erscheint

diese Bewässerungsart im Campan - Thale und in den Umgebungen von Benasque, im Essera - Thale in Arragonien.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der Pyrenäen wollen wir Einiges über einzelne Punkte und Gegenstände aus Parrots Reiseberichte folgen lassen.

„Durch eine sehr angenehme, hügelige, mit vielen Dörfchen und Maiereien besetzte Gegend kommt man nach St. Jean Pied de Port, und von hier durch das dorfreiche Val de Combery wieder ins Innere des Gebirges. Als ich den höchsten Punkt desselben an dieser Stelle, welche den Namen Mendibelse *) trägt, erreicht hatte, wandte ich mich zu früh in eines der südlichen Thäler, und verfehlte den rechten Weg zum Dorfe Laragna. Es war bereits finster, als ich noch im Walde und an steinigen Bergabhängen herumirrte, bis ich in einem Thale einige Lichter wahrte und auf sie zuing. Ich fand Alphütten, deren Bewohner mir aber, weil ich der baskischen Sprache nicht mächtig war, keine Auskunft geben konnten, auch nicht Miene machten, mich beherbergen zu wollen, bis mir endlich aus einer derselben auf gebrochen französisch das Nachtlager freundlich angeboten wurde, weil ich das Dorf La-

*) Bei v. Charpentier heisst dieser Berg Mendibelza.

r a g n a doch nicht mehr erreichen könne. Ich trat in das Haus des 75jährigen M a r c , der aus seinem ehemaligen Soldatenleben noch einige französische Worte behalten hatte, und sich eben mit seinem Weibe, einem guten alten Mütterchen, zum Nachtessen anschickte. Man hielt sich nicht mit neugierigen Fragen auf, sondern wies mir gleich einen Platz am Kamin an, bot mir trockne Schuhe, Wäsche und Kleider, und fragte, was ich zu Nacht speisen wollte. Ich bat um die Erlaubniß, eine Mahlzeit ganz nach ihrer Sitte mitzumachen, und fand diese, aus mehreren begreiflichen Gründen, eben so schmackhaft als eigenthümlich. Mein Barometer hatte man für ein Gewehr, und mich selbst vielleicht für einen Schleichhändler oder einen reisenden Kaufmann gehalten. Ich liefs die Leute, obgleich der Schleichhändler in den Pyrenäen für keinen schlechten Mann gilt, bei der letztern Vermuthung, und unter dem Vorwande, zu meinem bequemern Fortkommen das Wetter voraus wissen zu müssen, benützte ich gleich die erste Viertelstunde meiner Anwesenheit, um die Instrumente im Freien zu beobachten, ja die alte Frau hatte den Muth, mir, weil es schon stockfinster war, auf Verlangen ihres Mannes, dabei mit der Holzfackel zu leuchten, wogegen in andern hohen Gebirgsgegenden die Leute vor meinem aufgestellten blinkenden Barometer in der Regel mißtrauisch und furchtsam zurückwichen. Aber ich hatte es hier mit B a s k e n zu thun, diesem Volke, das durch seine Sprache, die bis jetzt noch keine andere als Mutter erkennt,

durch seine geregelten Sitten, durch den persönlichen Muth in der Vertheidigung des eignen Herdes, vollkommen seinem Rufe der Einfalt, Sanftmuth, Rechtlichkeit und Originalität entspricht.

Man hält die Basken mit aller Wahrscheinlichkeit für die Nachkommenschaft der alten eingebornen Iberier, die sich in den Zeiten der Völkerwanderung durch muthige Vertheidigung des mütterlichen Bodens, vom Einfluß fremder Sprache und Sitte frei hielten, und später selbst mit bewaffneter Hand das Gebiet der benachbarten und gleichfalls kriegerischen Bearnen beschränkten. Sie bewohnen jetzt einen Theil der beiden Navarra (Ober- und Nieder-), die Provinzen Soul und Labourd, und gaben den, von ihnen übrigens durch Sprache und Wohnort ganz verschiedenen, Gascognern, wegen einer kurz dauernden über sie ausgeübten Oberherrschaft, den Namen: Plinius nennt sie Vaccäer und Strabo Vasconier; aber Scaliger, ein geborner Gascogner, behauptet mit Unrecht, daß die Bearnen das reinste Baskisch sprechen; sie sprechen vielmehr eine romanische Mundart, und lernen das Baskische nur als Gränznachbarn gelegentlich.

Der Baske kleidet sich reinlich und nicht ohne Geschmack. Eine Jacke von feuerrothem Tuch scheint zum Sonntagsstaate zu gehören. Die Meisten tragen dazu kurze Beinkleider von gestreiftem schwarzem oder braunem Manchester, weiße gestrickte Strümpfe, oder gestrickte wollene

Kamaschen, und dazu entweder dünne, lederne Schuhe, oder, was eigentlich volksmäfsig ist, die sogenannte Spartille, hier und da auch Esper.te.gnes und Esper.gattes genannt. Diefs ist eine Sandale, deren Sohle einen starken Finger dick ist, und aus einer langen hanfenen Plattschnur von der Breite der Sohlendicke besteht, welche um sich selbst gewickelt ist und durch einzelne Querstiche Festigkeit und Gehalt bekommt. Um den obern Rand dieser Sohle läuft ein schmaler Rand von starkem hanfnem Flechtwerk oder Gewebe, welches sich vorn nur über die Zehe fortsetzt und sie umfaßt und hinten auch über die Ferse reicht. Ein blaues oder grünes Band, zierlich über den Fußrücken gekreuzt, giebt der Sandale die Haltung. Diefs ist eine sehr dauerhafte Fußbekleidung und für Reisen in felsiger Gegend die zweckmäfsigste; denn in die dicke, weiche Sohle drückt sich jede scharfe Erhabenheit und hindert den Fuß zu gleiten. Diesen Zweck fand ich nur noch bei den Gemsenjägern der Osseten im Kaukasus, wiewohl auf eine andere, nicht minder geschickte Weise erreicht. Diese Leute nämlich haben eine lederne Sandale, deren Sohle ein daumenweites Geflecht von ledernen Riemen ist; auf dieses decken sie inwendig eine starke Lage Heu, und gehen darauf gleichfalls sehr sicher über die gefährlichsten Felsabhänge. Der Baske trägt seine Mütze wie der Bearner, ein Barett mit einem kleinen Schirm, langes Haupthaar, freie Stirn, und um den Hals über dem weissen Hemd ein leichtes farbiges Halstuch, dessen

Knoten tief auf der Brust geschürzt ist. Die Kleidung der Weiber hat nichts Besonderes; das bearnische rothe Capuchon tragen sie nur bei Trauerfeierlichkeiten, und dann schwarz.

In der Gesichts- und Körperbildung stechen die Basken durch etwas gröbere Züge und untersetztern Bau von dem schlanken Bearner ab, und übertreffen diesen an körperlicher Kraft, wie an Ernst und vielleicht Rechtlichkeit des Charakters. Beide Völker sind tapfer, und wenn es bekannt ist, daß es in der französischen Armee keine ärgern Läuflinge giebt, als Basken und Bearner, so erklärt sich dieß aus dem sie beseelenden Gefühl, daß nur der heimische Boden ein Recht auf des Mannes Gut und Blut hat. In den letzten spanisch-französischen Kriegen *) leistete der Baske durch seinen rücksichtslosen Heldenmuth am Ausgange der Pyrenäen dem französischen Staate eben das, was im Hochgebirge die Unzugänglichkeit der Bergpässe allein zu bewirken im Stande war, das Zurückhalten der spanischen Heere vom französischen Gebiete.

Indessen wäre es zu verwundern, und fast beispiellos, wenn diese kleine Völkerschaft sich in dieser ihrer Reinheit so ganz und für immer erhielte. Ihre Aerzte haben es leider auch schon hier und da mit den Verheerungen entehrender Uebel zu thun, und eine seit ein paar Jahrzeh-

*) D. h. von 1807 bis 1814.

den sichtlich zunehmende Schwäche der Leibesbeschaffenheit ist nicht sowohl die vermeintliche Folge der auch hier herrschenden sogenannten Brownschen Heilmethode, sondern in einer Veränderung der Sitten begründet. Der Genuß des Branntweins wird immer allgemeiner, und statt daß der wohlhabende Baske ehemals durchgängig seinen guten Landwein genoß, fängt er nun an, verarmt oder verdorben, ihn gegen Wasser und Branntwein zu vertauschen. Dieß gilt in noch größerem Mafse von dem minder gebirgig wohnenden B e a r n e r, ein ganz edler Menschenschlag, in geistiger wie in körperlicher Beziehung, von dessen volksthümlichem Zartgefühl kein schönerer Zeuge da ist, als die Chronik, welche erzählt, daß, da die Bearner im Jahre 1173 ihren Beherrscher ohne mündigen Thronerben verloren, sie zu dessen Schwester, welche zwei Zwillingsknäbchen hatte, Abgeordnete schickten, um sich einen derselben zum künftigen Beherrscher zu erbitten. Die Mutter führte sie zur Wiege und überließ ihnen die Wahl zwischen beiden. Sie fanden den einen mit geballter Faust, den andern mit offenen Händchen schlafend, und wählten Letztern, weil sie in seiner Haltung die Vorzeichen eines mildern Charakters lasen, und ihre von so reinem, kindlichem Gefühl geleitete Wahl ward gerechtfertigt, denn der Knabe wurde G a s t o n mit dem Zunamen d e s G u t e n.

Der Baske zeigt Einfalt in seinem ganzen Wesen; aber in manchen Gegenständen der Kunstfertigkeit artet sie auch

wohl noch in Rohheit aus. Der baskische Pflug liefert den Beweis hierzu; er ist der ungeschickteste von allen, die ich jemals sah. Mit jeder Hand hält der Pflüger eine dicke Stange von mehr als zwei Meter (sechs Fuß) Länge; an eine derselben, die der linken Seite, ist durch zwei senkrechte Querstämme die wagrechte Pflugschar befestigt; in die Mitte der andern ist das sogenannte Messer, schräg vorwärts gerichtet, eingesetzt, und die andern Enden dieser schweren Stange werden jede durch eine Kette mit dem Joche der Pflugochsen sehr wackelig verbunden. Beide Theile sind ohne irgend eine gegenseitige Befestigung; nichts giebt Richtung und Haltung als die Willkür des Zugthiers und die Kraft des Pflügers. Dagegen ist dem Basken der Feldebau auf der andern Seite wichtig genug, um sich zur Verbesserung des Düngers eigene Pflanzungen von wildem Farrenkraut an ganzen großen Abhängen längs den Ufern des Saison zu erhalten, um sie zu mähen, und das Kraut, wenn es einige Zeit dem Wetter ausgesetzt war, dem Dünger beizumengen.

Bei meinem alten Marc lernte ich des andern Morgens nach einer erquickenden Nacht noch seinen Schwiegersohn und seine Großkinder kennen. Alle trugen, wie der Alte selbst, nach der Volkssitte nur einen einzigen Namen, als z. B. Battista, Maria, u. s. w., und wenn eine ganze Familie bezeichnet werden soll, so geschieht dieß selbst in Ortschaften nach patriarchalischer Sitte durch irgend eine äußere Eigenthümlichkeit, z. B. der Größe oder Farbe, des

Hauses u. dgl. Für die mir so wohlthuende Aufnahme, ohne welche ich vielleicht noch die ganze Nacht hätte umherirren müssen, forderte Marc nur einen Franc, und war sehr bereit, sich auch mit der Hälfte zu begnügen, wenn mir nicht der Schwiegersohn durch Münze aus der Verlegenheit geholfen hätte.

Ich brauchte drei Stunden, um von der Alpenhütte nach Laragna oder Larreau, wie es die Franzosen radebrechen, zu kommen. Dießs Dorf ist noch baskisch; aber da es hoch an der Wasserscheide des Gebirges liegt, so ist es der Zusammenfluß einer Menge von Zoll- und Polizeybeamten und vielen Handel treibenden Spaniern. Ich stieg zu den Quellen des Saison durch ein enges Thal hinab und erreichte Abends Tardits, die letzte baskische Stadt, und am andern Morgen, eine halbe Stunde weiter, das letzte baskische Dorf, Montori, in welchem jedoch schon bearnisch gesprochen wird, was mir, so gern ich unter den Basken verweilte, doch einen angenehmen Eindruck machte; denn die Unkunde ihrer Sprache war mir überall ein sehr drückendes Hinderniß gewesen. Man hat eine baskische Sprachlehre; diese und einige auf die Religion sich beziehende Schriften sind die einzigen, welche in dieser Sprache bisher im Druck erschienen sind. Die Aussprache des Baskischen ist bestimmt, scharf, doch wohlklingend, ohne schleifende Endungen und Uebergänge. Unter den Selbstlautern ist das a und ia, unter den Mitlautern das h besonders hervorstechend. Das f scheint ganz zu fehlen,

und wird vielleicht durch das etwas scharf ausgesprochene h
entbehrlich. Hier folgen einige baskische Wörter zur Probe,

O i h i a,	Brod.
A l a h i a,	Fleisch.
B i d i a,	Weg.
I r d i a,	ein Halb.
E k h i a,	Sonne.
A r a n j a,	Fisch.
A r n ó a,	Wein.
M o a,	Mais.
E s,	nein.
B a i,	Ja.
E d a n,	trinken.
H j a n,	essen.
E s k i a,	rechts.
E s k e r,	links.
B a t,	eins.
B i g a,	zwei.
H i r r u,	drei.
L a i,	vier.
B o s c h t,	fünf.
S e i,	sechs.
S a s p i,	sieben.
S o r z i,	acht.
B e d e r a z i,	neun.
H a m m a r,	zehn *).

*) Ueber die sowohl durch ihre Wurzeln als durch ihren grammati-
schen Bau von allen Sprachen so gänzlich verschiedene baskische

Auf seiner Weiterreise lernte Parrot, als er zwischen dem Aspe- und Ossau-Thale die letzten Sennenhütten in einer Höhe von 2700 bis 3000 Fuß antraf, zuerst die artige Sonnenuhr der Pyrenäen-Bewohner kennen. Sie besteht in einem walzenförmigen Hölzchen von etwa eines starken Fingers Dicke und Länge, mit 36 parallelen geraden Strichen, von denen je drei einen Monat bedeuten. Ein Knopf mit einer senkrecht hervorstehenden messingenen Zunge ist ins obere Ende der kleinen Walze so eingesetzt, daß er sich drehen, und die messingene Zunge gerade über denjenigen Monat und über dasjenige Drittel desselben gestellt werden kann, in welchem man sich befindet. An einem Schnürchen läßt man das Ganze senkrecht hangen und dreht es gerade gegen die Sonne, so daß der Schatten von der messingenen

(oder waskische, wie es ausgesprochen wird) Sprache erhält man weitere Belehrungen in dem 1821 in Berlin herausgekommenen Werke: Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelt der Vaskischen Sprache; von Wilhelm v. Humboldt. Es wird darin bewiesen, daß das Baskische die alte Sprache der Iberier ist, welche in den frühesten Zeiten die pyrenäische Halbinsel bewohnten. Die baskischen Wörter: Asta, Fels, Iria, Stadt, Ort, Gegend; Ura, Wasser; und Ituria, Quelle, soll man noch jetzt in vielen Benennungen von Landschaften und Orten erkennen.

D. H.

Zunge auf, oder gerade neben einen der Längenstriche des Cylinders fällt, wo die Stunde durch eine krumme Linie angegeben ist, welche für die nämliche Stunde sich schräge durch alle Monate zieht und an ihrem Ende die Stundenzahl trägt. Die kleine messingene Zunge kann eingeklappt werden, und so ist diese bis auf Viertelstunden richtige Uhr zugleich tragbar und dauerhaft.

Der berühmte Badeort Barèges ist ein ganz kleines Dorf, bloß zum ärmlichen Empfang der Badegäste eingerichtet, in einem von rauhen Felsenhöhen eingeschlossenen Thale, das den Bewohnern nicht einmal den Winteraufenthalt gestattet, sondern in dieser Jahreszeit von einer einzigen Badewächter-Familie bewohnt wird. Gemässigt, wenn auch nicht lieblich, muß es in einer Badegegend doch seyn, sonst kann es selbst dem Gesunden dort nicht behagen; und dieser Vorzug geht dem Thal von Barèges gänzlich ab; denn die Mittagssonne der heißen Monate wird an den Felswänden zurückgeworfen und erzeugt eine drückende Hitze; aber der Morgen und Abend dagegen, so wie die Frühlings- und Herbstmonate sind wegen des späten Auf- und frühern Unterganges der Sonne ganz außerordentlich kühl. Wenn dessen ungeachtet Barèges ein berühmter und sehr besuchter Ort ist: so muß dieß einzig und allein der großen Wirksamkeit seiner Quellen zugeschrieben werden; denn die erhabnen Naturschönheiten,

welche diesen Ort in einiger Entfernung umgeben, sind für einen körperlich Leidenden wenig genießbar; so der berühmte Pic du Midi de Bigorre, ein Berg von 8958 Fuß Höhe, und dadurch besonders wichtig, daß er nördlich von der Hauptgebirgskette absteht, daher von seinem Gipfel aus zunächst den Mont Perdu und seine Nachbarn, dann aber fast das ganze pyrenäische Hochgebirge in großer Deutlichkeit zeigt. Dieser Berg ist zwar zur Noth, aber doch nur mit sehr bedeutenden Kosten in Sänften oder auf Maulthieren zu ersteigen, und fodert dann immer einen Zeitaufwand von zwei Tagen, eignet sich also nicht wohl zu einer Lustwandlung für Kranke. Der Mont Reda ist bis jetzt nur wenigen muthvollen und kräftigen Reisenden ersteigbar gewesen, und in seinen untern Bezirken, namentlich in dem weitbekannten Amphitheater von Marboré, mit seiner frostverbreitenden Cascade, wird man nur zu erhabenen, ja wohl schauerlichen Gefühlen, nicht aber zu jener gemüthlichen Heiterkeit gestimmt, welche man in jenen Gegenden einsammelt, wo die Natur mit ihrer unendlichen Kraft und Unerreichbarkeit etwas zurücktritt, und den schwachen Menschen weniger drückend an seine Schwäche mahnt. Daher nehmen die Badenden aus Barèges im Durchschnitte weniger die Erinnerung eines wahrhaften Naturgenusses mit sich nach Hause, als vielmehr das stolze Gefühl, sich der von lieblichen Reizen völlig entblößten Natur auf einige Wochen hingegen und in der Nähe großer Erscheinungen sich befunden zu haben.

Das vorhin erwähnte Amphitheater von Marboré, welches Parrot bei seiner Ersteigung des Mont Perdu zu sehen bekam, ist ein ungeheuer weiter, senkrechter, halbwalzenförmiger Ausschnitt an der Nordseite der Hauptkette. Sein Grund bildet den Anfang des flach abfallenden Thales, in welchem die Gave de Pau entspringt; seine Wände steigen östlich, südlich und größtentheils auch westlich rein senkrecht bis zu einer Höhe von 2400 Meter (etwa 7400 Fuß) an. Die östliche Wand verliert sich oberhalb in die Bergkuppe Astaschjou, von deren Rande der berühmte Wasserfall des Mont Perdu herabstürzt, aber eher mit den Staubbächen der Schweiz als mit eigentlichen Wasserfällen verglichen werden darf; denn das Wasser bildet einen flachen und schmalen Strahl, der sich wegen der ungeheuern Höhe auf der Hälfte seines Falles schon in viele Adern in der Luft zertheilen muß, und so den Boden des Amphitheaters nach einem Falle von 700 Meter oder ungefähr 2150 Pariser Fuß erreicht, um sich dann unter dem dort befindlichen Schnee zu verlieren, und am Rande desselben als Gave de Pau wieder zum Vorschein zu kommen. An der Stelle, wo das herabstürzende Wasser den Boden berührt, hat es gerade die Temperatur des frierenden Wassers, theils wegen des äußerst hohen Sturzes und der daraus entspringenden starken Verdunstung, theils weil die ganze ungeheure Nische des Amphitheaters nicht breiter als hoch und gerade gegen Süden durch die furchtbare Masse des Marboré und seiner senkrechten

Stufen des unmittelbaren Einflusses der Sonnenstrahlen von Anbeginn ihres Daseyns gänzlich beraubt ist, wodurch allein es auch möglich wurde, daß sich nicht nur in der Ecke einer jeden der genannten Stufen, sondern auch am Fusse der untersten, im Grunde des Amphitheaters, bei der geringen Höhe von 1662 Meter (ungefähr 5100 Fuß) der Schnee von Jahr zu Jahr erhält.

Ueber die obenerwähnten Ports oder Gebirgspässe der Pyrenäen bemerkt Parrot Folgendes: „Alle dienen zur Vermittlung des Handels zwischen den gegenüberliegenden französischen und spanischen Thälern, aber auch, und zwar besonders die schwierigsten und höchsten unter ihnen, zur Unterhaltung eines bedeutenden Schleichhandels, namentlich mit Wein, Wolle, Pferden und Schweinen. Einige dieser Ports liegen so hoch, daß sie auf ihrer Nordseite die Schneegränze erreichen, mit Lastthieren gar nicht, sondern nur für Fußgänger gangbar sind, und auch für diese nur im Sommer, theils wegen des alle Schluchten verrätherisch deckenden Schnees; theils wegen der Kälte und der Kürze der Tage. Dieß sind die Orte, wo der Pyrenäen - Bewohner seine Kräfte übt, und nicht selten sein ganzes Gut und Leben auf einen einzigen seiner Schritte setzt. Hier werden mehr als auf der gefährlichsten Gensjagd Geist und Körper in beständiger Spannung erhalten; denn außer den Gefahren des un-

sichern Bodens muß der Schleichhändler jeden Augenblick gewärtig seyn, von der Büchse eines lauernden Douaniers in seinen Wegen gehemmt zu werden. Daher gehen jene auch meistens bewaffnet, aber nur gegen diese, und erscheinen dem Reisenden oft wie aus den Wolken gefallen, plötzlich hinter einer Felswand hervortretend, in Einöden, wo der Naturforscher sich von der Menschheit, der bewaffneten wenigstens, weit entfernt wähnt, anfangs zum Schrecken, aber, sobald man ihre Hilfe anspricht, als gefällige, uneigennütziges Wesen, die hier gleichsam ihre Heimath haben, und jeder Schlucht, jedes Felsen kundig, dem Verirrten zum Retter, dem Wißbegierigen zum Lehrer werden. — Von diesem Schlage mochte auch mein Begleiter, Antoine de Baguette seyn, dem mein Leben und Geld auf Felsspitzen und Schneebänken jede Minute zu Gebote stand, ohne Gefahr einer Entdeckung, denn ich war ohne Begleitung, ohne Empfehlung, als Einzelter im Thale erschienen, und hatte mich gleich in der ersten Stunde mit ihm auf den Weg gemacht.“

Es war am 19. September, Vormittags um 9 Uhr, als Parrot den Gipfel des Mont Perdu erreichte. „Oester zwar“ — sagt er — „hatte ich mich auf sehr viel größern Höhen befunden als diese; sechs Jahre und zwei Tage vorher hatte ich den Kaukasus bis zu der Höhe von 4225 Meter (ungefähr 15000 Pariser Fuß), ein Jahr und zwei Tage vorher

die Alpen bis 3915 Meter (ungefähr 12100 P. F.) hoch erstiegen; aber noch nirgend war es mir, nach so manchen nichtkraftlosen Versuchen, gegönnt worden, wie hier, einen Gipfel zu erreichen, der zu den höchsten eines ganzen Gebirges gehört. Dieser Genuß ist einzig und beruht auf dem edlen Gefühle, wie der Körper sich aus dem Reiche des kleinlichen Treibens in die große Werkstätte der ungekünstelten Natur zu erheben vermag, auch mit dem Geiste sich den Fesseln alltäglicher, nothwendiger Verhältnisse und Neigungen entwinden, und sich ganz rücksichtslos den großen und erhabenen Eindrücken, so wie den reinern Trieben des Gemüths auf eine kurze, aber desto theurere Zeit hingeben zu können.“

„Meine Blicke fielen zunächst auf die vor mir ausgebreitete Ebene Frankreichs, dann auf die dazwischen befindlichen Bergmassen. Erstere deckte ein grauer nebliger Duft; an Letztern erkannte ich nichts als ein scheinbar regelloses Chaos von an einander gehäuften Bergmassen, und nur die näher gelegenen, das Mittagshorn von Bigorre, die beiden Piméné, der Astachjou, und der Cylindre du Marboré zeigten sich mir in größter Deutlichkeit. Letztere beiden helfen mit dem Mont Perdu die Hauptkette krönen, und alle drei zusammen tragen, wegen ihrer großen Nachbarschaft, bei den Spaniern den Namen Las tres Soretas, weil diese sie von ihren Mittelbergen leichter zu Gesichte bekommen und die französischen Namen auf sie nicht an-

wendbar fanden. Ich sah die Felswand der *Tuca ruja* vor mir, den *Astachjou* gegen West, den *Port de Pinède* und das Thal von *Béost* gegen Osten, unter mir den See des *Mont Perdu* mit seinem östlichen Abfluß in die *Cinca*, das ganze Schneëthal des *Mont Perdu*; seine Glätscher und Schneewände, welche durch frischen, dießjährigen Schnee vermehrt, sich bis über den nördlichen Rand des übrigens von allem Schnee gänzlich freien Gipfels heraufzogen.“

„Dann wandte ich mich gegen Süden, wo Spaniens fruchtbare Ebenen sich in einen gleichen Nebeldüft als die von Frankreich gehüllt hatten, und meinem Fernrohre die Thürme von *Balbastro* und *Saragossa* entzogen. *Arragons* Berge zeigten sich mir weniger hoch gethürmt als die der französischen Seite. Das Gebirge hat hier auf seiner Südseite gleich einen stärkern Abfall, und verliert sich dann fast reihenweise geordnet in immer geringen Abstufungen.“

„Nach diesem allgemeinem Ueberblick meiner Umgebungen richtete ich meine Aufmerksamkeit insbesondere auf diejenigen Theile des Gebirges, welche mit Schnee bedeckt waren, um mich der einzelnen zur Schneeregion gehörigen Punkte zu versichern, und über die Ausdehnung und Beschaffenheit dieses wichtigen Theils des spanisch-französischen Hochgebirges ein deutliches und umfassendes Bild entwerfen zu können. Ort und Zeit waren zu dieser Untersuchung die geeignetsten. Den Ort anlangend, so übersah ich vom Gipfel

des Mont Perdu fast die ganze pyrenäische Gebirgskette; wenigstens vom westlich gelegenen Mittagshorn von Pau im Ossau - Thale, bis zur Maladetta und über die Gebirge von Notre Seigneur de Mongari hinaus. Rücksichtlich der Zeit ist die zweite Hälfte des Monats September nicht nur die zweckmässigste, sondern zur Auffindung der wahren Schneegränze in mittlern geographischen Breiten wohl die einzig brauchbare. Zu früh nämlich liegt im Hochgebirge noch Schnee vom verflossenen Winter her, der nicht zur Gränze des beständigen gerechnet werden darf, weil er im Verlauf des Spätjahrs, der Erfahrung zufolge, noch schmilzt; zu spät, ist schon frischer Schnee gefallen und stört oder erschwert doch von dieser Seite die Genauigkeit der Bestimmung. Selten wird in letzterm Sinne, desto häufiger aber in erstem gefehlt. Darum findet man im September die wahre Schneegränze der Alpen um fast 500 Meter höher als die gewöhnliche Annahme sie bestimmt *); darum fand und bestimmte Saussure im Monat Junius eine Schneegränze am Aetna, der zwei Monate

*) Nach Ebel (s. dessen Werk: Ueber den Bau der Erde im Alpen - Gebirge etc. 1. Theil, S. 19.) befindet sich die Schneegränze der Alpen in einer Höhe von 7812 bis 8100 Pariser Fufs.

später von allem Schnee völlig entblößt ist, und darum wählte ich auch für dieses Gebirge den September für diese, in Bezug auf Kenntniss des Klima so wichtige, Untersuchung, sicher, daß um jene Jahreszeit schon all der Schnee geschmolzen ist, der in diesem Jahre wegschmelzen kann, und daß der vielleicht schon frisch gefallne viel weniger geeignet ist, eine Verwechslung mit dem alten, durch wiederholtes Halbschmelzen und Gefrieren hart gewordenen, vergletscherten Schnee zu gestatten.“

„Diese Erfahrung, die ich nun schon an drei sehr verschiedenen Gebirgen zu machen Gelegenheit hatte, findet in dem jahreszeitlichen Wechsel von Wärme und Kälte auf unsere Erdoberfläche ihren hinlänglichen Grund. Da nämlich, wo die Wärme eines Sommers nicht stark genug ist, den im Winter gefallnen Schnee zu schmelzen, erhält sich ein Theil desselben bis zum nächsten Winter, wird von neuem Schnee gedeckt, der im zweiten Sommer wieder nur zum Theil wegschmilzt, und bildet auf diese Art eine Masse unvergänglichen Schnees, der, wenn nicht Eigenheiten des Orts sein Daseyn an einer ungewöhnlichen Stelle bedingen, die Schneeegränze dieses Gebirges ausmacht. Damit man aber gewiß sei, daß von demselben auch so viel weggeschmolzen ist, als überhaupt wegschmelzen kann, muß man die Zeit abwarten, da die ganze Hitze des Sommers eingewirkt hat. Wie nun die Erfahrung lehrt, daß von allen 24 Stunden eines Tages um die zweite Nachmittagsstunde die Erde und die Luft ihre

größte Wärme bekommt, also um $\frac{1}{12}$ der ganzen Tageszeit später, als die Zeit des höchsten Sonnenstandes: so wird auch unsere Erde, in Bezug auf ihre jährliche Umwälzung“ (richtiger wohl: ihres jährlichen Laufes um die Sonne) „nicht zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, sondern $\frac{1}{12}$ der ganzen Dauer ihrer Umwälzung später, also nicht zu Ende des Junius, sondern zu Ende des Julius, ihre größte Erwärmung erleiden. Vor dieser Zeit wird man jedes Mal noch sehr viel vergänglichem Schnee in den Gebirgen antreffen, und diese ist es doch, welche man in der Regel zu Bergreisen benützt. Ist dieser Zeitpunkt aber erst der der größten Hitze, so wird auch nach demselben noch mehrere Wochen hindurch der Schnee im Hochgebirge fortfahren zu schmelzen, und mithin die zweite Hälfte Septembers wohl für diejenige Jahreszeit angenommen werden dürfen, in welcher der Schnee in den Gebirgen mittlerer Breite eben aufhört zu schmelzen, also die Schneegränze am sichersten ausgemittelt werden kann.“

Der Schnee, welchen ich von meinem Standpunkte aus nach jeder Richtung hin gewahr werden konnte, befand sich an folgenden Stellen zerstreut: der nördliche Kessel des Mont Perdu, die nördliche Seite des Cylindre nebst den Stufen des Marboré, und das ganze Serradez; ferner die Nordseite des westlich gelegenen Vignemale ; sein Schnee mochte ungefähr die Ausdehnung und Lage haben,

wie der vom *Sorradetz*. Noch weiter westlich als der *Vignemale* zeigte sich auf der Südostseite eines Berges, vielleicht des *Mittagshornes von Pau*, eine auf jeden Fall sehr unbedeutende Schneefläche; sodann östlich vom *Mont Perdu* an einem, wie mir damals schien, schon auf spanischer Seite gelegnen Berge, einige Schneemassen, etwa von der Ausdehnung wie die des *Mont Perdu*; spätere Erfahrungen lehrten mich, daß dies das *Maladetta-Gebirge* war. Auf der Südseite des Gebirges war der Schnee sehr sparsam zerstreut, namentlich in drei Vertiefungen am *Mont Perdu*, *Marboré*, und der *Rolandsbresche*; außerdem aber war die ganze südliche Abdachung dieser Massen gänzlich frei von Schnee, bis zu den sämtlichen Gipfeln hinauf. Dieß sind die einzigen, mit beständigem Schnee bedeckten Orte, welche man von der Höhe des *Mont Perdu*, so weit die Blicke tragen, gewahr werden kann. Nirgend sah ich, wie es in höhern Gebirgen zu seyn pflegt, einen, von seinem Gipfel bis zu einer gewissen Tiefe hinab, ununterbrochen und gleichmäßig beschneiten Berg, obgleich die Steilheit der Abdachungen, besonders auf der Südseite des *Vignemale*, des *Mont Perdu* und *Marboré*, im Allgemeinen so gering ist, daß sie kein Hinderniß zur Ansammlung von beständigem Schnee abgeben kann.“ (An einer spätern Stelle bemerkt *Parrot* über die Schneegränze der Pyrenäen: „Sie zeigt sich nur an den Centralpunkten des Gebirges, und zwar wesentlich verschieden auf seiner nördlichen und südlichen Seite;

auf jener schwankend zwischen 2400 und 2700, im Durchschnitt also bei 2550 Meter über der Meeresfläche; auf dieser durch einige schwach angedeutete Spuren in der Höhe zwischen 2600 und 3000 Meter“).

„Mein Puls schlug auf dem Gipfel des Mont Perdu 110 Mal in jeder Minute, und vier Tage zuvor, bei meinem ersten Versuche diesen Berg zu ersteigen, hatte ich in derselben Zeit gerade 100 Schläge gezählt. Beides ist auch verhältnißmäßig für die Erhebung der Standorte eine zu starke Beschleunigung. . . . Der Puls des jungen Rondo“ (des Führers) „schlug auf dem Gipfel des Mont Perdu 100 Mal in der Minute, während er in Jeddre (Gédre), dem Aufenthalte des jungen Mannes, gewöhnlich 87 schlägt, und der meinige ebendasselbst nur 75 zählen liefs. In dieser, wie in allen früher und später noch von mir angestellten Untersuchungen dieser Art, fand ich den Schlag des Herzens mit dem der verschiedenen Adern in vollkommener Harmonie.“

Ueber diese Beschleunigung des Pulses bei der Ersteigung hoher Berge machte Parrot einige Tage darauf, als er nämlich die Maladetta bestieg, noch andere übereinstimmende Beobachtungen. Wir glauben die Mittheilung derselben, um der anziehenden physiologischen Bemerkungen willen, mit welchen er sie begleitet, den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

„Mein Puls schlug hier“ — sagt Parrot — „nachdem ich mich wohl eine Stunde lang ausgeruht hatte, 105 Mal in

der Minute, und wenige Tage darauf zählte ich 70 in Bag-nères de Luchon“ (nach v. Charpentier 314 Toisen über dem Meere). „Dieses Verhältniß ist ganz dem Verhältniß der Höhe beider Standpunkte angemessen, und harmonirt vollkommen mit dem Gesetz über die zunehmende Häufigkeit des Pulses bei wachsender Höhe des Standpunkts, welches als Mittel aus sämtlichen Beobachtungen, in verschiedenen Gebirgen und auf sehr verschiedenen Höhen, an dem Kreislauf meines Körpers angestellt, hervorgeht. Mein Puls, welcher in der Höhe der Meeresfläche im Durchschnitt 70 angiebt, zeigt bei 1000 Meter Erhebung 75, bei 1500 Meter 82, bei 2000 Meter 90, bei 2500 Meter 95, bei 3000 Meter 100, bei 3500 Meter 105, bei 4000 Meter 110 Schläge in jeder Minute.“

„Wie sehr ich mich auf die Genauigkeit meiner Beobachtungen und des daraus gezogenen Verhältnisses verlassen kann, so bin ich doch weit entfernt, dasselbe für ein allgemein giltiges zu erklären, und ich behaupte sogar, daß es als solches wohl nur auf sehr wenig Personen passen wird, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal ist die ursprüngliche Zahl der Pulsschläge auch in dem gewohnten Aufenthalt bei wenig Menschen genau dieselbe, so daß also schon deswegen ein Puls von 60 an der Höhe des Meeres, bei 2000 Meter Erhebung nicht auf 90, wie der meinige, sondern nur auf 77 steigen würde; daher ist der Blutumlauf alter Leute der Beschleunigung durch den höhern Standpunkt viel weniger

unterworfen als bei Jünglingen. Zweitens ist die ursprüngliche Reizbarkeit des Herzens und der Adern sehr verschieden, so daß zwei Personen bei der gewohnten Höhe des Wohnorts eine ganz gleiche Häufigkeit des Pulses haben können, und durch die Erhebung auf einen höhern Standpunkt die eine dennoch grössere Vermehrung derselben erleidet, als die andere. Drittens kommt es sehr darauf an, in welcher Höhe über der Meeresfläche Jemand aufgewachsen ist, oder doch längere Zeit gelebt hat. Dem Bewohner der Ebene ist das Erheben auf eine Höhe von 5 bis 4000 Meter hinreichend, die Häufigkeit seines Blutumlaufts um die Hälfte und darüber zu steigern, während der Gebirgsbewohner in demselben Falle nur eine Beschleunigung von einem Viertel oder Drittel erfährt. So zeigte der Puls des 60jährigen Barreau (eines Führers) bei der Erhebung aus Bagnères de Luchon zum Gipfel der Maladetta nur eine Zunahme des Pulses von 60 auf 85 in jeder Minute, während der meinige von 70 auf 103 stieg. Eben so zeigte der Puls bei dem kaum 25jährigen Rondo dem Sohn, durch die Erhebung aus Jeddro (Gédre, nach v. Charpentier 508 Toisen über dem Meere) auf den Gipfel des Mont Perdu, ein Steigen von 87 auf 100, während der meinige unter ganz gleichen Umständen von 73 auf 110 Schläge in der Minute heranwuchs. Daher nimmt man auch an den Bewohnern sehr hoher Dörfer, wie z. B. Héas (740 Toisen nach v. Charpentier) kaum eine namhaft grössere Häufigkeit des Pulses wahr, als

an den Bewohnern der tiefern Thäler, wie mich dieß Beobachtungen lehrten. Viertens endlich giebt es einen bei dergleichen Untersuchungen noch gar nicht beachteten, scheinbar geringfügigen Umstand, ohne dessen Beseitigung man nie zu bestimmten Resultaten kommen wird, nämlich ob die Person, an welcher der Puls gezählt wird, steht, sitzt oder liegt. Denn wenn man auch die Vorsicht braucht, diese Untersuchungen nicht gleich nach Erreichung des Gipfels, wo das Blut sich ohnedieß in gröfserer Wallung befindet, anzustellen: so ist die Häufigkeit des Pulses doch auch nach völliger Erholung, selbst bei dem ruhigsten Leben in unsern Wohnzimmern, nach der verschiedenen Haltung unsers Körpers sehr verschieden, so zwar, daß zwischen dem ruhigen Sitzen und dem einfachen Stehen ohne alle Bewegung ein Unterschied von 10 bis 20 Schlägen in einer jeden Minute eintritt. Dieß hängt von dem physischen Gesetze ab, daß die Häufigkeit des Pulses mit dem jedesmaligen Maße von Muskelanstrengung im Körper überhaupt, in geradem Verhältniß steht. Nun aber ist das Stehen, auch das ganz ruhige, immer von namhafter Muskelthätigkeit begleitet, während im Sitzen nur wenige Muskeln zur Hervorbringung des Gleichgewichts wirksam zu seyn brauchen. Dieß ist so wahr, daß das bloße wagrechte Hinhalten eines einzigen Armes den Puls um 5 Schläge und darüber in jeder Minute beschleunigt. Auf dieser wichtigen Lehre beruht auch die ganze Kunst, mit welcher manche Personen Aufsehen erregen,

nach Willkür die Häufigkeit des Pulses bis zu dem höchsten Grade der Fieberwallung zu vermehren, durch das bloße Anspornen einiger der Hauptmuskeln des Körpers, ohne gerade eine Bewegung zu machen. Auf dem Gipfel des Mont Perdu, wo uns keine Felsen zum Sitzen einluden, sondern im Gegentheil der Boden von einer dünnen Lage frisch gefallen und halb geschmolzenen Schnees durchfeuchtet war, stellte ich die Beobachtung des Pulses, an mir sowohl als an meinem Begleiter, stehend an, und daher die unverhältnißmäßige Vermehrung seiner Schläge auf 110 in der Minute, eine Frequenz, welche für meinen Blutumlauf einer Höhe von 4000 Meter entspricht.“

Nur wenn man alle diese Umstände gehörig erwägt, aber dann auch nicht ohne einen bedeutenden Grad von Zuverlässigkeit, lassen sich einige allgemeine Resultate über den Einfluß der Berghöhen auf den Blutumlauf machen, und kann derselbe vielleicht sogar als ungefährer Maßstab der Höhe eines Standpunktes betrachtet werden, ein Maßstab, der jedoch für Jeden durch eigne Erfahrungen erst ausgemittelt werden muß, weil sich a priori hierin nichts bestimmen läßt“ *).

*) Parrot war indess, obgleich der Erste, der die Maladetta erstiegen hat, doch nicht auf dem höchsten Punkte derselben, nämlich auf dem Pic de Nethou, der, wie das obige Höhenverzeichniß lehrt, nach der trigonometrischen Messung der HH. Reboul und Vidal 1787 Toisen hoch liegt, sondern auf einem etwas niedrigeren Gipfel, dessen durch das Barometer bestimmte Höhe er zu $3309\frac{6}{10}$ Meter angiebt.

Ueber die Verbreitung der Pflanzenwelt oder die Vegetations - Gränzen in den Pyrenäen bemerkt Parrot Folgendes. Die Fichte (*Pinus sylvestris*) wird auf der Nordseite des Gebirges sehr allgemein bis zu 2100 Meter, auf der Südseite bis zu 2250 Meter hoch gefunden. Die Birken verkleinerten sich schon bei 1800 Meter zu einem Gestrüppe von kaum eines Meters Länge. Eichen fanden sich bei 1600 Meter noch hochstämmig und stark. Buchen erreichten bei derselben Höhe noch die Gröfse von 6 bis 7 Metern. Feldfrüchte, namentlich Gerste und Hafer, wurden auf der Nordseite nur bis 1600, auf der Südseite bis über 1700 Meter hinaus, gebaut.

VIII.

S a v o y e n,

Sa v o y e n gehört unter die Länder, welche, mit Ausnahme einiger Badeorte, von Reisenden sehr wenig besucht werden. Es ist zwar nicht arm an Naturschönheiten, bietet aber der gewöhnlichen Schaar von Wanderern, die alljährlich die Alpen besuchen, weit weniger Bequemlichkeiten dar. als die Schweiz, und man läßt es daher, auch wenn man aus Frankreich nach Italien reis't, seitwärts liegen. Das Neueste, was wir darüber haben, ist die 1825 zu London in zwei Theilen, mit einigen illuminirten Kupfern und vielen Holzschnitten erschienene Beschreibung einer Reise, welche der bekannte englische Bergforscher (Geognost) Bakewell, in den Jahren 1820, 1821 und 1822 nicht nur durch einen Theil Savoyens (die Tarentaise), sondern auch der Schweiz und Au-

Sommers Taschenb. 1825. O

vergne's gemacht hat *). Obschon der Hauptzweck dieser Reise war, Beobachtungen über die Gebirgsbildung Savoyens und Auvergne's anzustellen, in welcher Hinsicht der Verf. auch in der That sehr viel neue Beobachtungen gemacht hat: so sind doch auch eine Menge sehr anziehender Bemerkungen über die sonstigen Verhältnisse der bereisten Gegenden, über Gewerbfleiss, Charakter, Bildung, Sitten und Gebräuche der Einwohner u. a. m. darin vorhanden, welche zum Theil verdienen; hier mitgetheilt zu werden; um so mehr, da die englische Urschrift, um des, wie gesagt, mehr geognostischen Inhaltes willen, schwerlich für die grössere deutsche Lesewelt je übersetzt werden dürfte.

Savoyen liegt am westlichen Abfalle der Penninischen und Grajischen, und am nordwestlichen eines Theils der Cottischen Alpen. Es ist daher ganz mit Gebirgen bedeckt und hat nirgends eine eigentliche Ebene aufzuweisen. Bloß an den westlichen Gränzen, nach Frankreich hin, endigen sich einige Thäler mit einer etwas beträchtlichen

*) Travels, comprising observations made during a residence in the Tarentaise and various parts of the Grecian and Pennine Alps, and in Switzerland and Auvergne, in the Years 1820, 1821 and 1822, etc. etc.

Breite. In der Mitte des Landes und nach dem Hochgebirge hin giebt es Thäler, welche die Natur von der übrigen Welt gänzlich abgesondert hat, indem oft nur eine enge und tiefe Bergschlucht, wo das Maulthier den schmalen Pfad mit dem Gewässer theilen muß, den Eingang dazu bildet. Die höchsten Alpengipfel an den Gränzen, wie der Mont Blanc, der Géant, der Mont Iseran etc. ragen mehre Tausend Fuß über die Gränze des ewigen Schnees hinaus, und die Glätscher an ihren Abhängen verbreiten sich weit hinab in die Thäler Savoyens. Weiter nach dem Innern des Landes werden die Berge niedriger und bekleiden sich, wenn sie nicht zu steil sind und einige Dammerde darauf haften kann, mit Gebüsch und Rasen, so daß das Vieh im Sommer hier Weide findet. Nur die niedrigsten Hügel und Abhänge, so wie die Thalgründe, können mit dem Pfluge und dem Spaten bearbeitet werden.

Vielleicht giebt die folgende Uebersicht von der Bodenbeschaffenheit zweier der gebirgigsten Landschaften Savoyens einen richtigern Begriff von diesem Lande, als eine bloß allgemeine Beschreibung. Sie ist aus einem allgemeinen Grundstücken - Verzeichnisse gezogen, welches die Regierung im Jahre 1758 hat verfertigen lassen. Da der Mensch im Laufe der Zeit hier nur wenig oder nichts zur Veränderung der Landesbeschaffenheit mitwirken kann: so darf man es auch für unsere Zeiten noch als richtig annehmen.

Die Grafschaft Tarentaise enthielt:

Bebautes Land . . .	446,223	Piemontesische	Geviertmorgen.
Weiden, Gemein- gründe und Wal- dungen	200,012	-	-
Felsen, Glätscher, Flüsse und durch Bergstürze be- decktes Land . .	99,388 *)	-	-

Zusammen . 445,623 Piemontesische Geviertmorgen.

Die Grafschaft Maurienne enthielt:

Bebautes Land . . .	242,041	Piemontesische	Geviertmorgen.
Weiden, Gemein- gründe und Wal- dungen	178,601	-	-
Felsen, Glätscher, Flüsse und durch Bergstürze, be- decktes Land . .	101,620 *)	-	-

Zusammen . 522,262 Piemontesische Geviertmorgen.

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Zahl seit 1758 eher noch zu- als abgenommen habe; man sehe im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches den Aufsatz S. I u. ff. über die Veränderung des Klimas in den Alpen, nach Kasthofer.
D. H.

Wenn Savoyen um einige Grade nördlicher läge, so würde es, da seine niedrigsten Thäler über 1000 Fuß Meereshöhe haben, und ein Grad Breitenzunahme in Hinsicht der Luftwärme einer Erhebung von 300 Fuß entspricht, ein höchst unfruchtbares Land seyn.

Das folgende Verzeichniß der Höhen, bis zu welchen mehrre Bäume und Pflanzen noch angebaut werden, kann uns über die Temperatur von Savoyen und Ober-Wallis (zwischen $45\frac{1}{2}$ und $46\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br.) belehren. Die Beobachtungen sind an Standorten gemacht, welche der Mittags- und Abendsonne genießen und vor den Nordostwinden geschützt sind.

Wein	:	• 2380	engl. Fuß *)	über dem Mittelländ. Meere.
Mais	:	• 2772	-	-
Eichen	:	• 3518	-	-
Walnüsse	:	• 3620	-	-
Eibenbaum	:	• 3740	-	-
Gerste	:	• 4180	-	-
Kirschbäume	:	• 4270	-	-
Erdäpfel	:	• 4450	-	-
Haselnüsse	:	• 4500	-	-
Buchen	:	• 4800	-	-

*) Der engl. Fuß ist gleich $11\frac{1}{4}$ Pariser Zoll, und 17 engl. Fuß betragen genau $16\frac{3}{8}$ Wiener Fuß.

Berg - Ahorn	• 5100	engl. Fufs über dem Mittelländ; Meere.		
Silberbirke	• 5500	-	-	-
Lärchbäume	• 6000	-	-	-
Tannen	• 6500	-	-	-
Zürbel - Fichten				
(Pinus cembra)	6600.	-	-	-
Alpen - Rosen				
(Rhododendron)	7400	-	-	-

Die Baumlinie erstreckt sich bis zu 6700 Fufs Meereshöhe, die der Gesträuche bis 8500 Fufs. Auf Granit-Boden findet man Gewächse noch bis 10600 Fufs: worunter einige Lichen - Arten gehören. Mit 11000 Fufs hört aller Pflanzenwuchs gänzlich auf. Im südlichen Savoyen werden Weinstöcke auch bis 2600 Fufs hoch angetroffen, aber Bakewell bemerkte hier, dafs die Trauben in dem kalten Sommer 1821 nicht ausgewachsen und reif geworden waren.

Alle Flüsse und Seen Savoyens ergiessen sich entweder in die Rhone oder in die Isere. Die drei vornehmsten Flüsse sind die Isere, der Arc und die Arve. Die Isere hat ihre Quellen auf dem östlichen Abfalle des Mont Iseran, fliesst durch die Tarentaise, wo sie den Arly aufnimmt, wendet sich dann westwärts und strömt Frankreich zu, wo sie sich, bei Valence in die Rhone ergiesset. Der Arc entspringt auf dem westlichen Abhange des Mont Iseran, macht einen fast kreisförmigen Bogen durch das Thal von Maurienne und fällt dann in die Isere. Die

A r v e verdankt ihren Ursprung den Glätschern von **Chamouny**, und strömt, nachdem sie alle Gewässer von der nördlichen Seite des **Mont Blanc** und noch mehre andere aufgenommen hat, der **Rhone** zu, welche sie ein wenig unterhalb des Ausflusses derselben aus dem **Genfer - See** erreicht. Da die **Arve**, wegen ihres starken Gefälles, diesen Lauf bis zur **Rhone** in sehr kurzer Zeit zurücklegt, so behält ihr Wasser noch lange die niedrige Temperatur ihrer Quellen und ist im Sommer nicht selten um 15° Fahr. kälter als das **Rhonestwasser**. Da daraus auch eine verschiedene Eigenschwere der Gewässer beider Flüsse hervorgeht, so laufen sie eine beträchtliche Weite unvermischt neben einander hin, so daß die reine, blaue **Rhone** sich westlich und die klare **Arve** sich östlich hält. Zuweilen schwillt die Letztere durch plötzliche Thauwetter im **Chamouny - Thale** so an, daß sie das Wasser der **Rhone** rückwärts zu laufen nöthigt. — Auch die Seen von **Annecy** und **Bourget** fließen in die **Rhone** ab.

Da alle Flüsse **Savoyens** wegen der plötzlich eintretenden Thaufluthen so häufig den größten Anschwellungen ausgesetzt sind: so bedecken sie den Boden des Thales, worin sie sich alsdann ausbreiten, mit einer ungeheuern Menge von Steinen, die sie aus dem Hochgebirge mitbringen. Mancher Fluß, welcher bei gewöhnlichem Wasserstande sehr unbedeutend scheint, hat gleichwohl an mehreren Stellen seines Laufs ein mit Geschieben überdecktes Bett von 2000 bis 3000 Fufs Breite,

so daß ein beträchtlicher Theil des schönsten Landes für den Anbau verloren geht.

Die bebauten Abhänge am Fusse der Berge leiden auch sehr durch die häufigen Bergfälle, welche nicht selten viele Tausend Geviertklaster auf ewig mit ihren Trümmern bedecken.

Die Fahrwege sind, drei oder vier Hauptstraßen ausgenommen, sehr schmal, uneben und gefährlich. Zu einigen beträchtlichen Thälern und ansehnlichen Bezirken ist der Zugang nur auf Maulthier-Pfaden möglich. Die große Straße von Lyon nach Chambéry betritt Savoyen bei Pont de Beauvoisin, geht durch die Gallerie von Les Echelles (eines der größten und erstaunenswürdigsten Bauwerke Napoleons), verbindet sich mit der Straße von Genf nach Chambéry und zieht sich dann über den Mont Cenis weiter fort. Die Simplon - Straße läuft an der Nordgränze Savoyens, längs dem Genfer - See hin. Man arbeitete (1821) an einer neuen Straße von Annecy nach L'Hospital an der Isère, durch welche der Weg von Genf bis zum Mont Cenis sehr abgekürzt wird. Auch führt von Genf ein guter Fahrweg nach Bonneville und Sallenches.

Wir wenden uns nun zu einigen bemerkenswerthen Einzelheiten in Bakewells Reisebericht.

Er verlebte einen Theil des Sommers 1821 an dem reizenden See von Annecy, in dem Schlosse Duing, und sagt bei der Beschreibung dieser Gegend Folgendes über den dortigen Bauernstand.

Obschon die Bauern in diesem Theile Savoyens im Allgemeinen arm sind, so besitzen doch die meisten kleine Stücke Feld, auf welchen sie den jährlichen Bedarf an Kartoffeln, ihrem Hauptnahrungsmittel, erbauen können. Diefes giebt ihnen ein gewisses Gefühl von Unabhängigkeit, wobei sie gleichwohl gegen den Fremden sehr bescheiden bleiben. Ungleich den Bewohnern des Chamouny - Thales, welche, verderbt durch die häufigen Besuche reicher Ausländer, dem Reisenden auf jedem Schritte nachlaufen und ihn mit unaufhörlichem Anbieten von Blumen, Früchten und Milch lästig fallen, grüßen die hiesigen Landleute den Vorüberziehenden höflich, beantworten eben so artig seine Fragen, und bezeigen sich auf keinerlei Weise zudringlich.

Die zahlreichen kleinen Schaf- und Ziegenheerden, worunter sich ein Paar Kühe befinden, erhöhen, wenn sie sich des Abends bei der Heimkehr die gekrümmten Bergpfade herabwinden, das Malerische dieser Gegenden ungemein. Die Weiber oder Mädchen, welche sie führen, sind dabei immer nützlich, entweder mit Stricken, Ströhflechten oder Spinnen, beschäftigt.

Fast jedes Kleidungsstück, welches die Bauern in Savoyen tragen, bereiten sie sich selbst zu. Die Wolle ihrer

kleinen Heerden wird von ihnen selbst gesponnen und von dem Dorfweber verarbeitet. Schwarze Schafe sind hier zu Lande sehr häufig. Die Landleute vermischen die Wolle derselben mit der von den weißen Schafen und erhalten so ein grauliches Gewebe, wobei sie die Färbekosten ersparen. Ebenso spinnen sie den Flachs und verweben ihn selbst zu Leinwand. Herumziehende Schneider und Schuster machen dem Bauer Kleider und Schuhe in seiner eignen Wohnung und versorgen ihn nebenher noch mit allerlei Neuigkeiten aus der Nähe und der Ferne.

Um den See von Annecy her und in den Thälern dieses Theils von Savoyen ist der Walnußbaum sehr häufig. Dieser Baum ist für die hiesigen Einwohner der Stellvertreter des Oelbaums, indem er ihnen nicht nur alles Oel zum eignen Verbrauch, sondern auch noch eine beträchtliche Menge zur Ausfuhr nach Frankreich und Genf liefert. Die Walnuß-Erndte fängt im Schloß Duing im September an. Man schlägt die Nüsse mit langen Stangen von den Bäumen. Nachdem man sie von den grünen Schalen befreit hat, legt man sie in besondere Kammern zum Austrocknen, wo sie bis zum November liegen bleiben. Jetzt beginnt die Bereitung des Oels. Zuerst müssen die Nüsse aufgeschlagen und die Kerne herausgenommen werden. Zu dem Ende versammeln sich am Abende, nach vollbrachter Tagsarbeit, im Schlosse mehrere Bauern mit ihren Weibern und ältern Kindern. Die Gesellschaft besteht aus etwa 30 Personen, welche

sich um einen großen, runden Tisch hersetzen. An jedem Ende desselben sitzt ein Mann mit einem kleinen Hammer, welcher die Nüsse aufschlägt und sie den Uebrigen zuwirft, die dann den Kern herausnehmen. Doch wird dieser nicht geschält, weil dieß eine zu mühsame und lange aufhaltende Arbeit seyn würde. Die savoy'schen Bauern, von Natur lebhaft und gesprächig, beleben diese Arbeit durch allerlei Geschichten, Späße und lärmende Fröhlichkeit. Gegen 10 Uhr wird der Tisch abgeräumt und das Goûter oder Abendessen aufgetragen, welches in gedörrtem Obst, Gemüse und Wein besteht; den Rest des Abends bringt man mit Tanzen und Singen hin, und geht oft erst um Mitternacht aus einander. In guten Jahren ist die Walnuß-Ernde des Besitzers vom Schlosse Duing so reichlich, daß diese Abendversammlungen an 14 Tage nach einander dauern. Die armen Leute aus der Umgebung freuen sich von Jahr zu Jahr darauf wie auf ein Fest. Sie empfangen keine Bezahlung für ihre Arbeit, sondern das Goûter und die Abendunterhaltung sind ihre einzige Belohnung.

Die ausgemachten Kerne breitet man auf Tüchern zum Trocknen aus und trägt sie nach etwa 14 Tagen in die Quetschmühle (Crushing-mill), wo sie in eine teigige Masse verwandelt werden. Diese wird in Tücher gehüllt und unter die Presse gebracht, um das Oel auszupressen. Das beste Oel, welches als Speiseöl dient, gewinnt man aus dem kalten Teige; eine geringere Sorte, zum Brennen, erhält man durch

das Erhitzen des Teiges. Dreissig Personen können an einem Tage so viel Nüsse aufknacken, als zu 60 Pfund Teig erfordert wird, von welchen man etwa 13 Wein-Quart *) Oel erhält. Die Schalen werden von einem so wirthschaftlichen Volke als die Savoyarden sind, nicht weggeworfen, sondern zu Asche gebrannt, die man zur Laugenbereitung beim Waschen benützt. Zwei Pfund dieser Nufsschalen-Asche leisten so viel als drei Pfund Holzasche; aber das Kali, welches jene enthält (die Potasche), ist so ätzend, daß es oft die Wäsche zerfrisst. Der nach dem Auspressen zurückbleibende Teig wird zu Kuchen geformt, die getrocknet und unter dem Namen Pain amer (Bitterbrod) von Kindern und armen Leuten gegessen, auch öffentlich verkauft werden.

Ueber die jährlichen Wanderungen der Savoyarden erhielt Bakewell von einem Geistlichen folgende, bei uns weniger bekannte Auskünfte.

Diese Wanderungen beginnen mit dem Ende des Oktobers. Ein alter Handelsmann aus St. Ferrol, der bei seinen vieljährigen Herumzügen sich eine genaue Kenntniß der ver-

*) 4 englische Weinquant machen eine Gallone, welche 191 franz. Cubikzoll, oder ungefähr $10\frac{3}{4}$ niederösterreichische Seidel enthält.

schiedenen Theile des Landes und ihrer Einwohner verschafft hat, versammelt um jene Zeit alle jungen Bursche eines gewissen Bezirks, welche Lust bezeigen, ihm zu folgen. Die Väter bringen ihm ihre Söhne und unterlassen nicht, die Geschicklichkeit und körperliche Stärke derselben aufs beste herauszustreichen. Der alte Krämer untersucht sie, wie Rekruten, aufs sorgfältigste, prüft sie vielseitig in Absicht auf ihre erworbenen Geschicklichkeiten, und bestimmt nun den Preis, welchen er für die von ihnen, während ihrer Abwesenheit zu verrichtenden Dienste, den Aeltern bezahlen will. Für Bursche von 18 bis 20 Jahren giebt er 36, für solche von 14 bis 18, 20, und für Knaben von 12 bis 14, 12 Franks. Wenn der Handel abgeschlossen ist, so begeben sich alle diese jungen Bursche unter den Befehl des wandernden Krämers, und nehmen von den Aeltern, die sie ernstlich zum Gehorsam und zur Treue gegen ihren Führer oder Miether, so wie zur Gottesfurcht und Frömmigkeit ermahnen, Abschied. Der Alte zieht nun mit der ganzen Schaar in die weite Welt, vermiethet jeden Einzelnen auf Wochen oder Tage zu allerlei häuslichen Verrichtungen und nimmt dafür den bedungenen Lohn in Empfang. In grossen Städten, wie z. B. in Paris, wird dieser Tage- oder Wochenlohn von Allen in eine gemeinschaftliche Kasse gethan, aus welcher die nöthigsten Ausgaben bestritten werden. Was nach der Bezahlung des für die Aeltern bedungenen Preises dann noch übrig bleibt, gehört dem Vermiether.

Die Heimkehr dieser jungen Savoyarden, welche im nächsten Frühling erfolgt, wird den Dorfbewohnern durch wiederholte Pistolenschüsse angekündigt. Die gegenseitige Freude der Aeltern und Kinder bedarf keiner Schilderung. Nicht selten hat die kleine Karawane von ihrem wenigen Ersparten in Paris ein Geschenk für die heimathliche Kirche gekauft. Dieses wird gleich nach der Ankunft dem Pfarrer überreicht, und am nächsten Sonntage von diesem auf dem Altar, zur Nacheiferung für die jüngere Dorfjugend, öffentlich aufgestellt.

In Aix hielt sich Bakewell einige Zeit auf, um die dortigen berühmten warmen Bäder zu gebrauchen.

Dieser schon bei den Römern berühmte Ort, wo er *Aquae Allobrogum* und später *Aquae Gratianae* hieß, ist in den letzten Jahrhunderten oft durch Feuersbrünste zerstört worden. Das letzte Unglück dieser Art traf die Stadt im Jahr 1739. Sie liegt gegenwärtig (etwa 2 deutsche Meilen von Chambery) in der Tiefe eines Thales, das in der Vorzeit ein Theil des benachbarten Sees von Bourget gewesen zu seyn scheint. Diese Lage der Stadt, am Fusse eines hohen Kalkgebirges, an dessen Fusse die beiden heißen Quellen entspringen, hat viel Unangenehmes, da die Hitze des Sommers durch die Dünste des vielen heißen Wassers, welches unaufhörlich durch die Strassen fließt,

noch vermehrt wird. Wäre die Stadt auf der Anhöhe ein wenig oberhalb der Bäder angelegt worden: so hätte man diese Unbequemlichkeit vermieden und zugleich eine schöne Aussicht auf den See von Bourget und die umliegende Gegend gewonnen.

Aix war ehemals mit Mauern umgeben und hatte drei Thore. Den Marktplatz (La Grande Place) ausgenommen, sind die Strassen sehr eng und die Häuser klein. Es enthält etwa 1600 Einwohner. An bemerkenswerthen Alterthümern aus der Römer Zeiten hat Aix nur noch einen Bogengang, ein viereckiges Gebäude (das nach Einigen ein Dianen-, nach Andern ein Venustempel gewesen seyn soll,) und Ruinen eines Dunstbades aufzuweisen.

Die zwei heißen Quellen liegen etwa 8 — 900 Fufs von einander. Die obere, oder St. Pauls - Quelle, uneigentlich auch die Alaun - Quelle genannt, bricht unter dem vorerwähnten altrömischen Bogengange aus dem Felsen hervor. Sie hat ungefähr die nämliche Temperatur wie die untere (+ 57 bis 58° Reaum.) und wird von einigen Kranken als ein gelindes Eröffnungsmittel gebraucht. Zuweilen dient sie auch als Duschbad. Das Wasser bildet einen Bach, groß genug, um eine Mühle zu treiben, und bildet weiter unten ein großes Becken oder Bad, worin jetzt nur noch gelenksteife Pferde mit gutem Erfolge geduscht werden. Für jedes Mal werden 15 Sous bezahlt. Ehemals hiefs es das Königsbecken (Bassin Royal) von Heinrich IV., König von

Frankreich, welcher nach der Besitznahme Savoyens 1660 darin gebadet hatte.

Die untere Quelle heisst das Schwefelbad (Le Bain de l'Eau de Souffre). Sie ist sehr wasserreich, geschmacklos, und riecht nach Schwefel, nicht nach geschwefeltem Wasserstoffgas. Man bedient sich jetzt hauptsächlich dieser Quelle zum Duschen, da das Wasser mit dem dazu erforderlichen Wärmegrad aus dem Felsen hervorbricht und ihm, der hohen Lage der Quelle wegen, eine mehr oder weniger ansehnliche Fallhöhe gegeben werden kann, ohne daß man es zu pumpen braucht. (In Aachen ist das Wasser zu heiss und man muß es vor dem Gebrauche ein wenig abkühlen lassen.) Bis zum Jahr 1772 war dieses Schwefelbad nichts weiter als eine grofse, in den Felsen gehauene Höhlung, welche durch eine Mauer in zwei Hälften (für die Männer und die Weiber) getheilt wurde und vorn mit einem eisernen Geländer versehen war. In jenem Jahre aber liefs der König von Sardinien das gegenwärtige hübsche Gebäude, und zwar ausdrücklich zum Gebrauch des Duschbades errichten. Die einzelnen Badezimmer, 15 an der Zahl, liegen in einer halbzirkelförmigen Reihe neben einander. Ein Stockwerk tiefer findet man noch zwei Badezimmer, für besondere Fälle, wo man haben will, daß das Wasser aus einer gröfsern Höhe herabfalle und folglich kräftiger wirke.

An der Südseite des Gebäudes ist das grofse, für die königliche Familie bestimmte Bad, mit Ankleidezimmern rings

um dasselbe. Es giebt auch besondere Abtheilungen, worin arme Kranke unentgeltlich geduscht werden. Jedes Badzimmer besteht aus einem Bogengewölbe von etwa 15 Fuß Länge, 11 Fuß Weite und 22 Fuß Höhe von dem obersten Ende des Platzes, wo der Badende sitzt. Oben befinden sich zwei Oeffnungen, oder kurze Röhren, aus welchen das Wasser in armsdicken Strahlen herabschießt, und auf dem Boden von Rinnen aufgefangen wird, die es auf die StraÙe leiten. In jeder Badstube sind, nach Verhältniß des Geschlechts, zwei Männer oder zwei Weiber, denen das Geschäft des Duschens obliegt. Vor der Thüre warten zwei Sänfenträger, um den Kranken, so wie er aus dem Bade kommt, gleich nach Hause zu tragen. Es ist der Gebrauch, die Kur mit einem oder zwei warmen Bädern, die man zu Hause nimmt, anzufangen.

Für denjenigen, welcher das Duschbad zum ersten Male nimmt, hat das ganze Verfahren etwas Abschreckendes. Als ich zuerst in die Badstube eintrat, erzählt unser Verf., war, nachdem man die Thüre zugemacht hatte, Alles dunkel vor meinen Augen, und ich befand mich gänzlich in Schwefelgeruch und Wasserdampf eingehüllt. Bald aber erholte ich mich und ward einen schwachen Schein gewahr, den das Tageslicht durch ein kleines, mit einem Vorhang bedecktes, Fenster über der Thür hereinwarf. Jetzt bemerkte ich auch zwei stumme, fast ganz nackte Gestalten, die ich zuvor nicht gesehen hatte, welche mit entblößten und ausgestreckten Armen da standen,

in Bereitschaft, mich, sobald ich ausgekleidet seyn würde, in Empfang zu nehmen. Es hätte keiner besonders lebhaften Einbildungskraft bedurft, um bei den schauerlichen Umgebungen des Ganzen in diesen Gestalten entweder höllische Teufel oder Henker der Inquisition zu erblicken, und das gräßliche Geschrei der Duser in den benachbarten Kammern, welche nach den Trägern riefen, hätte nur noch in diesem Wahne bestärkt. Als ich mich den Stufen näherte, welche ich zu dem eigentlichen Duschbade hinabsteigen mußte, zog ich den Fuß zurück, weil ich nichts sah, wohin ich ihn setzen konnte. Die Männer glaubten, ich fürchte mich, und riefen daher: Seyn sie unbesorgt; wir werden ganz sanft mit Ihnen umgehen, wie mit einem verzärtelten Kinde. (*N'ayez pas peur; nous vous ménagerons doucement comme un enfant gâté.*) Sie führten mich nun unter einen von den Wasserströmen, welche durch die Röhren an der Decke hervorbrechen, und baten mich, die Hände emporzuhalten, damit der Wasserstrahl dadurch gebrochen werden und sich nach und nach theilweise über den ganzen Körper verbreiten könne; es würde mir nämlich zu schmerzhaft seyn, mich dem ganzen heißen Wasserstrahl auf Ein Mal auszusetzen. Als ich ein Weilchen so gestanden hatte, gewöhnte ich mich allmählich an den hohen Wärmegrad des Wassers. Ich setzte mich nun nieder und das eigentliche Duschen begann. An den Oeffnungen der Decke, durch welche das Wasser eindringt, befinden sich lange, aus mehren Gliedern bestehende und

bewegliche blecherne Röhren, von welchen jeder Duscher eine in die Hand nimmt und sie, indem das Wasser durchströmt, über alle Theile des Körpers hin und her führt, während er mit der andern Hand die Stelle, auf welche das Wasser fällt, tüchtig reibt. Das erste Mal dauerte dieses Duschen nur fünf Minuten, aber jeden folgenden Tag immer länger, bis ich endlich im Stande war, es 20 bis 30 Minuten auszuhalten. Sobald das Duschen beendet war, erhoben die Duscher das fürchterlichste Geschrei, das ich je gehört habe. Die Sänfenträger traten ein und übernahmen mich. Ohne mich abzutrocknen, wickelten sie mich vom Kopfe bis zu den Füßen in ein leinenes Tuch, und hierauf wieder in eine grofse, dicke, wollene Decke. Um den Kopf und die Füße banden sie noch besondere Tücher. In diesem Aufzuge mufs ich wie die Leichen bei den Alten ausgesehen haben. Nun trugen mich die Träger in die Sänfte und rannten mit mir durch die Strassen nach Hause, und hier selbst die Treppen hinauf bis in mein Schlafzimmer. Diefs ist eigentlich der schrecklichste Auftritt des ganzen Schauspiels. Die Treppen sind gewöhnlich steil und schmal, und da die Träger sehr schnell hinaufgehen, so scheint es fast unmöglich, das Gleichgewicht zu behalten, zumal da Hände und Füße eingewickelt und folglich nicht zu gebrauchen sind. Indessen läuft bei der grofsen Uebung und Geschicklichkeit der Träger immer Alles gut ab. Das Bett ist vorher gewärmt worden, die Träger nehmen dem Kranken seine Woll- und Linnendecken

ab, der eine faßt ihn bei den Schultern, der andere bei den Füßen, und so legen sie ihn ins Bett, decken ihn zu, wünschen ihm einen guten Morgen und gehen wieder ihres Weges. Nach der Vorschrift des Arztes und nach Verhältniß der Krankheit muß nun der Kranke längere oder kürzere Zeit liegen bleiben, so lange bis ein tüchtiger Schweiß erfolgt. — Es scheint Anfangs auffallend, den Kranken so lange in einer nassen Bedeckung zu lassen; aber man hat nie üble Folgen daraus entstehen sehen, und ich habe es an mir selbst erfahren, daß der Schweiß auf diese Art stärker war, als wenn ich mich vor dem Niederlegen abgetrocknet hatte.

Die ganze Bezahlung für das Duschen, mit Inbegriff der Träger, beläuft sich für jedes Mal nicht höher als auf andert-halb Franken. Davon erhalten aber die zwei Duscher und die zwei Träger jeder einen Sou; das Uebrige bekommt die Regierung, deren reines Einkommen aus diesen Bädern jährlich an 1500 Pfund Sterling beträgt. Es ist den Duschern und Trägern übrigens verboten, noch besondere Geschenke anzunehmen; indessen hängt eine Büchse im Badehause, worin jeder Kranke nach Beendigung der Kur noch eine Kleinigkeit wirft. Dieses Geld wird gesammelt und zur Unterstützung dieser Leute in Krankheitsfällen oder im Alter verwendet. Wenn die Bäder am besuchtsten sind, fängt das Duschen schon um 3 Uhr des Morgens an und dauert in der Regel bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags. Einer von den Duschern; ein dicker alter Mann, sagte mir, er habe schon

vor 3 Uhr früh anfangen und müsse bis 9 Uhr Abends aushalten. Man sollte glauben, der beständige Aufenthalt in einer so heißen und feuchten Luft müßte der Gesundheit höchst schädlich werden. Aber der Mann sagte, er treibe dieses Geschäft schon seit 50 Jahren, und er wäre im Ganzen sehr gesund. Im Winter beschäftigen sie sich mit Weben und andern Verrichtungen. Die rechte Jahreszeit zum Gebrauch der Duschbäder ist von der Mitte Juni bis zu Ende September. Vor oder nach dieser Zeit ist das Duschen, wegen der kalten Morgen und Abende, gefährlich. Die jährliche Zahl der Kurgäste ist 1500 bis 1800. Jede Woche wird eine Badeliste ausgegeben. Selten bleibt ein Kranker auf ein Mal länger als 3 oder 4 Wochen hier, da die Kur zu sehr angreift, als daß man sie länger aushalten könnte. Bei hartnäckigen Uebeln lassen jedoch die Aerzte den Kranken nach der ersten Kur eine Pause von mehreren Wochen machen, und dann später, ehe die Kurzeit zu Ende geht, das Duschbad noch Ein Mal gebrauchen.

Die hiesigen Wasser bewähren ihre Heilkraft hauptsächlich bei Lähmungen, Gicht, Flußbeschwerden (Rheumatismen), Verrenkungen und Gelenksteifigkeiten, auch bei Scropheln und Drüsengeschwulsten.

IX.

R i o d e J a n e i r o .

Die Leser haben bereits oben, in dem Auszuge aus Arago's Spazierfahrt um die Welt, einige Bemerkungen über Rio de Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens, gefunden. Als der Herausgeber mit der Abfassung jenes Auszuges schon zu Ende war und die Handschrift in die Druckerei abgeschickt hatte, kam ihm erst der so äußerst anziehende Bericht der bairischen Naturforscher Spix und Martius, über ihre in den Jahren 1817 bis 1820 nach und in Brasilien unternommenen Reisen zu Gesicht, worin sich ein weit gründlicheres und umständlicheres Gemälde von der Hauptstadt dieses Landes befindet, als es Arago's flüchtige Bleifeder zu entwerfen im Stande war. Wir glauben es dem Leser nicht vor-
enthalten zu dürfen *).

*) Reise in Brasilien, auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Josephs I. Königs von Baiern, in den

Es war am 14. Juli 1817, als unsere Reisenden auf der k. k. österreichischen Fregatte *Austria* in dem Hafen von Rio Janeiro anlangten. Vieles vereinigte sich, um den neuen Ankömmlingen die ersten Geschäfte einer häuslichen Einrichtung auf amerikanischem Boden zu erleichtern. Besonders wird die Unterstützung und zuvorkommende Freundlichkeit mehrerer deutschen Landsleute, die sich seit längerer Zeit in Brasilien befanden, gerühmt, namentlich die des russischen General-Consuls v. Langsdorff, der portugiesischen Obristlieutenants beim Genie-Corps, v. Eschwege und Feldner, so wie der Kaufleute Scheiner, Hendriks, Schimmelbusch u. A. Auf Veranlassung des österreichischen Ministers, Freiherrn v. Neveu, der sich „mit der thätigsten Theilnahme und in echt literärischem Sinne“ für die Unternehmung der Reisenden verwendete, erhielten sie auch sogleich einen königlichen Geleitsbrief (Portaria) zur freien Bereisung und Untersuchung der Provinz von Rio de Janeiro, nebst kräftiger Empfehlung an alle Ortsbehörden.

Jahren 1817 bis 1820 gemacht und beschrieben von Dr. Joh. Bapt. v. Spix, Ritter des k. bair. Civ. Verd. O., ord. wirkl. Mitgl. d. k. k. Akad. d. Wiss. etc. etc. und Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius, Ritter des k. bair. Civ. Verd. O., ord. wirkl. Mitgl. d. k. b. Akad. d. Wiss. etc. etc. Erster Theil. München, 1823. 4. — S. 89. u. ff. — Man sehe, was wir von dieser Reise im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 55 der Einleitung, berichtet haben. D. H.

. Wer mit dem Gedanken — helfst es S. 90 — an den neuen, erst seit drei Jahrhunderten bekannten Welttheil jenen einer durchaus und überall noch rohen, gewaltthätigen und unbesiegten Natur verbindet, möchte sich wenigstens hier in der Hauptstadt Brasiliens fast ausser demselben wähnen; so sehr haben die Einflüsse der Cultur und Civilisation des alten, gebildeten Europas den Charakter amerikanischer Wildniss von diesem Punkte der Colonie verdrängt, und demselben das Gepräge höherer Bildung ertheilt. Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrie-Producte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Außenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Welttheile befindet, ist vor Allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihn, als die arbeitende Classe, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß ans Land setzt. Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Gefühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande feiner Sitte und gefälliger Formen hierher versetzt sieht.

Rio de Janeiro, oder eigentlich S. Sebastião, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch drei Mal so tief nach Norden in das Festland erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Es nimmt den nordöstlichsten Theil einer un-

regelmäßig viereckigen, an dem westlichen Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Festlande zusammenhangt. Die östlichste Spitze der Erdzunge ist die *Punta de Calabouco*, die nördlichste, welcher die kleine *Ilha das Cobras* (Schlangeninsel) gegenüber liegt, die des *Armazem do Sal*. Zwischen beiden Punkten ist der älteste und wichtigste Theil der Stadt längs dem Ufer, in der Richtung von Nordwest nach Südwest, und in der Gestalt eines länglichen Vierecks erbaut. Der Boden ist größtentheils eben, am nördlichsten Ende aber erheben sich fünf längliche Hügel so nahe am Meere, daß sie nur für eine einzige Straße Raum lassen. Gegen Süd und Südost wird die Stadt durch mehre Hügel, die letzten Vorgebirge des *Corcovado*, eines waldigen Gebirges, beherrscht. Der ältere nordöstliche Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten, und durch viele rechtwinkelige Querstraßen in Vierecke abgetheilt. Ein großer Platz in Westen der Altstadt, *Campo de S. Anna*, trennt diese von der Neustadt. Letztere, meistentheils erst nach der Ankunft des Hofes (1807) entstanden, hangt mittels der, über den Meeresarm des *Sacco d'Alferes* führenden, Brücke de *S. Diogo* mit dem südwestlichen Viertel, oder dem *Bairro de Mato-porcós*, und durch die ausgedehnte Vorstadt von *Catumbi*, mit dem nordwestlich gelegenen königlichen Lustschloß *S. Christovao* zusammen. *Mato-porcós* lehnt sich unmittelbar an die Vorhügel des, sich

südwestlich von der Stadt erhebenden Corcovado an. Wo diese Hügelreihe an der See endigt, prangt auf ihr die, den südlichsten Theil der Stadt beherrschende, Kirche Nossa Senhora da Gloria. Von hier weiter gegen Süden nehmen nur abgerissene Häuserreihen die beiden halbrunden Buchten von Catête und Bota-Fogo ein; einzelne Häuser liegen in den malerischen Nebenthälern zerstreut, welche von dem Corcovado auslaufen, und unter denen das Thal Laranjeiras das anmuthigste ist.

Die Stadt mißt in ihrer größten Ausdehnung schon über eine halbe Meile. Die Häuser, von verhältnismäßig geringerer Höhe und Fronte, als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern, oder im obern Stock aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Statt der früherhin vergitterten Thüren und Fensterläden, sieht man jetzt schon überall vollständige Thüren und Glasfenster, und die düstern, nach morgenländischer Sitte verschlossenen Erker vor den Fenstern haben, auf königlichen Befehl, offenen Balkons Platz gemacht. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert und mit Fußsteigen (Trottoirs) versehen; jedoch sehr sparsam, und fast nur einige Stunden der Nacht mittels der an den Muttergottes-Bildern befindlichen, Laternen beleuchtet. Bei der Regelmäßigkeit der Straßen thut es dem Auge wohl, auf mehrere freie Plätze, wie den vor dem königlichen Palast, vor dem Theater, an dem öffentlichen Spaziergange (Passeio publico) oder den des Campo de S. Anna zu stoßen. Die

Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind zum Theil mit großen Gebäuden besetzt; vorzüglich gewähren das ehemalige Collegium der Jesuiten, das Klostergebäude der Benediktiner auf dem nordöstlichen Hügel, dann der bischöfliche Palast und das Forte da Conceição, besonders vom Meere aus, eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Carmeliten-Kloster vergrößert und für die königliche Familie eingerichtet wurde, steht in der Ebene, dem Hafendamm gegenüber. Dieses Gebäude ist keinesweges in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut, und erscheint im Aeufsern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Ueberhaupt ist der Charakter der Bauart von Rio kleinlich und dem des ältern Theiles von Lissabon ähnlich. Doch scheint, es, daß die Baukunst, deren Werke so unmittelbar einem der größten Lebensbedürfnisse abhelfen, sich auch hier schneller, als die übrigen Künste, vervollkommen werde. Die Anwesenheit des Hofes fängt schon an, günstig auf den Geschmack der Architectur zu wirken, wie unter andern das neue Münzgebäude und mehre Privathäuser in Catête und Mato - porcos beweisen. Noch fortwährend werden auch Granithügel mit Pulver gesprengt, theils um die Stadt ebener und zusammenhangender zu machen, theils um sie durch neue Gebäude zu verschönern. Unter den Kirchen, welche sämmtlich weder schöne Gemälde noch bildhauerische Werke, sondern nur

reiche Vergoldungen darbieten, zeichnen sich besonders die da Candelaria, de S. Francisco de Paula durch gute Bauart und die da nossa Senhora da Gloria durch ihre erhabene Lage aus. Das schönste und zweckmässigste Denkmahl der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweist, ist der im Jahre 1740 vollendete Aquaeduct (Wasserleitung), ein Nachbild des in seiner Art einzigen Werkes Johanns V. in Lissabon, durch dessen hochgewölbte Bogen das, von dem Corcovado herabgeleitete Trinkwasser zu den Röhrbrunnen (Fontainen) der Stadt geführt wird. Der größte dieser Röhrbrunnen, auf dem Residenzplatze, unmittelbar am Hafen gelegen, versorgt die Schiffe, und ist stets mit Haufen von Matrosen aus allen Nationen unlagert. Capitain Cook erhob mit Unrecht Zweifel gegen die Güte dieses Wassers für lange Seereisen, denn portugiesische Schiffe haben es versuchsweise nach Indien und von da nach Rio de Janeiro unverdorben zurückgebracht. Noch ist man immer beschäftigt, neue Röhrbrunnen in der Stadt anzulegen, und während unsers Aufenthalts wurden Anstalten getroffen, den großen Platz von S. Anna mit einem Brunnen zu versehen, und eine neue Wasserleitung in den südwestlichsten Theil der Stadt zu führen. In einer so heißen und volkreichen Stadt richtet sich die Aufmerksamkeit der Regierung mit vollem Rechte auf die reichlichste Herbeischaffung von kühlem Trinkwasser; allein die Verbreitung desselben durch unreinliche Neger, welche es in offenen Gefäßen oder in Schläuchen,

oft Stunden lang der Sonne ausgesetzt, feilbieten, verdiente eine Abänderung durch die Gesundheits-Polizei. Ueberhaupt würde sich die Regierung ein großes Verdienst um das Wohl der Einwohner erwerben, wenn das Wasser in mehre Privathäuser geleitet würde.

Die Bai von Rio de Janeiro, einer der schönsten, geräumigsten Häfen der Welt und der Schlüssel zu dem südlichen Theile Brasiliens; ist von den Portugiesen seit längerer Zeit mit Sorgfalt befestigt worden. Die plötzliche Einnahme der Stadt durch die Franzosen, unter Duguay-Trouin (1710), der sie um 246,500,464 Reis (gegen 800000 fl.) brandschatzte, mag zuerst auf die Nothwendigkeit solcher Anstalten aufmerksam gemacht haben. Der Eingang wird vorzüglich durch die Festung de S. Cruz, welche auf einer östlichen Landzunge an dem steilen Berge Pico gebaut ist, und durch die derselben gegenüber nördlich vom Zuckerhut liegenden, Batterien von S. João (St. Johann) und S. Theosio vertheidigt. Die durch beide Punkte gebildete Enge, nur 5000 Fuß breit, wird überdiß durch die Kanonen eines Forts auf der niedrigen, fast mitten im Eingang gelegnen Felseninsel, Ilha da Lagem, bestrichen. Im Innern der Bai sind das Forte de Villegagnon und das der Ilha das Cobras, beide auf kleinen Inseln nicht weit von der Stadt, die wichtigsten Vertheidigungsanstalten. Auf der letztern Insel werden auch Staatsverbrecher in Haft gebracht. In der Stadt selbst befinden sich das Forte da Conceição im

nordwestlichen, und die Batterien von Monté im südlichen Theile derselben; sie sind jedoch nicht im besten Zustande. Die Bucht von Bota - Fogo wird durch die Linien der Praya vermelha gedeckt.

Das Binnenwasser von Rio de Janeiro theilt mit dem Ocean Ebbe und Fluth. In den Voll- und Neumonden tritt das Hochwasser (die Springfluth), welches eine Höhe von 14 — 15 Fufs erreicht, um 4 Uhr 30 Minuten ein. Die Ebbe dauert bisweilen ohne Unterbrechung einen ganzen Tag, wobei die Strömung auf der Westseite der Bai stärker ist; dagegen wird, mit Beginn der Fluth, eine wirbelnde Strömung längs der Ostseite bemerkt. Die Fluth dauert kürzere Zeit als die Ebbe, und pflegt mit einer Geschwindigkeit von 3 bis 4 Seemeilen in der Stunde zu rinne. Durch diese mächtige Fluth haben sich schon einige Male Schiffer verleiten lassen, zu nahe am Ufer zu ankern, und litten; bei eintretender Ebbe, Schiffbruch, indem ihre Fahrzeuge nicht mehr hinreichende Wasserrhöhe hatten. Die See nimmt, wenn sie hoch steht, besonders während der Nachtgleichen, an mehreren Gegenden um die Stadt, die sandigen Vertiefungen und Lagunen ein, welche mit Rhizophora (Mangelbäumen), Conocarpus und Avicennia - Bäumen bewachsen sind. So verwandelte sich auch die Sandebene zwischen der St. Anna - Vorstadt, wo wir wohnten, dem Busen von Sacco d'Alferes und der Hauptstrasse nach St. Christoph, einige Mal in einen See und beschränkte unsere Ausflüge durch das

Thal. Der Salzgehalt dieses Meerwassers ist etwas geringer als der des Oceans an den äußern Küsten, und es wird deshalb, so wie auch, weil der verunreinigenden Beimischung zu viel ist, in der Nähe von Rio kein Salz bereitet. Der größte Theil des zu verbrauchenden Salzes wird aus den reichen Salzlagunen von Setuval hier eingeführt. Es empfiehlt sich für heiße Klimate vor dem spanischen und sardinischen durch geringere Neigung zum Zerfließen. Ein kleiner Theil kommt auch aus der Nachbarschaft von Cabo Frio nach der Hauptstadt.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, als der hiesige, ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin- und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, —

vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer als gemischter Farbe aus. Amerikanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt, und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln, in dem ihnen fremdartigen Geräusche. Die nächsten sollen der Mission von St. Lourenço an der Bai von Rio angehören, von wo aus sie Töpferwaaren feilbieten; andere kommen zuweilen weiter her aus der Gegend von Campos, im Districte von Goytacazes, oder von Arêas, einer kleinen Villa am Wege nach S. Paula, oder von Minas Geraës, in Begleitung der Maulthier-Karawanen, welche diese Orte mit der Hauptstadt beständig in Verbindung setzen. Die braunen Bootführer im Hafen, die manche Reisende für Indier angesehen haben, sind Mulatten oder Mischlinge von diesen. Der erste ursprüngliche Amerikaner, den wir hier sahen, war ein Knabe vom menschenfressenden Stamme der Botocudos in Minas Geraës; er befand sich in dem Hause unsers Freundes von Langsdorff. Der vormalige portugiesische Staatsminister, Conde (Graf) da Barca, hatte nämlich von dem Districts-Commandanten der Indier in Minas Geraës einen indischen Schädel für unsern berühmten Landsmann, Hrn. Hofrath Blumenbach, verlangt. Da Jener nicht Gelegenheit

land, eines solchen todten Documents habhaft zu werden, so schickte er dem Grafen zwei lebendige Botocudos, welche bei einem plötzlichen Ueberfalle von seinen Soldaten gefangen worden waren. Hr. v. Langsdorff erhielt nun den Einen derselben, welcher ihm bald sehr lieb wurde, und nicht nur als lebendiges Cabinetsstück, sondern auch als Einsammler von Naturalien diente.

Vor der Ankunft des Königs bestand die Gesamtbevölkerung von Rio aus etwa 50000 Seelen, so zwar, daß die Zahl der farbigen und schwarzen Einwohner jene der weißen um ein Beträchtliches überstieg. Im Jahre 1817 dagegen zählte die Stadt, und was zu ihr gerechnet wird, über 110000 Einwohner. Man darf annehmen, daß seit dem Jahre 1808 nach und nach 24000 Portugiesen aus Europa hierhergekommen sind. Diese bedeutende Einwanderung von Portugiesen, wozu noch eine Menge Engländer, Franzosen, Holländer, Teutsche und Italiener kommen, welche sich nach Eröffnung des Hafens hier theils als Kaufleute, theils als Handwerker niederließen, mußte, abgesehen von jeder andern Rücksicht, schon allein dadurch auf die Veränderung des Charakters der Einwohner wirken, daß das früher bestehende Mengenverhältniß der weißen Menschen zu den schwarzen und farbigen ganz umgekehrt wurde. Vorzüglich aber ist in dem Stande der reichern Kaufleute der Hauptstadt und selbst des Innern der benachbarten Landschaften von Minas Geraës und S. Paulo bemerkbar, wie die

Civilisation, die Bedürfnisse des Lebens, und somit die Betriebsamkeit, durch die Eingewanderten einen neuen Umschwung erhalten haben. Brasilien hat eigentlich keinen Adel; die Geistlichen, Beamten und die wohlhabenden Familien im Innern, also Gutsbesitzer und Bergbauer, besaßen vor der Ankunft des Königs gewissermaßen Alle adelige Vorrechte und Auszeichnungen. Die Verleihung von Titeln und Aemtern durch den König zog einen Theil derselben nach der Hauptstadt, von wo aus sie, bekannt mit dem Luxus und der Lebensweise der Europäer, einen von dem frühern sehr verschiedenartigen Einfluß auf die übrigen Klassen des Volks zu äußern anfangen. Auch die entferntern Provinzen des jungen Königreiches, deren Einwohner von Neugierde, Eigennutz oder Privatverhältnissen bestimmt, Rio de Janeiro besuchten, gewöhnten sich bald, in dieser Stadt die Hauptstadt zu erkennen, und die Sitten und Denkweise, welche nach der Ankunft des Hofes als europäisch auffielen, anzunehmen.

Ueberhaupt ist der Einfluß des königlichen Hofes zu Rio auf Brasilien in jeder Beziehung nicht zu berechnen. Die Gegenwart des höchsten Staatsoberhauptes mußte alle Brasilianer mit einem patriotischen Gefühle beleben, das ihnen unbekannt gewesen war, so lange sie, unter den Verhältnissen einer Colonie, von Abgeordneten des Königs regiert wurden. Brasilien gewann in Aller Augen eine neue Würde; da es den König in seiner Mitte hatte, und diplomatische Verhandlungen jenseits des Weltmeeres betrieb, trat es ge-

wissermaßen in den Kreis der europäischen Mächte ein. — Der König selbst lernte sowohl die Vortheile des Landes, als auch das Mangelhafte der Regierung immer mehr kennen, benützte jene und sicherte dadurch den Bestand aller bürgerlichen Verhältnisse und des Eigenthums; der Privatcredit vermehrte sich; das Unsichere, Parteiische und Abhängige in der Verwaltung machte einer selbstständigen Ordnung der Dinge Platz, und ein kräftiger Umschwung erwachte in allen öffentlichen Geschäften. Hierdurch und vorzüglich durch die Oeffnung der Häfen für die handelnden Nationen aller Welttheile nahmen, mit dem wetteifernden Verkehr und dem stets wachsenden Handel ins Ausland, Benützung des Bodens, Reichthum, Wohlstand und Civilisation des Landes schnellen Schrittes zu.

Der König bezeichnete seine Gegenwart in dem jungen Reiche alsbald durch Errichtung derselben Obertribunäle und Behörden, welche in Portugall bestehen. Im Jahre 1808 organisirte er den *Dezembargo do Paço* (Ministerialrath des Innern und Staatsrath), *Conselho da Justiça* (Ministerialrath der Justiz), *Conselho da Fazenda* (Ministerialrath der Finanzen), *Junta do Commercio* (oberstes Handelsgericht), *Meza da Consciencia* (Ministerialrath des Cultus); die *Relação* (Appellationsrath) von Rio de Janeiro ward zur *Supplicação* (Oberappellations-Gericht) erhoben. Für das ganze Königreich ward eine allgemeine Intendanz der Polizei, und für die Hauptstadt eine

selbstständige Polizeidirection angeordnet, auch ein königl. Aerar, Münzhaus und Archiv gegründet. Im Jahre 1805 (?) wurde das seit 1676 bestehende Bisthum neu dotirt und mit einem zahlreichen Domcapitel ausgestattet; im Jahr 1810 endlich eine k. Militär-Akademie gestiftet. Die Capitanien wurden genauer begränzt und mit den nöthigen Gerichten versehen. Diese Organisationen, so wie die nähere Bestimmung der Geschäftskreise für die General-Gouverneurs der Provinzen, die Regulirung der Gerichtsbarkeit, die consequenter Erhebung des Zehnten und übrigen Steuern sind mächtige Schritte für die Bildung des neuen Landes gewesen, und die Geschichte wird in der Regierung Johannis VI. eine glückliche Fortsetzung der schöpferischen Einwirkung Johannis III. erkennen, jenes geistvollen und kräftigen Monarchen, von dessen bildenden Händen die Colonie zuerst Gestalt und Leben empfing.

Die Anwesenheit des Monarchen und die vereinigte Gegenwart der obersten Staatsbehörden wurden in ihrem ordnenden und regelnden Einflusse auf das neue Land durch die bedeutende Menge von Ausländern, welche früher oder später dem Hofe nach Rio de Janeiro folgten, wesentlich unterstützt. Englische Maschinisten und Schiffsbauer, schwedische Eisenarbeiter, teutsche Ingenieure, französische Künstler und Fabrikanten wurden von der Regierung zur Verbreitung der National-Industrie und nützlicher Kenntnisse gerufen. Diese Versuche der Regierung, schon jetzt auf den jugendlichen Bo-

den europäische Thätigkeit und Fertigkeiten zu verpflanzen, sind um so achtungswürdiger, je größere Schwierigkeiten sich beim Beginn entgegenstellten. Ein wichtiger Anfang zur Bethätigung der Industrie ist mit dem Arsenal gemacht worden, von welchem ein kleiner Entwurf zwar schon vor der Ankunft des Königs vorlag, das jedoch erst im Jahr 1811 förmlich organisirt und in volle Thätigkeit gesetzt wurde. In der langen Reihe von Häusern am Hafen, welche der Fabrication der Schiffbedürfnisse gewidmet sind, sieht man jetzt aus russischem Hanfe Taue drehen, aus schwedischem Eisen Geräthe schmieden, aus nordischem Tuche Segel schneiden. Die wichtigsten Materialien, welche Brasilien selbst liefert, sind das treffliche Bauholz, Werg und Pech. Uebrigens ist dieses Zeughaus vergleichungsweise mehr mit der Verarbeitung des ausländischen Materials beschäftigt, als die andern Arsenalen des Landes, und liefert es jenen, welche dagegen viele Fahrzeuge bauen. Allerdings kostet für jetzt die Erzeugung hier gearbeiteter Stoffe der Regierung mehr, als wenn man sie durch den Handel unmittelbar aus Europa bezöge. Die geschickten Arbeiter, welche meistens Europäer sind, werden nur durch große Bezahlungen gehalten und die schwarzen oder braunen Lehrlinge nur mit Mühe an die kräftige Thätigkeit und Ausdauer ihrer Meister gewöhnt. Allein gerade diese Aufopferungen der Regierung thun Noth, um hier Pflanzschulen für so wichtige Gewerbe zu bilden.

Bei genauerer Bekanntschaft mit dem Geiste des brasi-

lischen Volkes und dem der Gesellschaft in Rio de Janeiro findet freilich der Reisende, daß jene Absichten der Regierung im Allgemeinen noch nicht genug gewürdigt werden, und daß eine zweihundertjährige Colonial-Verfassung zu mächtig auf den Charakter des Brasiliers eingewirkt habe, als daß er sich jetzt schon mit derselben Kraftfülle, welche den Europäer auszeichnet, den ernstesten Beschäftigungen des Gewerbfleißes, der Künste und Wissenschaften hinzugeben vermöchte, die das Glück und die innere Kraft eines Staates befestigen. Es ist bis jetzt mehr der Sinn für Bequemlichkeit, Luxus und gefällige Formen des äußern Lebens, der sich hier schneller verbreitet, als der für Künste und Wissenschaften im eigentlichen Sinne. Während die Ausbildung dieser Letztern in nördlichen Ländern später die Veredlung der Lebensgenüsse zur Folge hat, kommt man umgekehrt im Süden von der freieren Entwicklung der Sinnlichkeit und des äußern Lebens auf die Vervollkommnung der Kunst und Wissenschaft. Man erwarte daher in der jungen Hauptstadt noch nicht die großen und einflußreichen Einrichtungen für höhere Erziehung und Belehrung des Volks, welche man in Europa zu sehen gewohnt ist.

Die Bibliothek, wie man sagt, von 70000 Bänden, ein Geschenk, welches der König für die Hauptstadt Brasiliens aus Portugall mitbrachte, ist in dem Gebäude der Terceiros da Ordem do Carmo aufgestellt. Das Fach der Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit soll am reich-

sten ausgestattet seyn. Uns war besonders die Handschrift einer *Flora Fluminensis*, d. i. von Rio de Janeiro, wichtig, das Beschreibungen und schöne Abbildungen vieler seltener oder unbekannter Gewächse der Umgegend enthält, und einen gewissen Velloso zum Verfasser hat. Der Zutritt ist dem Publikum während des grössten Theils des Tages gestattet; indessen wird das Bedürfniss nach literärischer Beschäftigung hier so wenig gefühlt, daß die Säle ziemlich unbesucht bleiben. Aus derselben Ursache, und aus der bis jetzt noch geringen Neigung, mit dem Geiste der Wissenschaften fortzuschreiten, ist es erklärbar, daß das einzige literarische Journal, welches seit der Ankunft des Hofes in Brasilien unter dem Titel *O Patriota* gedruckt wurde, sich nur einige Jahre erhalten konnte, obgleich es durch die Vielseitigkeit seiner Tendenz für ein großes Publikum berechnet war. Eine literarische Erscheinung aber, welche ehrenvolle Erwähnung verdient, ist des *Padre Casal* *Corografia brasílica*, im Jahr 1817 zu Rio in zwei Bänden gedruckt; ein Werk, welches zwar hinsichtlich der Ordnung, Präcision und Richtigkeit, namentlich in Behandlung naturhistorischer Gegenstände, viel zu wünschen übrig läßt, jedoch als erstes Compendium einer allgemeinen Geographie Brasiliens großen Nutzen gewährt, und beinahe wörtlich (von Henderson, London, 1821) ins Englische übersetzt worden ist. In dem ganzen Reiche werden bis jetzt nur zwei Zeitungen gedruckt, in der Hauptstadt die *Gazeta*

do Rio de Janeiro, und in Bahia ein Blatt unter dem Titel *Idade de ouro do Brasil*. Allein auch diese wenigen Zeitungen werden nicht allgemein mit Theilnahme gelesen. Besonders nimmt der Bewohner des Innern, im Genuße einer freigebigen, reichen Natur, beschränkt auf die Mittheilungen weniger entfernter Nachbarn, äußert geringen Antheil an den Ereignissen in der politischen Welt, und ist zufrieden, alle Jahre einmal durch die Führer der Karawanen, welche von der Küste zurückkehren, die Hauptbegebenheiten zu erfahren. Uebrigens sind es, wie in den Seestädten, so auch im Innern, mehr die Handelsbeziehungen, als ein weltbürgerliches Interesse, wodurch die Theilnahme an großen politischen Ereignissen bestimmt wird. An schnellen und genauen Nachrichten von Europa fehlt es dessenungeachtet nicht, weil durch die eingewanderten Portugiesen die Lissaboner und durch die Engländer die englischen Zeitungen verbreitet werden.

Für die Erziehung der Jugend ist in der Hauptstadt durch mehre privilegierte Lehranstalten gesorgt. Wohlhabende lassen ihre Kinder durch Privatlehrer auf den Besuch der Universität von Coimbra vorbereiten, was, wegen Seltenheit tauglicher Lehrer, hier sehr kostspielig ist. In dem *Seminario de S. Joaquim* werden die Anfangsgründe des Lateins und des Kirchengesangs (*Canto chão*) gelehrt. Die beste Lehranstalt aber ist das Lyceum oder *Seminario de S. José*, worin nebst der lateinischen, griechi-

schen, französischen und englischen Sprache, Rhetorik, Geographie und Mathematik, auch Philosophie und Theologie vorgetragen werden. Die meisten Lehrer gehören der Geistlichkeit an, welche jedoch gegenwärtig einen bei weitem geringern Einfluß auf die Erziehung des Volkes übt, als ehemals und besonders zur Zeit der Jesuiten. Eine sehr nützliche Schöpfung der neuen Zeit ist die Schule der Chirurgie (*Aula de Cirurgia*), welche, in einem ähnlichen Geiste, wie die landärztlichen Schulen im Königreiche Baiern, in dem ehemaligen Jesuiten-Collegium errichtet wurde, um praktische Aerzte zu bilden, an denen es im Innern des Landes ganz fehlt. Nach einem fünfjährigen Studium können die jungen Aerzte hier zu Magistern der Chirurgie gemacht werden. Man befolgt hierin strenge Ordnung und sorgt für die Erwerbung positiver Kenntnisse durch die Klinik in dem benachbarten k. Militär-Hospital. Die meisten Lehrer dieser Anstalt sind zugleich praktische Aerzte in der Stadt und folgen theils den französischen, theils den Cullenschen Lehrbüchern in ihren Vorträgen. Naturgeschichte, besonders aber Botanik, wird den Schülern von Frey Leandro do Sacramento, einem gelehrten Carmeliter aus Pernambuco und Zögling des ehrwürdigen Brotero, vorgetragen. Er benützt bei den Vorlesungen eine kleine Anpflanzung merkwürdiger Gewächse in dem *Passeio publico*, weil der eigentliche botanische Garten zu weit von der Stadt entfernt ist. Die mineralogische Sammlung unter der Oberraufsicht unsers Landsmannes, des

Hrn. Oberstlieut. v. Eschwege, ist, weil sich derselbe meistentheils nicht in Rio de Janeiro aufhält, in keinem vortheilhaften Zustande. Sie besteht aus der Ohainischen, von Werner beschriebnen Sammlung, zu welcher, aufser einer schönen, von da Camara überschickten Diamantenfolge, und einigen andern mineralogischen Merkwürdigkeiten Brasiliens, nicht viel Erhebliches hinzugekommen ist. In der Behausung dieser Sammlung wird auch ein höchst unbedeutender Anfang eines zoologischen Cabinets aufbewahrt, der in einigen wenigen ausgestopften Vögeln und einigen mit bunten Schmetterlingen ausgeschmückten Kasten besteht. Die im Jahr 1810 gegründete Militär-Akademie (*Academia militar Real*) hat wissenschaftliche Ausbildung jener zum Zwecke, welche sich von Jugend auf dem Kriegsdienste widmen wollen; obgleich aber mit guten Lehrern ausgestattet und vom Könige besonders begünstigt, hat sie dennoch fast keine Wirksamkeit, da es ihr an Schülern fehlt. Um so thätiger hingegen werden in der neu errichteten *Aula do Commercio* die auf den Handel Bezug habenden Gegenstände und auch Chemie vorgetragen.

Gleich bei der Ankunft des Königs war es Absicht gewesen, der neuen Monarchie eine Universität zu geben. Man war jedoch noch unentschieden, ob Rio de Janeiro oder das, in einem gemäßigtern Klima liegende S. Paulo der Sitz derselben werden sollte. J. Garcia Stockler, der Sohn eines teutschen Consuls der Hansestädte zu Lissa-

bon, ein Mann von bedeutender literärischer Bildung und ein verdienstvolles Mitglied der Lissaboner Akademie, legte einen Plan, zum Theile im Geiste einer deutschen Hochschule, vor, der zwar vielen Beifall bei dem Ministerium, aber zugleich von Seite derjenigen, welche Brasilien als Colonie von Portugall länger abhängig wünschten, so große Hindernisse fand, daß die ganze Unternehmung unterblieb. Und doch ist es nur die Errichtung einer Universität, wodurch die schlummernden Kräfte des Landes geweckt, und Brasilien einst, im schönen Wettstreit mit dem Mutterlande, auf die würdige Stufe eines bedeutenden Reiches gehoben werden kann. Bis dieses geschehen wird, sind die Brasilier gezwungen, so kostspielig und verdrüsslich es ihnen auch fällt, ihre letzte Bildung jenseits des Oceans, in dem europäischen Coimbra zu holen. Diese bisher bestehende Nothwendigkeit wirkte übrigens auf mancherlei Art vortheilhaft für den studierenden Theil der Jugend, besonders indem er Gelegenheit fand, die großen Institute Europas kennen zu lernen, das Gute derselben in das Vaterland hinüberzutragen, und sich überhaupt die Universalität europäischer Bildung zu erwerben. Sollte jedoch in Zukunft eine Universität in Brasilien errichtet werden, so müßten, nach dem gegenwärtigen literarischen Standpunkte, die ersten Lehrer derselben aus Europa berufen werden.

Eine andere Schöpfung, welche besonders den im Auslande gebildeten, seit einigen Jahren verstorbenen Minister

Araujo, Conde (Grafen) da Barca, zum Urheber hatte, ist die Academie der Künste. Während Europa in der Gründung einer solchen Anstalt einen, wie es schien, triftigen Beweis von der raschen Entwicklung des neuen Staates erblickte, bemerkt man doch bei näherer Beobachtung, daß sie gegenwärtig dem Bedürfnisse des Volkes keinesweges angemessen ist, und deshalb hier noch nicht ins Leben treten kann. Mehre französische Künstler, Historien- und Landschaftsmaler, Bildhauer, Graveurs und Baumeister waren aus Frankreich gerufen, hier durch Lehre und Werke den Kunstsinn der Brasilier, auf welchen Araujo so zuversichtlich gerechnet hatte, zu erwecken und zu beleben; allein man mußte bald einsehen, daß die schönen Künste nur dann erst sich hier niederlassen können, wenn die mechanischen, welche die ersten Bedürfnisse befriedigen, für den Empfang derselben vorbereitet haben, und daß in einem Volke, nur nachdem das nach Außen gekehrte Leben des Handels begründet und befestigt ist, das Streben nach Kunstgenuss und künstlerischer Ausbildung erwachen könne. Auch ist es nothwendige Folge der gegenwärtigen Bildungsstufe Brasiliens, daß der Bewohner dieses Tropenlandes, überall umgeben von den phantasievollen, malerischen und dichterischen Naturschönheiten seines Vaterlandes, sich den freiwillig gebotnen Genüssen eines so glücklichen Himmels näher fühlt, als jenen mit Anstrengung zu erringenden der Kunst. Dieses Verhältniß bezeichnet den Gang, welchen künstlerische und wissen-

schaftliche Bestrebungen in Amerika überhaupt nehmen, und dürfte dem Beherrscher andeuten, daß hier jeder Ausschmückung des Staatsgebäudes durch Kunst, erst noch eine feste Begründung seiner Grundlagen vorangehen müsse.

Der Sinn für Malerei und Bildhauerkunst ist hier fast noch gar nicht rege; man sieht deshalb auch in den Kirchen, statt eigentlicher Kunstwerke, nur mit Gold überladene Zierathen. Dagegen wird die Musik bei den Brasilianern und besonders in Rio mit mehr Vorliebe geübt, und in ihr mag man wohl am frühesten zu einer gewissen Vollendung kommen. Der Brasilier hat mit dem Portugiesen einen feinen Sinn für angenehme Modulation und regelmäßige Fortschreitungen gemein, und wird darin durch die einfache Begleitung des Gesanges mit der Guitarre befestigt. Die Guitarre (Viola, wie sie die Brasilier nennen) ist auch hier, wie im südlichen Europa, das Lieblingsinstrument; dagegen gehört ein Fortepiano zu den seltensten Meubles und wird nur in reichen Häusern angetroffen. Die Volkslieder, welche, von der Guitarre begleitet, gesungen werden, stammen theils aus Portugall, theils sind sie im Lande gedichtet. Durch den Gesang und die Töne des Instruments wird der Brasilier leicht zum Tanze angeregt, und drückt seine Fröhlichkeit in den gebildeten Gesellschaften durch zarte Contretänze, in den niedern aber durch sinnliche mimische Bewegungen, ähnlich jenen der Neger, aus. Die italiänische Oper hat bis jetzt, weder von Seite der Sänger noch des Orchesters, et-

was Vollkommenes aufzuweisen; eine Privat - Capelle von Instrumental- und Vokal - Musik jedoch, welche sich der Kronprinz aus eingebornen Mestizen und Schwarzen errichtet hat, spricht sehr für den musikalischen Sinn der Brasilier. Der Lieblingsschüler J. Haydn's, Ritter Neukomm, befand sich damals als Tonsetzer an der Hofkapelle in Rio. Für seine, ganz im Style der berühmtesten deutschen Meister geschriebenen Messen war freilich die musikalische Bildung der Einwohner noch nicht reif. Der Aufschwung, welchen David Perez's Genius der portugiesischen Kirchenmusik gegeben hat (1752 — 1779), ist vorüber, und gegenwärtig stellt man die erste Anforderung an eine Messe, daß sie in fröhlichen Melodien dahinschreite, und daß auf ein langes und pomphaft gehaltenes Gloria ein kurzes Credo folge. In diesem Geiste schreibt Marcus Portugall, jetzt der gefeierteste Tonsetzer unter den Portugiesen.

Der Standpunkt der Entwicklung, auf welchem sich die Musik in den höhern Ständen von Rio und den übrigen Küstenstädten Brasiliens befindet, entspricht ganz dem Geiste, in welchem man hier Poesie und schöne Wissenschaften pflegt. Es ist nämlich vorzugsweise die französische Literatur, welche sich auch in diesem Lande der feiner gebildeten Stände bemächtigt hat. Die Verbreitung der französischen Sprache und die Einführung einer unzähligen Menge ihrer Schriften übersteigt alle Erwartung, um so mehr, da es in Rio nur zwei, überdiß mangelhafte, Buchläden

giebt. Besonders werden, neben den Erscheinungen des Tages, mit welchen die französischen Galanterieläden Brasilien vertraut machen, Voltaire's und Rousseaus Werke mit so vielem Eifer gelesen, daß mehre patriotische Schriftsteller gegen die Gallomanie aufzutreten sich veranlaßt gefunden haben. Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, da politische und merkantilische Verhältnisse das lusitanische Volk an England binden, und in so fern eine größere Annäherung an die brittische Literatur voraussetzen ließen. Selbst an Uebersetzungen aus der englischen Sprache ist die portugiesische Literatur nicht so reich, als an solchen aus der französischen. Deutsche Sprache und Dichtkunst aber ist den Brasiliern gänzlich unbekannt; nur selten findet man allenfalls einen Verehrer der Muse Gessners oder Klopstocks, die er jedoch bloß durch gallische Verdolmetschung kennen gelernt hat. Die erwähnten Verhältnisse der französischen Bildung haben jedoch in der höhern Gesellschaft die Muttersprache noch nicht verdrängt. Den Hof und dessen Zirkel ausgenommen, sind die französische und die englische Sprache nur Eigenthum der Männer, und werden daher in Gesellschaften sehr wenig gesprochen. Das schöne Geschlecht, obgleich in der allgemeinen Umwandlung, welche die Versetzung des Hofes hierher verursachte, mitbegriffen, und jetzt auch schon mehr im Theater und im Freien sichtbar, hat doch ziemlich noch dieselbe Stellung beibehalten, welche Barrow 1792 schilderte.

Das gastfreie Haus des Hrn. v. Langsdorff war für viele in Rio de Janeiro anwesende Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunkt. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau und die Mitwirkung Neukomms noch mehr erhöht wurde. Eine so große Menge von Naturforschern oder Naturfreunden, wie gerade zur Zeit unsers Aufenthaltes, war hier noch niemals vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns Allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflößte, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Hr. v. Langsdorff bewohnte nämlich ein kleines Landhaus am Abhange der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoß von da aus mitten in den duftenden Gebüschcn Brasiliens, eine entzückende Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts läßt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind und leichte Zephyre, geschwängert mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuß steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmählich erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche.

eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hellleuchtend zwischen schweren, sonderbar zusammen geordneten Wolken; die von ihm bestrahlten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor; während eine magische Dämmerung die beschatteten dem Auge zu entfernen scheint. Kaum regt sich ein Lüftchen und die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schläfe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düstern Kronen der Manga (*Mangifera indica*), der Jaca (*Artocarpus integrifolia*) und der ätherischen Jambos (*Eugenia Jambos*); oder ein plötzlicher Wind fällt ein, und es rauschen die saftlosen Blätter des Acaju (*Anacardium occidentale*), die blüthenreichen Grumijama und Pitanga (*Myrtus brasiliensis* und *Myrtus pedunculata*) lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen. Die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie, wie ein Sinnbild friedlicher und stiller Naturbetrachtung beschatten. Helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit in süsse Melancholie. Fast unvernnehmlich murmelt dazwischen, ein Bach den Berg hinab und der Macuc ruft mit seiner menschenähnlichen Stimme gleichsam um Hilfe aus der Ferne. Mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte, und stets abwechselnd öffnen andere Blüthen der Nacht ihre Kelche und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches. Bald sind es die Lauben

von Paullinien, bald der nahe Orangenhain, bald die dichten Gebüsche von Eupatorien, bald plötzlich enthüllte Blumenbüschel der Palmen, die ihre Blüthen aufschliessen, und so eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen unterhalten. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern (*Elater phosphoreus*, *noctilucus*) wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Himmelsgewölbe über Land und Meer prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath mit Sehnsucht, bis ihm endlich die reiche Natur der Tropen ein zweites Vaterland geworden ist.

Man kann in Rio de Janeiro diese schönen Nächte ohne Besorgniß vor jenen Krankheiten genießen, welche in manchen tropischen Gegenden, wie z. B. in Guinea, fast unausbleibliche Folge der Einwirkung des Abendthaues, oder der dann eintretenden Landwinde sind. Jedoch ist es auch hier rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung des Dunstkreises eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden

Sonne die unterdrückte Transpiration sich sogleich wieder herstellt. Rio de Janeiro ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunden Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht, verrufen. Das Klima ist heiß und feucht, was größtentheils von der Lage herrührt, indem ein hohes, mit dichter Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechslungen der Temperatur hier nicht ein. Feuchte, kalte Winde, welche leichte Rheumatismen veranlassen, sind indessen nicht selten. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe desselben einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten: so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdunstungen endemische Fieber hervorzubringen.

Auch giebt die Nahrung der niedrigen Volksklassen wenig Veranlassung zu Krankheiten. Das Mandioca- (Cassava-), das Mais-Mehl und die schwarzen Bohnen, welche meistentheils mit Speck und gesalzenem, an der Sonne getrocknetem Rindfleisch gekocht werden, sind die hauptsächlichen Bestandtheile seiner, obgleich rohen und schwer verdaulichen, doch bei starker Bewegung und dem Genusse von portugiesischem Weine oder Zuckerbranntwein, gesunden Kost. Fische werden hier nicht so häufig genossen, als an den nördlichen Küsten. In heißen Ländern, wo die Speisen

schneller Verderbniss ausgesetzt sind, scheint der Genuß von Fischen immer in gleichem Verhältniss mit der Trägheit, der Armuth, so wie den Krankheits-Anlagen des Volkes zuzunehmen; so fanden wir wenigstens auf unserer ganzen Reise immer das tiefste Elend da, wo die Bewohner lediglich auf den Genuß der Fische beschränkt waren. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugalls noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnissmässig nicht viele Fleischspeisen, indem man sich mit den trefflichen Früchten und dem aus Minas eingeführten Käse, welcher nebst Bananen auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Waizenbrod ist der Brasilier nur sparsam, und zieht ihm seine Farinha vor. Das Mehl, welches aus Nordamerika und Europa eingeführt wird, erhält sich hier etwa 5 bis 6 Monate lang. Auch die feinern mannichfaltigen Gemüsearten Europa's, welche insgesamt mit Leichtigkeit gezogen werden können, machen noch keinen wichtigen Theil der Nahrung des Volkes aus; um so mehr aber liebt man Pomeranzen, Cujaben, Wassermelonen und Bataten. Neben der Einfachheit der brasilischen Küche ist es auch die rühmliche Mässigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Landes zu Statten kommt. Der Brasilier ist von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt grösstentheils Wasser, und genießt überdiess von Allem mit grosser Regelmässigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier zwischen den Tropen auch in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am

Abend nimmt er weislich fast nichts zu sich; höchstens trinkt er eine Schale Thee, oder in dessen Ermangelung Kaffeh, und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstimmung mit der Natur des Klimas bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinne oder Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist deshalb dem Fremden zu rathen, eine gleiche Lebensordnung wie der Brasilier zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen. . . . Auch in der Befriedigung des fast nicht zu stillenden Durstes durch Wasser ist Vorsicht nöthig. Man rieth uns, das Wasser mit Wein oder Brantwein vermischt zu trinken; allein obgleich wir uns, bei geringer Bewegung und im Schatten, dieses Mittels bedienten, so verbot uns doch bald der heftige Andrang des Blutes nach dem Kopfe, während der Reise, wo wir der Sonne sehr ausgesetzt waren, besonders im ersten Jahre, den Genuß aller geistigen Getränke; wir labten uns daher vorzüglich an dem frischen Bachwasser ohne Zusatz, wovon wir niemals unangenehme Folgen empfanden, wenn wir uns sogleich der Hitze wieder aussetzten. . . .

Die Krankheiten, welche hier am häufigsten vorkommen, sind anhaltende Durchfälle (chronische Diarrhöen), Wassersucht, Wechselfieber, Lustseuche, und der Wasser-

bruch; doch ist vielleicht von allen diesen nur die letzte als endemisch und der Stadt eigenthümlich anzusehen. Die hiesigen Aerzte leiten diese Krankheit vorzugsweise von dem Genuß des Wassers her; allein dieses, ein treffliches Quellwasser, das zwar durch die lange Herleitung oder durch die Einwirkung der Sonne während des Verkaufs warm und weniger angenehm wird, kann wohl um so weniger Ursache seyn, als es in den höhern Ständen, wo jene Krankheit häufiger ist, fast immer durch den Zusatz von geistigen Flüssigkeiten verbessert wird. Vielmehr scheinen hier leichtsinnige, zu kühle Bekleidung, heftige Erhitzungen, darauf folgende Erkältungen und übermäßiger Sinnengenuss, sowohl zur Abspannung der Muskelkraft, welche das heiße Klima ohnehin bewirkt, als zur Lähmung der Nerven Veranlassung zu geben. Eine in dem heißen Himmelsstriche häufige Krankheit, die Sarna, kommt auch hier sehr oft vor. Dieses Uebel besteht in einer mit Eiterung endigenden Entzündung der Fettdrüsen der Haut mit rosenartiger Geschwulst der Umgebung, und kündigt sich besonders durch das Gefühl von Hitze, Spannung und ein unerträgliches Jucken an. Die hauptsächlichsten Ursachen derselben sind nicht, wie man oft irrig annimmt, Unreinlichkeit und wollne Kleidung, sondern Erhitzung, Hemmung der Ausdunstung, Unregelmäßigkeit des Verdauungsgeschäftes und Verstopfung der zweiten Wege, die eben durch die klimatischen Einflüsse begünstigt werden. Der Stich von Myriaden verfolgender Moskiten,

welcher nach grösser Hitze an trüben, feuchten Tagen noch unleidlicher wird, trägt ebenfalls zur Entwicklung oder Vermehrung dieser Krankheit bei. Auch anhaltende Durchfälle und die Wassersucht sind in Rio häufig. Die Auszehrung wird hier, jedoch nicht so oft als in kalten Ländern beobachtet. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß Neger dieser Krankheit bei weitem weniger unterworfen seien, als weisse oder braune Menschen; um so mehr aber leiden die Erstern an Verdichtung der Haut der Füße (Elephantiasis). Rio hat keine endemische Wechselfieber; allein die Krankheiten nehmen sehr leicht eine gewisse Periodicität an, oder der fieberhafte Zustand tritt schon bei dem geringsten Leiden als Folge der Lebhaftigkeit, mit welcher hier alle organische Thätigkeiten vor sich gehen, auf, und ihm folgt schnell völlige Auflösung der Säfte.

Wie sehr die Erhöhung der äussern Reize, besonders der Wärme und des Lichts, in diesem Klima auf die Beschleunigung der Lebensthätigkeiten und auf die darauffolgende Abspannung wirke, konnten wir an uns selbst, vorzüglich in der ersten Zeit unsers Aufenthalts, wo der Körper durch Strapazen und Krankheit noch nicht geschwächt war, deutlich wahrnehmen. Auch in dem ruhigsten Zustande, ohne Einwirkung besonderer Reize, zeigten unsere Pulse grössere Weiche und Geschwindigkeit, als in Europa; leider ging jedoch dieses Verhältniss in das entgegengesetzte über, als wir durch die Mühseligkeiten der Reise kränklich zu werden

anfangen. Diese größere Lebensthätigkeit äußert sich, wie im gesunden, so auch im krankhaften Zustande durch den schnellern Eintritt der Symptome und den raschern Verlauf der Krankheit. Es ist nichts Seltenes, hier in Rio de Janeiro und überhaupt in den Tropenländern, einen noch vor wenig Tagen in voller Gesundheit blühenden Menschen nach einem kurzen Leiden an Kolik, Diarrhöe, Fieber u. s. w. dem Tode nahe, in gänzlicher Kraftlosigkeit und auf der letzten Stufe eines auflösenden Faulfiebers zu sehen. . . . Die Bräune (der Croup) zeigt sich in diesem Lande mit derselben Heftigkeit des Verlaufes, wie in Europa. Man hat sie vorzugsweise bei weissen Kindern bemerkt. Wenn es Grund hat, daß diese Krankheit neuerer Entstehung ist, und die eigenthümlichen Entwicklungs-Zeiträume des menschlichen Geschlechts mit bezeichnet: so ist es doppelt merkwürdig; daß sie auch hier, in dem neuen jetzt von vielen Weissen besuchten Welttheile, erst vor wenig Jahren bekannt, oder doch wenigstens erst von ähnlichen Uebeln unterschieden wurde. Man giebt Beispiele von Heilung durch schleunigen Gebrauch des versüßten Quecksilbers an. Wie sehr dieses Mittel überhaupt dem Klima der Tropen entspreche, haben uns mehre Erfahrungen an uns selbst gelehrt. . . . Ein vorzügliches Ersatzmittel derselben, besonders bei den dort häufigen Leberverstopfungen, sind die, das Nerven-, Muskel- und Lymphensystem zugleich anregenden Seebäder. Unter die häufigen Krankheiten können hier, wo der Wechsel der

Temperatur auffallender, als in den nördlichen Landschaften Brasiliens ist, auch Rheumatismen und Katarrhe gerechnet werden. Die Blattern, welche seit zehn Jahren fast nur vereinzelt (sporadisch) erscheinen, greifen nicht sehr feindlich in den Körperbau der Bewohner Rio's ein, weil das heiße Klima und die Schlaffheit des Körpers die Entwicklung der Krankheit begünstigen. Indessen läßt sich nicht verkennen, daß Menschen von der kaukasischen Race dieses Uebel viel leichter ausbilden als die Neger und vorzüglich die Amerikaner. Die Indier verarbeiten den Blatternstoff, welchen sie sehr leicht in sich aufnehmen, nur mit der größten Schwierigkeit und unterliegen dem Uebel sehr oft, welches man vorzüglich der Dicke und Härte ihrer Haut zuschreibt.

. Daß die Sterblichkeit bei einem Zusammenflusse so vieler Fremden aus verschiedenartigen Klimaten in der Stadt größer seyn muß als auf dem Lande, ist leicht begreiflich. . . . Wir bemühten uns vergeblich, Geburts- und Sterbelisten von hier zu erhalten, welche uns Aufschlüsse über das allgemeine Verhältniß der Sterblichkeit gewährt hätten. Fast schien es, als ob dieser Theil der medicinischen Polizei hier noch nicht regelmäßig beachtet würde. So bleibt auch noch Manches in Absicht auf Straßenreinigung, die zur Zeit nur von den deswegen geschätzten Aasgeiern (Vultur Aura) besorgt wird, so wie auf Arzneibereitung, Ausübung der Heilkunst u. a. zu verbessern übrig. Die beiden Haupt-

rücksichten, welche man jedoch bis jetzt für das allgemeine Gesundheitswohl genommen hat, sind die strenge Prüfung der Gesundheitspässe bei einlaufenden Schiffen und die Einführung der Kuhpocken - Impfung unter der Leitung eines Arztes.

Rio de Janeiro besitzt gegenwärtig, nachdem das Hospital dos Lazaros auf eine benachbarte Insel verlegt ist, zwei grofse Krankenhäuser, das der Barmherzigkeit (Hospital da Misericordia) und das königl. Militär-Krankenhaus (H. Real Militar), beide in der alten Stadt, nicht weit vom Meere gelegen. Das Erstere ist durch milde Stiftungen der Bürger gegründet und wird von einem bürgerlichen Verwaltungsrathe verwaltet. Dieses Gebäude von zwei Stockwerken beherbergt in vier Hauptsälen etwa 200 Kranke, könnte aber noch mehr aufnehmen. Die Kranken sind nach ihren Uebeln abgesondert, und die Weiber in einem grofsen Saale beisammen, zu welchem den Fremden der Zugang versagt ist. Auch einige Irre befinden sich hier unter den Kranken; doch findet man äufsert wenige derselben in diesem Lande, wo die geistige Bildung noch nicht sehr weit vorge-schritten ist. Mit diesem Hospital ist auch eine Anstalt für arme Kinder vereinigt. Das königl. Militär-Hospital nimmt die auf einer freien Anhöhe gelegnen Gebäude des ehemaligen Jesuiten-Collegiums ein. Es ist auf einige Hundert männliche Kranke berechnet, und besteht mit mehr Ordnung und Reinlichkeit als das Bürgerspital. Die Bedachung mit leichten Schindeln

ist für ein so heisses Klima sehr geeignet, indem der Luftwechsel durch diese Vorrichtung eben so sehr, als mittelst Ventilatoren erleichtert wird. . . . Jedes dieser beiden Krankenhäuser besitzt seine eigne Kapelle und Apotheke. Auch die Engländer haben auf einer Landspitze der östlichen Seite der Bai, der Stadt gegenüber, wo ihre Magazine für Schiffsbedürfnisse stehen, ein Seehospital für ihre Matrosen errichtet, welches unter der Oberaufsicht des brittischen Consulats von einem englischen Arzte besorgt wird, und auch wohl deutsche Seeleute aufnimmt.

Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade (*Paseo publico*), ein kleiner, mit Mauern umgebener und durch einen senkrechten Kai von Quadern gegen das Meer geschützter Garten. Seine schattenreichen Alleen von Manga, Jaca oder dem ostindischen Brodbaum, dem Ytó (*Guarea trichilioides*) und dem Rosenäpfelbaum, (*Eugenia Jambos*), zwischen welchen die prächtigen Blumenbüsche der Poinciane (*Caesalpinia pulcherrima*) prangen, sind am Abende, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. Früher bestand in diesem Garten eine Zucht von Cochenille auf indischen Feigenbäumen, welche zu dem Ende längs dem Seeufer gepflanzt worden waren. Gegenwärtig aber beschäftigt man sich mit diesem Erzeugnisse, welches zu einem äusserst vortheilhaften Handelszweige erhoben werden könnte, in ganz Brasilien nicht mehr.

In der Nachbarschaft dieses Spazierganges bieten auch

die Lebensmittel - Märkte dem europäischen Ankömmling einen merkwürdigen Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe ausgestellten Papageien, anderer einheimischer Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Feder Schmucke die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkte werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln, auch Pflanzenspeisen von indischer und afrikanischer Abkunft feilgeboten. Die Cajanbohne (*Cytisus Cajan* L. oder *Cajanus flavus* Dec.) und mehrere Arten von Wassermelonen, die Ingwerwurzel u. a. verdankt Brasilien dem Verkehr der Portugiesen mit Ostindien; eben so die trefflichen Früchte der Jaca, der Manga und den Rosenapfel. Aus den afrikanischen Colonien dagegen scheinen die meisten jener mannichfaltigen rothen, schwarzen und gefleckten Bohnenarten (z. B. *Phaseolus derasus* und *Dolichos sinensis*) und die mandelartige Mundubi - Bohne (*Arachis hypogaea*) eingeführt worden zu seyn. Verschiedene Arten von Bataten (*Convolvulus Batatas*) und Inhame (*Dioscorea alata*), die Mandioca- (*Jatropha Manihot*) und die Aypim - Wurzel, eine milde, nicht giftige Abart der Erstern, die Maiskörner, das Mais - und Mandioca - Mehl endlich, als die vorzüglichsten pflanzlichen Nahrungsmittel, sind hier immer

in großen Vorräthen aufgehäuft. Als Futter für das Vieh, besonders für Pferde und Maulthiere, bringt man frisches Gras (Caapim) auf die Märkte, welches in benachbarten Gärten gebaut wird. Für das beste Futtergras wird das Guinea-gras gehalten; jedoch kennt man in den einzelnen Landschaften von Brasilien unter diesem Namen mehrere ganz verschiedene Arten, z. B. *Panicum jumentorum* Pers., *Paspalum stoloniferum*, *conjugatum*, *decumbens*, *virgatum* u. s. w.

Wenige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von einem unserer Landsleute eingeladen, einem Kirchenfeste beizuwohnen, welches die Neger am Tage ihrer Schutzpatronin Nossa Senhora do Rozario anstellten. Eine Capelle auf einem Vorsprunge des Landes in die Bai, nicht weit von dem königl. Landhause S. Cristovão (Christoph) gelegen, bei der wir uns eingefunden hatten, füllte sich gegen Abend mit einer unzähligen Menge brauner und schwarzer Leute, und das Orchester der Neger von S. Christoph stimmte eine fröhliche, fast lustige Musik an, auf die eine pathetische Kanzelrede folgte; Raketen und Prasselfeuer vor der Kirche, im Angesicht der stillen See, mußten die Feierlichkeiten erhöhen.

Dem Beobachter erregt der Anblick der unter die edlern Verhältnisse europäischer Gesittung versetzten Söhne Afrikas zwei ganz verschiedene Gefühle. Er bemerkt nämlich einerseits mit Freude die Spuren von Humanität, welche sich allmählich in dem Neger durch die Nähe der Weißen

entwickeln; anderseits muß er darüber trauern, daß es einer so grausamen, und die Menschenrechte so tief verletzen-
den Einrichtung, wie der Sklavenhandel ist, bedurfte, um jener erniedrigten, in ihrem Lande selbst verwahrlosten Race die erste Schule für Menschenbildung zu geben. Dieselben Gefühle wurden noch lauter in uns, als wir auf dem Sklavenmarkte einen jungen Neger für uns zum Kaufe aus-
suchen mußten. Die meisten Negersklaven, welche gegenwärtig nach Rio de Janeiro gebracht werden, sind von Cabinda und Benguela. Sie werden in ihrem Vaterlande auf Befehl der Häuptlinge eingefangen und im Tausche gegen europäische Waaren verhandelt. Vor der Ablieferung an die Sklavenhändler läßt ihnen der Gewalthaber ein gewisses Zeichen im Rücken oder an der Stirn einbrennen. Mit einem Stücke wollenen Tuches um die Lenden bekleidet, packt man sie dann, oft in unverhältnißmäfsig großer Anzahl, in die Schiffe, und führt sie ihrer neuen Bestimmung zu. Sobald solche Sklaven in Rio de Janeiro anlangen, werden sie in der Straße Vallongo, nahe am Meere; in hierzu gemietheten Häusern einquartirt. Man sieht hier Kinder vom sechsten Jahre an und Erwachsene beiderlei Geschlechts von jedem Alter. Sie liegen halbnackt, der Sonne ausgesetzt, in dem Hofraume oder aufserhalb der Häuser umher, oder sind, nach den Geschlechtern getrennt, in einzelne Zimmer vertheilt. Ein Mulatte, oder ein alter, durch langen Dienst erfahrner, Neger besorgt die Nahrung und die nöthige Pflege

der Ankömmlinge. Ihre hauptsächliche Nahrung ist Mandioca- oder Maismehl (Fubá), mit Wasser gekocht (Mingau), seltener Salzfleisch von Rio grande do Sul; die Zubereitung dieser einfachen Speisen, welche sie in ausgehöhlten Kürbissen oder Schalen des Cuité-Baumes (*Crescentia Cujete* L.) genießen, überläßt man, so viel möglich, ihnen selbst. Negern und Negerinnen, die sich gut aufführen, wird zur Belohnung Schnupf- oder Rauchtabak gereicht. Die Nächte bringen sie auf Strohmatten, mit wollenen Decken versehen, zu. Sehr viele dieser Sklaven gehören dem Könige und werden als Abgabe aus den afrikanischen Niederlassungen hierher geschickt. Wer nun Sklaven kaufen will, begiebt sich, um die Auswahl zu treffen, nach Vallongo, wo jeder Aufseher die Sklaven in Reihe und Glied zur Prüfung ausstellt. Der Käufer sucht sich durch verschiedene Proben von der Körperkraft und Gesundheit derselben zu überzeugen. Verborgene körperliche Fehler, vorzüglich die so häufige Anlage zum Staar, fürchtet man am meisten bei diesem Kaufe. Ist die Auswahl getroffen, so wird der Kaufpreis, welcher sich hier für einen gesunden männlichen Neger auf 550 bis 700 Gulden beläuft, festgesetzt, wobei der Verkäufer gewöhnlich noch für die innerhalb 14 Tage zu entdeckenden körperlichen Gebrechen gut steht. Der Käufer nimmt hierauf seinen Clienten, den er nach Bedürfnis zu einem Handwerker, Eseltreiber oder Bedienten bestimmt, mit sich hinweg. Der neue Eigenthümer ist jetzt unumschränkter Herr über die

Verwendung, Arbeit und Erzeugnisse des Sklaven. Bei unmenschlicher Behandlung desselben ist er aber, wie bei andern civilen Vergehen, der Strafe der Polizei oder der Gerichte unterworfen. Letztere sorgen dagegen auch durch besondere Anstalten, entflohene Sklaven den rechtmässigen Eigenthümern wieder zurückzustellen, und bestrafen die Flüchtlinge bei wiederholter Flucht durch Anlegung eines eisernen Ringes um den Hals. Will der Herr die Unarten seines Sklaven nicht selbst strafen lassen, so geschieht dieses, nach Erlegung einer gewissen Summe, ebenfalls von der Polizei. Uebrigens bürgern sich die Neger hier, wie in Brasilien überhaupt, leicht ein. Es ist dieses die Folge ihres leichtsinnigen Temperaments sowohl, als der Aehnlichkeit des Klimas mit dem ihres Vaterlandes, und der Milde, womit sie in Brasilien behandelt werden.

Vor der Versetzung des Hofes von Lissabon nach Rio de Janeiro war der Handel dieser und aller andern Städte Brasiliens lediglich auf Portugall beschränkt. Die täglich wachsende Erzeugung kostbarer Colonialproducte und fleissige Bebauung der Goldminen im Innern des Landes hatten seit mehr als hundert Jahren den Reichthum und damit die Bedürfnisse der Brasilier sehr vermehrt. Der Handel Lissabons und Oportos mit der Colonie entschädigte daher das Mutterland für den Verlust Ostindiens, aus dem es seine erste Macht und Grösse geholt hatte. Der enge politisch-merkantilische Verband jener beiden Städte mit der Colonie

begünstigte die Blüthe der Erstern ganz ausnehmend und um so mehr, als ihre ohnehin so glückliche Lage in der Nähe des Weltmeeres und an der Küste des Oceans, der Straße des Welthandels zwischen Europa, Ost- und West-Indien, einen leichtern Absatz der Colonialwaaren möglich machte. Der portugiesische Handelsstand bestimmte damals selbstständig nicht nur die Preise aller Producte Brasiliens, da Letzteres nur an ihn verkaufen durfte; sondern konnte auch überdies die Rückzahlungen mit den Erzeugnissen europäischen Kunstfleisses und unter den von ihm ausgehenden Bedingungen machen. So hatte Lissabon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine Thätigkeit und einen Reichtum erworben, die es nach London zum ersten Handelsplatze der Welt erhoben. Nachdem aber eine königl. Akte (vom 18. Febr. 1808) die Selbstständigkeit des brasilischen Handels begründete, änderte sich dieses Verhältniß in sehr kurzer Zeit. Mit der Freigebung des brasilischen Handels, welchen die Monopole und die Eifersucht des Mutterlandes bisher gelähmt hatten, und mit der Eröffnung der Häfen für alle Nationen beginnt ein neuer Zeitraum in der Geschichte Brasiliens. Man darf annehmen; daß von allen Mafsregeln, welche die Regierung seit ihrer Auswanderung in die ehemalige Colonie ergriffen, keine einen so denkwürdigen Umschwung und eine so grofse Veränderung in allen Beziehungen hervorgebracht habe, als eben diese. Ohne Zweifel ist auch diese Veränderung Brasilien heilsamer und erspriesslicher

gewesen, als Portugall. Letzteres wird, nachdem das vorige enge Band zwischen ihm und der ehemaligen Colonie gelös't worden ist, niemals zu dem frühern kaufmännischen Glanze zurückkehren.

Für Brasilien gab diese Freisprechung Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Entwicklungen. Aus dem Marktbezug der übrigen Handelsnationen mit den Portugiesen gingen neue Verhältnisse hervor. Die Freiheit des Verkehrs erhöhte die Betriebsamkeit, und die Erzeugnisse des Landes, welche von vielen Seiten gesucht wurden, stiegen im Werthe. Hierdurch vermehrte sich das Bedürfnis arbeitender Hände, der Zufluß von Ausländern, so wie die Herbeiführung der zur Bebauung des Landes so nothwendigen Neger. Angezogen durch die Aussichten eines vortheilhaften Handels erschienen nun auch Colonisten aus andern Ländern, und halfen zur Bildung der Einwohner, zur genauern Kenntniss und zum Reichthum Brasiliens beitragen. Auch in den Staatseinkünften wurde hierdurch ein ganz neues Verhältniß hervorgebracht, besonders seit man viele Zölle von 43 auf 24 und 15 p. C. herabsetzte. Das früher zwischen Portugall und Brasilien bestehende Handelssystem ward vorzüglich durch den nun (im Febr. 1810) mit England abgeschlossnen Vertrag erschüttert. Durch ihn erwarb die englische Flagge gleiche, ja sogar gröfsere Begünstigungen in den Häfen von Portugall und dessen Besitzungen, als die portugiesische. Ein nachträglicher Akt erhöhte noch die Freiheit des brittischen Han-

dels. Englische Kaufleute erhielten in dem Juiz Conser-
vador eine eigne Behörde für ihre Handelsverhältnisse mit
portugiesischen Unterthanen. Mit Oestreich sollten gleich-
falls, bei Gelegenheit der Vermählung Ihrer k. k. Hoheit der
Erzherzoginn Leopoldine, Handelsverbindungen eingegan-
gen werden, wodurch sich beide Reiche einander gegenseitig
begünstigten.

Die Einfuhr europäischer Natur- und Kunsterzeugnisse
nach Rio de Janeiro erstreckt sich auf alle menschliche
Bedürfnisse. Portugall und die Inseln senden Wein,
Oel, Mehl, Zwieback, Salz, Butter, Essig, Stockfische,
Schinken, Würste, Oliven und andere eingemachte oder ge-
trocknete Früchte, gebrannte Wasser, Leder, Arzneimittel,
grobe Kattune, Hüte, grobe Wollenzeuge, Eisenwaaren, böh-
mische Glaswaaren, teutsche und niederländische Linnen,
meist italiänisches Papier, portugiesische Bücher, Tonwerk-
zeuge, Pulver und andern Schiefsbedarf, Töpferwaare von
Oporto, Stricke, Canavass, Segeltuch, Theer, Pech und an-
dere Schiffsbedürfnisse, Stahl, Schuhmacher-Arbeit, Kupfer-
waaren u. s. w. Auch ostindische Waaren wurden; be-
sonders früherhin, häufig aus Lissabon hierher gebracht, ge-
genwärtig aber erhält man sie durch unmittelbaren Verkehr.
England, namentlich London und Liverpool, und
seine Colonien, versorgen Rio de Janeiro ebenfalls mit
allen Gegenständen englischer Fabrikation, besonders mit vie-
lerlei Baumwoll-Waaren, Kattunen, feinen Tüchern, Por-

zellan und irdenen Waaren, Eisen, Blei, Zinn, in rohem und verarbeitetem Zustande, Ankern, Kabeltauen, Schießpulver, Porterbier, Käse, gesalzener Butter, gebrannten Wassern etc. Von Gibraltar kommen viele östindische Waaren, und zwar in portugiesischen Schiffen, nach Rio, auch spanische Weine. Frankreich hat, besonders von Havre de Grace und Brest, in den neuern Zeiten Luxusartikel, Bijouterie-Waaren, Meubles, Wachslichter, Arzneimittel, feine Liqueurs, Malereien und Kupferstiche, französische Bücher, Seidenzeuge, Spiegel, Hüte, feine Glaswaaren und Porzellan, getrocknete Früchte, Oel und Butter eingeführt. Holland bringt Bier, Glaswaaren, Leinwand, Wacholder-Branntwein (Ginevra), der seiner harntreibenden Eigenschaften wegen in allen Tropenländern stark gebraucht wird, Papier etc. auf den hiesigen Markt. Oestreich hat nach Rio versendet Uhren, Fortepianos, Flinten, Linnenzeuge, halbe und ganze Seidenzeuge, Manchester, Flanell, Mörser, eiserne Reife, Angeln, Federmesser, Striegeln, Quecksilber, Sublimat, Zinnober, Vitriol, Salmiak, Messing, Blei, Kupfer, Zinn, Antimonium, Eisendrath, Arsenik, weißes und gelbes Wachs, Mennig, Nägel, Fischleim, Operment. Das übrige Deutschland, welches früher mit böhmischem Glas und Leinwand einen sehr ausgedehnten Handel nach Portugal und Spanien trieb, hat nun auch unmittelbare Versendungen dieser Güter nach Brasilien versucht, besonders aber gute Geschäfte mit Eisen- und Messinggeräthen und mit Nürnberger

Spielsachen gemacht, welche nach den im Lande gebräuchlichen Formen verfertigt worden waren. Rußland und Schweden liefern Eisen, Stahl, Kupfergeschirre, Segeltuch, Stricke, Taue und Theer. Nordamerika sendet nach Rio besonders Getreide, Seife, Spermaceti-Lichter, Zwieback, Thran, Theer, Leder, Breter, Pech, Pottasche und grobe Meubles.

Der Handel mit den Küsten Afrikas bringt nur wenige Artikel, und alle diese gleichsam nur als Zugabe zu den Negerklaven hierher. Die Zahl der Letztern ist sehr beträchtlich. Im Jahre 1817 sollen aus den Häfen von Guinea und Mozambique 20075 Individuen unter portugiesischer Flagge nach Rio verführt worden seyn. Die Artikel, welche von Mozambique, nebst den Sklaven, eingeführt werden, sind Goldstaub, Elfenbein, Pfeffer, Colombo-Wurzel, Ebenholz und Cocculi-Körner, bisweilen auch ostindische Waaren. Von Angola und Benguela bringt man Wachs, Palmöl (aus den Früchten der Denté-Palme, *Elais guineensis* L.) Muntubi-Oel (aus den Samen der *Arachis hypogaea* L.) Elfenbein, Schwefel, endlich auch etwas arabisches Gummi. Diese beiden letzten Artikel nebst Salz kommen vorzüglich auch von den Inseln des Grünen Vorgebirges. Der unmittelbare Handel von Rio mit Ostindien ist seit der Ankunft des Königs beträchtlich geworden, da mehre der größten Handelshäuser von Lissabon sich hier niederließen, und ihrem Betriebe mit Ostindien und China durch die

größere Nähe noch mehr Nachdruck zu geben suchten, wodurch dagegen der Handel Lissabons nicht wenig verringert wurde. Diese Schiffe besuchen gewöhnlich mehrere englische Häfen in Indien, dann auch Macao; eine Reise, welche in 8, 10 oder 12 Monaten beendigt zu werden pflegt. Goa oder die andern portugiesischen Besitzungen im Orient, deren Wichtigkeit durch den Einfluß der mächtigen Nachbarn immer mehr abnimmt, werden hierbei nur selten berührt. Aus den dortigen Besitzungen führt man vorzüglich mancherlei Arten von Baumwollenzeugen ein, welche von hier aus wieder nach Portugall oder an die verschiedenen Häfen von Südamerika abgesetzt werden. Aus Macao bringt man feine Musseline und gedruckte Zeuge, Seidenstoffe, Porzellan, Thee, Tusche, Zimmt, Pfeffer, auch etwas Kampher, hierher.

Rio ist der gemeinschaftliche Stapelplatz für alle die zahlreichen kleinen Häfen längs der brasilischen Küste, nördlich bis Bahia und südlich bis Montevideo, welche ihm ihre Erzeugnisse zur Versendung nach Europa oder zum eignen Verbrauch zuschicken. Besonders beträchtlich ist die Menge von Lebensmitteln, Farinha, Bohnen, Speck, getrocknetem oder gesalzenem Fleisch, welche jährlich fast aus allen diesen Orten eingeführt wird. Die Erzeugnisse der Viehzucht, als Häute, Ochsenhörner, Hörnerspitzen, trockenes und gesalzenes Fleisch, Talg, Speck, so wie auch Reis und Waizenmehl kommen zur See, vorzugsweise aus den Provinzen Rio grande do Sul und St. Paul. Letzteres

liefert auch noch Käse, Gärberinde von dem Manglebaum, etwas Gummi, Baumwolle, Zucker und Rum. Die Capitanie von St. Katharina sendet ausserdem Sohlenleder, Zwiebeln und Knoblauch, welche dort ganz vortrefflich gedeihen, getrocknete Fische, Töpferwaare. Die kleinen Häfen nördlich von Rio, als St. João do Parahiba, S. Salvador, Macahé, Porto - Seguro, Caravellas, Victoria u. s. w. versehen den hiesigen Markt ebenfalls mit einer beträchtlichen Menge von vegetabilischen Nahrungsmitteln, Fischen und den Erzeugnissen ihrer schönen Wälder, als Bohlen, Breter, Stabholz, Reife, Kohlen, Brennholz, Brasilienholz, Gärberinde, Cocosnüsse, auch Tabak, Zucker, Rum und Reis. Cabo frio sendet Kufen und Bottiche, welche aus den Stämmen grosser Feigenbäume (Gammel-leiras) gemacht werden, und, wie die nahe Insel Ilha grande, auch Kalk, der aus Muschelschaalen, oder aus Felsen, welche an ersterem Orte vorkommen, gebrannt wird. Ilha grande liefert, da sie trefflichen Stoff dazu hat, ausgezeichnet gute Töpferwaare. Der Verkehr mit Bahia und Pernambuco ist nicht unbedeutend. Von Bahia kommen Tabak, Sklaven, Mühlsteine, Tucum (Palmzwirn), Cocosnüsse, Waaren aus Guinea und Europa; von Pernambuco Salz, Salpeter und ebenfalls europäische Waaren hierher. Buenos - Ayres und Montevideo liefern dem hiesigen Markte besonders viele Häute, Leder, Ochsenhörner, Talg, getrocknetes Salzfleisch, Waizenmehl. Dieser Küstenhandel

wird grösstentheils in kleinen ein- oder zweimastigen Schiffen (Sumacken oder Schonern) getrieben und unterhält eine sehr lebhaft Verbindung der ganzen brasilischen Küste mit der Hauptstadt. Von der Mündung des La Plata nach Rio wird die Fahrt gewöhnlich in 22 bis 30 Tagen gemacht, von S. Katharina und Rio grande do Sul in 15 bis 26, von Porto - Seguro in 8 bis 15, von Bahia in 12 bis 20, je nachdem der Wind dem Stande der Sonne gemäfs längs der Küste von Süd oder Nord bläst. Maranhão und Pará versenden ihre Erzeugnisse unmittelbar, ohne weiteren Verkehr mit Rio de Janeiro.

Auch der Handel zu Lande ist zwischen Rio und den benachbarten Landschaften, vorzüglich aber mit S. Paul und Minas, bis wohin noch leidliche Wege führen, von grossem Umfange. Aus Rio grande do Sul und S. Paul werden jährlich viele Tausend Stück Schlachtvieh, Pferde und Maulthiere hierher getrieben, welche sich von da aus über die benachbarten Capitanien verbreiten. Minas sendet seine Erzeugnisse an Baumwolle, Kaffeh und Tabak grösstentheils nach Rio, wohin der Weg, wenn auch von einigen Gegenden weiter als Bahia, doch angenehmer, gesunder und weniger mühsam ist. Im Jahr 1820 verhielt sich die Einfuhr dieser Artikel, wie folgt: Baumwolle 70407 Arroben, Kaffeh 20000, Tabak 54281 Arroben *). Ausser diesen

*) Die portugiesische Arroba hat 32 Libras oder Pfund; eine Libra wiegt 9552 holl. As; nach Wiener Gewicht beträgt

rohen Erzeugnissen und Edelsteinen, verschickt Minas Käse, Marmelade, braune Zuckerbrode (Rapadura) und eine ungeheure Menge ganz grober Baumwollenzeuge, die hier zur Bekleidung der Sklaven und des armen Hirtenvolkes in den südlichen Provinzen verbraucht werden. Die Bewohner der entferntern Provinzen von Goyaz und Mato - grosso, welche in die Hauptstadt kommen, um sich mit den europäischen Fabrikaten zu versehen, und solche auf den Wegen über Villa Rica und Caétete zurücknehmen, bringen fast nichts als Gold in Stangen oder Staub, edle Steine, und darunter als Paschwaare auch Diamanten hierher. Es ist nichts Seltenes, Bewohner der Einöden (Sertoês) von Cujaba und Mato - grosso hier ankommen zu sehen, welche eine Landreise von 300 Meilen und mehr unternahmen, um Karawanen von Maulthieren, mit den Bedürfnissen des Binnenlandes beladen, zurückzuführen. Der Brasilier läßt sich durch Gefahren und Mühseligkeiten einer Reise, die ihn oft 8 bis 10 Monate lang von seiner Familie trennt, nicht abhalten, von Zeit zu Zeit seine Handelsgeschäfte persönlich zu betreiben. Denn je einsamer sein Geburtsland ist, um so früher hat er sich gewöhnt, große Entfernungen gering zu achten. Wer fast wöchentlich eine Reise zu Pferde von 5 bis 6 Meilen unternimmt, um in der Kirche der Messe beizu-

die Arroba ungefähr $25\frac{1}{4}$ Pfund: (1 Wiener Pf. \approx 11655 holl. As.) D. H.

Sommers Taschenb., 1825.

R

wohnen und seine Nachbarn zu besuchen, der scheut sich auch nicht, einen Weg von mehreren Hundert Meilen zurückzulegen, wenn 'es darauf ankommt, die Erndte eines oder mehrer Jahre gegen die geschätzten Erzeugnisse des Auslandes zu vertauschen.

Die Ausfuhr der im Lande selbst erzeugten Handelsgegenstände nach den europäischen Häfen gründete vorzugsweise den Reichthum von Rio de Janeiro. Zwar ist auch der Umsatz der aus Europa eingeführten Artikel an die kleinern Häfen und in das Binnenland eine reiche Quelle, aus welcher der Hauptstadt jährlich grofse Summen zufliefsen; er steht jedoch in keinem Verhältnisse zu der Masse von Colonial-Erzeugnissen, die Rio über das Meer ausführt. Die drei wichtigsten Gegenstände des Landbaues sind Zucker, Kaffee und Baumwolle.

Der Zucker wird besonders in denjenigen Bezirken der Capitanie gebaut, welche im Süden und Osten von der Gebirgskette (Serra do mar) liegen, und näher am Meere, (Beiramar) also in den Bezirken von Ilha grande, Cabofrio und Goytacazes. Die beiden jenseits der Gebirgskette liegenden Landstriche von Paraíba-Nova und Canto Gallo begünstigen den Anbau des Zuckers nicht so sehr, welcher gleichsam die Grenzen für den wärmsten und feuchtesten Theil des Landes, wo er mit Ueppigkeit wuchert, bezeichnet. Die meisten Zuckerpflanzungen und Fabriken (Engenhos) befinden sich in der Nähe der Hauptstadt selbst und um Cabo frio.

Bekanntlich wurde die Cultur des Zuckerrohrs in Rio de Janeiro durch den Statthalter Mem de Sa, sogleich nach der Vertreibung der Franzosen im Jahre 1568, - ausgebreitet. Die Ausfuhr von Zucker aus dem Hafen von Rio betrug im Jahre 1817, 17000 Kisten oder etwa 680000 Arroben.

Der Kaffeh wird in der Capitanie von Rio erst seit wenig Jahren fleissig angebaut, und man macht die Bemerkung, dass das hiesige Erzeugniss dem von Martinique und S. Domingo an Güte gleich kommen werde, sobald man in der Einsammlung desselben die nöthige Vorsicht anwendet. Der Kaffeh von Rio war vorher in Europa nicht beliebt, weil man gemeiniglich die unreifen Beeren abpflückte und sie, um die Samen von dem anhangenden Fleische zu reinigen, einer Fäulniss aussetzte, welche den Wohlgeschmack zerstörte und der Bohne eine weisse Farbe und mürbes Ansehen gab. Erst in den letzten Jahren hat die Zucht des Kaffehbaumes und die Einsammlung der Früchte in Rio de Janeiro gewonnen, seitdem besonders Hr. Dr. Leseune, ein unterrichteter Pflanzer von S. Domingo, durch die dortigen Unruhen vertrieben, in der Nähe von Rio eine grosse Pflanzung angelegt und die Landwirthe auf die vortheilhafteste Art, dieses Gewächs zu behandeln, aufmerksam gemacht hat. Dieses Beispiel und die starke Nachfrage haben den Anbau desselben um ein Beträchtliches erhöht, und gegenwärtig liefert Rio de Janeiro unter allen Häfen Brasiliens den meisten und auch den gesuchtesten Kaffeh. In den letzten

Jahren war die Ausfuhr desselben folgende: 1817 — 9,567,960 Pfunde, 1818 — 11,140,350, 1819 — 8,087,220 (wegen der Dürre), und 1820 — 14,733,540 Pfunde.

Die Baumwolle, welche von hier aus nach Europa und vorzugsweise nach Liverpool und London versendet wird, ist nicht bloß Erzeugniß der Umgegend; ein sehr großer Antheil kommt auch aus Minas, besonders aus dem Termo von Minas Novas auf Maulthieren hierher. Gewöhnlich werden 6 bis 8 Arroben in zwei Säcken von rohen Ochsenhäuten einem jeden Thiere aufgeladen. Die in Rio gebaute Baumwollen-Staude (*Gossypium barbadense* L., seltner auch *G. herbaceum* L.) gedeiht daselbst sehr gut, doch soll sie keinen so dauerhaften Stoff liefern, als die in dem höhern und trocknen Bezirke von Minas novas. Der Tabak wird besonders auf den Inseln in der Bai von Rio, in der von Angra dos Reys und zwar auf dem niedrigsten Uferlande (Beiramar), wie z. B. in der Nähe von Paraty gebaut; auch aus der Capitanie von Espirito santo wird er hieher gebracht. Die getrockneten, zum Theil mit Salz eingeriebnen Ochsenhäute, welche Rio in den Handel und zwar besonders nach England und Frankreich giebt, sind größtentheils aus Rio grande do Sul, S. Paul und Minas eingeführt.

Außer diesen Haupterzeugnissen versendet Rio de Janeiro nach Europa Talg, Otterfelle, die jedoch in sehr geringer Menge vorkommen, Pferdehaare und Pferdehäute,

Ochsenhörner, Hörnerspitzen und Platten, Rum, Syrup, Walfischthran, Fischbein, Ipecacuanha, Reis, etwas Cacao und Indigo, nach dem die Nachfrage immer mehr abnimmt, Gelbholz von sehr guter Beschaffenheit und Blauholz. Das Pernambukholz wächst zwar in den Wäldern der Provinz; die Regierung, der es als Regale gehört, hat jedoch seit mehreren Jahren die Fällung desselben eingestellt, und es finden sich jetzt keine Niederlagen desselben auf dem Platze. Man kann annehmen, daß die Summe des Werthes dieser Gegenstände zusammengekommen sich jährlich wenigstens auf 1600 Millionen Rees *) oder 2 Millionen Piaster belaufe, und dem Staatsschatze 446,400000 Rees oder 558000 Piaster an Ausgangszöllen entrichte. Die Norm, nach welcher die Erzeugnisse des Landes im Allgemeinen verzollt werden, ist eine Abgabe von 2 p. C. des Currentwerthes, wozu noch einige Nebengebühren kommen. Nach den kleinen Häfen Brasiliens führt Rio die verschiedensten europäischen Producte aus; nach Pernambuco und Ceara bisweilen an-

*) Ein Rees ist etwa $\frac{9}{17}$ Pfennige Conv. M.; auf die kölnische Mark fein Silber gehen 8480 Rees. Die Portugiesen rechnen in der Regel bloß nach Rees, und schreiben und zählen sie, ohne sie unter eine grössere Münzgattung zu bringen, zu Tausenden und Millionen fort. Doch nennt man 1000 Rees auch ein Mille-rees.

sehnliche Mengen von pflanzlichen Lebensmitteln, wenn sie dort bei eintretender Dürre misrathen. Auch Sklaven wurden in den letzten Jahren häufig von hier nach den nördlichen Provinzen versendet. Die West- und Ostküste von Afrika erhalten besonders englische und portugiesische Waaren durch den hiesigen Platz. Endlich müssen auch Goldbarren und spanische Thaler als ein Ausfuhr-Artikel von Rio de Janeiro betrachtet werden. Sowohl portugiesische als nordamerikanische Ostindienfahrer pflegen sehr häufig statt aller Waaren nur grofse Summen von Metall von hier nach Indien zu bringen. Man will behaupten, dafs sich in manchen Jahren die Summe des auf diesem Wege ausgeführten Metalls auf 500000, ja auf 800000 Pfund Sterling belaufe.

Der grofse Unterschied zwischen dem Werthe der Einfuhr und Ausfuhr zu Gunsten von Rio de Janeiro, welche Letztere bedeutende Fonds in baarem Gelde aus Europa dahin in Bewegung setzt, bezeichnet mit einem Zuge das Handelsverhältnifs zwischen Europa und dem, obgleich jungen, doch schon so reichen Lande. Die Metallmassen, welche der habsüchtige Eifer der verflossenen Jahrhunderte dem Schoofse Amerikas entrissen hat, strömen jetzt allmählich ihrem Vaterlande wieder zu, und bleiben entweder hier zurück oder nehmen den Weg nach Ostindien. Die treffliche Lage des geräumigen und sichern Hafens an einem im Ganzen gefahrlosen, während aller Jahreszeiten befahrbaren Meere, gleichsam am Eingange der allgemeinen Strasse des

Welthandels; die Kürze der Zeit, in welcher hier die Reisen nach Europa, der Westküste von Afrika, dem Cap, nach Mozambique, Indien und Neuhollland gemacht werden können; der Reichthum an inländischen Producten und an Metall; der grofse Umschwung, welchen die Gegenwart eines Hofes dem Lande überhaupt giebt, verleihen diesem Platze schon jetzt eine so ausgedehnte Wirksamkeit, daß wenige Jahrzehnde hinreichen werden, um ihn zu einem der reichsten Häfen der Welt zu erheben. Diese Lebendigkeit des Handelsverkehrs in der brasilischen Hauptstadt beweis't, daß die Menge der Handelserzeugnisse schon gegenwärtig gröfser ist, als sie gemäß jenen Nachrichten seyn könnte, welche Brasilien als ein noch gänzlich uncultivirtes Land, ohne alle Spuren des wohlthätigen Einflusses europäischer Gewerbsthätigkeit schildern. Freilich ist die Summe der Colonial-Erzeugnisse, welche aus dem Hafen von Rio de Janeiro ausgeführt werden, nicht blofs Erzeugnifs der Provinz, sondern wird zum Theil auch aus dem tiefen Innern hierher gebracht; aber die Vergleichung der Ausfuhr einiger Waaren aus dem hiesigen Hafen mit denselben aus England giebt schon einen sehr günstigen Begriff von der Hervorbringungsfähigkeit des Landes. England soll im Jahre 1817 — 401700 Centner Kaffeh verschifft und etwa 60000 Centner selbst verbraucht haben. Wenn letztere Angabe richtig ist, so würde Rio de Janeiro allein fast noch ein Mal so viel Kaffeh ausgeführt haben, als in England verzehrt wurde.

Schon vor der Ankunft des Königs hatte der bedeutende Capital-Umsatz, für den sich nicht die Hälfte in geprägter Münze auffinden liefs, wenn auch alle Capitalisten der Provinz ihre Baarschaften zusammengelegt hätten, die Errichtung einer Bank nöthig gemacht. Es waren deshalb mehrere der angesehensten Kaufleute und Rentiers zusammengetreten, welche ein der Summe der von ihnen ausgegebenen Noten verhältnissmässiges Capital zusammenschossen und durch gegenseitige Bürgschaft sicherten. Unter der Verwaltung eines eigends von den Gründern gewählten Ausschusses ging die Anstalt, welche nur ein blosses Privat-Unternehmen war, vorwärts und verbreitete das Zutrauen, welches sie anfänglich nur unter den Stiftern gehabt hatte, bei dem gesammten kaufmännischen Publikum. Es ist wahrscheinlich, dafs die Summe der Banknoten bei dieser Gelegenheit allmählich vermehrt wurde, ohne dafs neue Capital-Zuschüsse erfolgten. Später, als das Geschäft einen günstigen Fortgang nahm, vereinigte man mit der Bank eine Versicherungs-Gesellschaft, Pachtung königlicher Regalien u. s. w., und die Anstalt genofs, in ungestörtem Betrieb, ohne fremde Einmischung, eines so grossen Zutrauens, dafs viele Staatsbeamten einen Theil ihrer Besoldungen sogleich in die Bank ablieferten, und reiche Gutsbesitzer im Innern des Landes ihre Geldvorräthe nach Rio schickten, um sie, als den sichersten Theil ihres Vermögens, daselbst für ihre Kinder anzulegen. Da der König nach Brasilien kam, trat mit den neuen politischen Verhältnissen

auch ein neuer Zeitraum für die Bank ein. Ihre Gesetze wurden am 12. Oktober 1808 vom Könige bekräftigt, und die Anstalt nahm, unter dem Titel Banco do Brasil, eine immer grössere Wirksamkeit an. Bei dem oft beträchtlichen Bedürfnisse des Hofes, wie des Staates, half die Bank theils gegen wirkliche werthreiche Handpfänder, theils gegen Verpfändung künftiger Staatsgefälle aus. Mehrere fremde Kaufleute sollen in dieser Zeit, durch plötzliche Vorzeigung sehr grosser Summen von Banknoten, die Tüchtigkeit der Unternehmung haben prüfen wollen; da jedoch die Zahlungen baar geleistet wurden, wozu wahrscheinlich auch die genaue Verbindung des k. Münzhauses mit der Bank beitragen konnte: so erhielt sie sich immer, obgleich ohne eine bekannte feste Gewährleistung und ohne in besondere Beziehungen mit andern Anstalten der Art zu treten, in sehr gutem Vertrauen, vorzüglich im Mutterlande selbst.

Die Masse des baaren Geldes, welches in Rio umläuft, kann man nicht mit Sicherheit bestimmen, besonders da bisweilen ungeheure Summen ausgeführt werden, deren Abgang für das Ganze oft lange Zeit fühlbar ist. Vorzugsweise nehmen, wie schon oben bemerkt worden, die Ostindien- und Chinafahrer meistentheils baares Geld, entweder spanische Piaster oder portugiesisches Gold, aus dem Hafen mit, wodurch plötzlich ein so grosser Mangel an Metall entsteht, dass nicht bloss das Gold zu einem ausserordentlichen Werthe im Curse steigt, sondern auch die Zinsen in Wechselgeschäften,

durch Cession oder Endossement, bis auf 20 oder 22 p. C. steigen. Unter diesen Conjunctionen dauert es oft mehrere Monate, bis sich der unmittelbare Geldmangel verliert. Auch das Verfahren der Münze, spanische Thaler aufzukaufen und umgeprägt als Stücke von drei Pataccas um 160 Rees theurer in Curs zu setzen, scheint bisweilen einen augenblicklichen Geldmangel in Rio hervorzubringen. Der Zinsfuß, welcher hier im Handelsstande für offene Rechnung, nicht aber für Wechselgeschäfte, gebräuchlich ist, ist 12 p. C. Es steht dieses im Verhältniß zum Taglohn, der bei einem gemietheten Neger 160 bis 240 Rees, bei einem europäischen Handwerker 1 bis 2 spanische Thaler beträgt.

Dem Gewerbsbetriebe in Brasilien ist sowohl der eben geschilderte Zustand des Handels als auch die Zollverfassung nicht hinderlich. Obgleich nämlich eine große Menge von Waaren und Kunstsachen hier eingeführt wird, welche im Lande erzeugt werden könnten: so ist es doch bis jetzt mehr der Mangel an Künstlern und Handwerkern, als der Druck des Handels, welcher die Theurung einheimischer Kunsterzeugnisse verursacht. Mit der Bevölkerung wird auch darin die Thätigkeit des Inlandes gewinnen, und somit das Verhältniß der Einfuhr und Ausfuhr noch günstiger für Brasilien werden. Gegenwärtig haben sich in Rio viele, besonders französische Handwerker niedergelassen, deren Ansiedlung von Seite der Regierung begünstigt wurde. Unter den Eingebornen sind es die Mulatten, welche am meisten Geschicklich-

keit und Eifer für mechanische Geschäfte äussern, ja man will unter ihnen sogar lebhaften Kunstsinn für Malerei bemerken. Die freien Neger, deren es eine große Menge in der Stadt giebt, entwickeln sich hier nicht so vortheilhaft und brauchbar für die bürgerliche Gesellschaft, als auf dem Lande, wo sie nicht selten tüchtige und wohlhabende Landbauer werden. Dagegen arbeiten die Handwerker zum Theil mit ihren eignen schwarzen Sklaven, welche, unter der strengen Zucht ihrer Herren, nebst der Geschicklichkeit und Brauchbarkeit in Geschäften auch die Tugend bürgerlicher Ordnung erlernen. Die Aufsicht des Staates erstreckt sich jedoch noch nicht mit solcher Strenge auf das gesammte Gewerbswesen, wie in Europa. Viele Handwerke werden ohne den Verband der Gilden ganz frei und von Jedermann, der dazu Lust hat, getrieben; dessenungeachtet sind die Preise der Handwerks-Erzeugnisse sehr hoch. Die Freiheit eines Eigenthümers von Sklaven, diese zu jedem Handwerke, wie es ihm gut dünkt, zu benützen, steht dem Zwange der europäischen Genossenschaften entgegen. Indessen sind alle Gewerbe, welche Einfluß auf die öffentliche Gesundheit und Wohlfahrt haben, unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Fleisch und Brod werden nach gesetzlichen Taxen verkauft; die Ungleichheit der Vorräthe und der Zufuhr verursachen aber große Verschiedenheit in den Preisen. Den europäischen Ankömmling setzt die Menge von Gold- und Silberarbeitern und Juweliers in Erstaunen, welche hier, wie die übrigen Hand-

werker, meist in Einer Straſse beisammen wohnen, die an die prächtigen Ruas de ouro und de prata Lissabons erinnert. Die Arbeit dieser Handwerker steht zwar der europäischen nach, ist aber doch nicht ohne Geschmack und Dauerhaftigkeit. Viele in Europa sehr nothwendigen Gewerbe sind im Innern, bei den geringen Bedürfnissen der Einwohner, bis jetzt beinahe überflüssig. In der Hauptstadt jedoch und in den übrigen Küstenstädten sind Tischler, Blechschmiedte und andere Handwerker in groſser Anzahl vorhanden, am seltensten aber noch Gärber, Seifensieder und Stahlarbeiter. Vorzüglich werden auch Mechaniker zur Anlegung von Zucker- und andern Mühlen, von Maschinen zur Betreibung der Goldminen u. s. w., gesucht und sehr theuer bezahlt. An Glas-, Porzellan-, Tuch- und Hutfabriken ist bis jetzt in der Hauptstadt noch nicht gedacht worden; auch wäre die Anlegung derselben kaum rathsam in einem Lande, welches die Erzeugnisse des europäischen Kunstfleisses so wohlfeil gegen die seines reichen Bodens eintauschen kann.

Die Isländer *).

Im Jahre 861 nach Christus Geburt ward ein norwegischer Seeräuber, Namens Nadod, nach der Insel Island verschlagen, und gab dem überall mit Schnee bedeckten Lande den Namen Sneeland. Drei Jahre später ging ein Schwede, Gardar Suafarsson, welcher in Dänemark wohnte und von jener Entdeckung Nachricht erhalten hatte, gleichfalls auf die Erforschung dieses Landes aus, umschiffte es gänzlich, und gab ihm den Namen Gardarsholm. Nachdem er dasselbst überwintert hatte, kehrte er im Frühjahr 865 zurück, und erzählte, daß das Land gut und mit vielem Holz bewachsen sei. Diese Erzählung bewirkte, daß der Schwede

*) Nach Dr. Gliemanns Geographischer Beschreibung von Island. Nebst Charte. Altona, 1824. 8.

Floke Wilgerdason ums Jahr 868 von Rogaland in Norwegen dahin zog, um sich daselbst anzusiedeln. Damit er das Land sicher finden möge, nahm er drei Raben mit, nach deren Flug er sich richtete und das Land erreichte. Er blieb einige Zeit dort und untersuchte die Küsten, an welchen er viel Treibholz, aber auch viel Treibeis fand, und dem Lande deshalb den Namen Island (Eisland) ertheilte, welchen es auch behalten hat. Das Land gefiel ihm indeß nicht; er verließ es wieder, und erzählte bei der Heimkehr, daß es ein höchst mittelmäßiger Aufenthaltsort sei. Island wäre also vielleicht noch lange unbevölkert geblieben, wenn nicht ganz besondere Ursachen ihm Einwohner zugeführt hätten.

Harald Haarfager hatte eben damals ganz Norwegen bezwungen, und bewog dadurch viele Norweger, ihr Vaterland zu verlassen, weil sie daselbst ihre alte Freiheit so sehr beeinträchtigt sahen. Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo mehre Normänner, vorzüglich aus dem Drontheimischen, sich nach Island begaben, und eine solche Gesellschaft war es, welche sich im Jahr 874 unter Ingolfs Anführung dort ansiedelte. Er hatte einige Jahre zuvor, in Verbindung mit einem seiner Verwandten, Namens Hiorleif, das Land gehörig untersucht, und diese Beiden, im Verein mit dem ihnen untergebenen Haufen, sind also als die ersten Bewohner Islands anzusehen. Sie ließen sich an der südwestlichen Küste nieder, während Andere die übrigen Theile der Insel in Besitz nahmen; denn das Auswandern aus Norwegen

währte immer fort, so daß hier zuletzt eine Strafe darauf gesetzt wurde. Das Landnama Book zeigt, daß unter der Menge von Normännern sich auch mehrere Dänen und Schweden befanden, so daß also diese drei Völker als die Stammnationen der Isländer zu betrachten sind.

Nach eben diesem Landnama Book sollen indeß diese ersten Ansiedler bei ihrer Ankunft im südlichen Theile dieses Landes verschiedne von Menschenhänden verfertigte Sachen, als Kreuze u. dgl. gefunden haben, was doch wohl höchstens nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt [schottischer oder isländischer Seefahrer hindeutet. Denn daß dergleichen, wie Are Frode behauptet, wirklich hier wohnhaft gewesen, läßt sich mit gar nichts beweisen.

Schon im Jahr 928 findet man, daß das Land eine Verfassung erhalten hat, die zunächst aristokratisch war, und daß man es in vier Haupttheile und diese wieder in zwölf Unter-Abtheilungen eingetheilt hatte. Ein Mal jährlich fand eine große allgemeine Versammlung am Thingwalle watn, (d. h. Thingwalle-See) auf dem sogenannten Althing, Statt, wo der Lagmand im Verein mit den Vornehmsten des Landes alle wichtige Angelegenheiten desselben entschied und Urtheil in allen den Streitigkeiten fällte, welche nach ihren, obwohl für die damalige Zeit äußerst guten, Gesetzen nicht hätten geschlichtet werden können.

Durch drei Jahrhunderte bestand das Land mit dieser Verfassung, und die Bürger dieses im hohen Norden gelegenen

Freistaates zeichneten sich mehrfach aus. Im Anfang dieses Zeitraums entdeckten die Isländer Grönland und die Länder an der Hudsons - Bai, und sie sind also die ersten Entdecker des Welttheils, welchen Columbus einige Jahrhunderte später wiederfand. Während dieser Periode, in welcher Europa noch in Finsterniß gehüllt war, blühte die Dichtkunst auf Islands schneebedeckten Fluren, und die geschichtliche Muse schenkte uns die vielen herrlichen Saga's. Unter den Dichtungen zeichnen sich aus Woluspa und Hawamaal, so wie unter den Sagas Sämund Frodes und Snorro Sturlesons Edda, des Letztern Heimskringla, Herwarar- und Eyrbyggja - Saga, nebst mehreren andern. Ferner muß man noch unter den Geschichtschreibern den Are - Frode, so wie unter den historischen Werken mehre Jahrbücher der Isländer bemerken.

Am Schluss des 10ten Jahrhunderts (981 bis 1000) wurde das Christenthum in Island eingeführt und auf der allgemeinen Volks - Versammlung von Thingwalle - Soe feierlich angenommen. Es hat aber wohl keine bedeutende Veränderung in der Lebensweise der Isländer hervorgebracht. Die alten Isländer kannten nur wenig Luxus und Verfeinerung, und mußten oft viele Mühseligkeiten erdulden; obgleich man auf der andern Seite auch wohl annehmen darf, daß das Klima früher nicht so rauh gewesen, wie es jetzt ist, weil damals sowohl Korn gedieh, als auch Wälder gut fortkamen, welches Beides jetzt nicht mehr geschieht. Die damaligen

Isländer beschäftigten sich, wie die heutigen, mit Fischerei und Viehzucht, und lebten übrigens, wie heut zu Tage, in Wohnungen, die aus Holz und Erde aufgeführt waren.

Im dreizehnten Jahrhunderte drohte die Aristokratie in Oligarchie auszuarten, und es entspannen sich viele bürgerliche Unruhen, welche damit endeten, daß das Land im Jahr 1261 sich grösstentheils dem König Hagen in Norwegen unterwarf, und der übrige Theil desselben drei Jahre später das Nämliche that. Im Jahre 1380 wurde Island, zugleich nebst Norwegen, mit Dänemark vereinigt, und ist seitdem bei letzterem Reiche verblieben.

Diese Vereinigung des vormaligen Freistaates mit einer europäischen Monarchie, mußte natürlich grossen Einfluß auf den National-Charakter und die Sitten der Einwohner äufsern. Die jährlichen Volksversammlungen fanden freilich noch immer Statt, und zwar unter Aufsicht des jedesmaligen Statthalters, verloren aber bald ihre alte Wichtigkeit, vorzüglich aus der Ursache, weil sowohl die norwegischen als auch nachher die dänischen Könige das Land mit so vieler Milde regierten, daß die Einwohner keine Gelegenheit zu irgend einer Opposition fanden. Aber dieser Reglerungs-Wechsel hatte auch die Folge, daß die ehemaligen Streifzüge zur See nicht mehr Statt finden durften, und die Isländer verloren somit allmählich viel von ihrer ehemaligen Kraft und Thätigkeit. Bald gerieth auch der Handel gänzlich in die Hände der Ausländer, und selbst das Klima fing nach und nach an

sich zu verschlimmern. Das Einzige, was unverändert blieb, waren die guten schlichten Sitten der ersten Geschlechter.

Seitdem Island mit Dänemark verbunden ist, hat es vielfaches Elend erdulden müssen. Im Jahre 1402 wüthete eine schreckliche Pest (der sogenannte schwarze Tod), die fast zwei Drittel der Bevölkerung wegraffte und mehrere Uebel im Gefolge hatte, als z. B. das Sterben des größten Theils des Viehstandes; und fast zur nämlichen Zeit, in den Jahren 1419 bis 1425, plünderten und raubten englische Seeräuber, von Hull, Lynn und andern östlichen Häfen Englands, an den isländischen Küsten, ja erschlugen sogar, 1512, den damaligen Statthalter. Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward das Land von einer Seuche heimgesucht, die gleichfalls viele Menschen wegraffte. — Die Isländer versanken von dieser Zeit an in Trägheit, Unwissenheit und Aberglauben.

Doch erstarb in dieser Zeit des Unglücks, in deren Anfang Sturla Thordson seine Sturlunga Saga schrieb, die Geisteskraft der Isländer nicht gänzlich, und schon im Jahre 1550 ward im nördlichen Theile der Insel, in Holum, eine Buchdrucker - Presse aufgestellt. In der Mitte dieses nämlichen Jahrhunderts wurde auch die Reformation eingeführt. Gudbrand Thorlaksen, Arngrim Jonas und Biörn a Skardsaa sind Männer aus jener Zeit, deren wissenschaftliche Kenntnisse alle Achtung verdienen.

Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren die Is-

länder gewissermaßen ganz in den Händen der Hamburger und Bremer Kaufleute. Die Seeräubereien der Franzosen und Engländer dauerten noch immer fort. Im Jahr 1627 wurden diese sogar von den Algierern abgelöst, welche viele Einwohner wegführten.

Auch das achtzehnte Jahrhundert war für Island durch mehre schreckliche Plagen merkwürdig. Im Jahr 1707 rafften die Kinderblattern mehr als 16000 Menschen weg; von 1753 bis 1759 folgten mehre Jahre des Elends, indem eine allgemeine Hungersnoth wohl 10000 Menschen tödtete. Im Jahre 1783 begann endlich der fürchterliche vulkanische Ausbruch des Skaptna-Jökuls, welcher Krankheiten und Hungersnoth in seinem Gefolge hatte, so daß dadurch die Bevölkerung der Insel abermals um fast 11000 Menschen abnahm *).

Dennoch wurde die Bildung des Volkes während dieser verhängnißvollen Zeiträume nicht unterdrückt, und Island hat noch in den letzten beiden Jahrhunderten einige berühmte Männer, z. B. Thormodus Torfäus, Arnas Magnäus und Finnur Jonson, so wie den berühmten Bildhauer Thorwaldsen aufzuweisen. Zu beklagen war übrigens, daß

*) Eine nähere Nachricht von diesem so verheerenden und schrecklichen vulkanischen Ausbruche enthält der IIte Band meines Gemäldes der physischen Welt, S. 121 — 125.

mit der zunehmenden Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte auch Luxus und Ueppigkeit sich eingefunden haben. Selbst fremde Moden fingen an sich zu zeigen. Seitdem sich die Vornehmern an Rum, Punsch, Bischof und feine Weine gewöhnt haben, ist auch der gemeine Mann mit Bier und Meth, Franzwein und Branntwein bekannt geworden. Der früher so häufige Thee ist durch den Kaffeh verdrängt worden, und statt der eigends verfertigten Stoffe zur Kleidung fängt man an Seide und Sammt zu gebrauchen.

Der Isländer ist von mittelmässiger Leibeslänge, im Nordwestlande jedoch gewöhnlich klein und stämmig, und soll nach Mackenzie's Beobachtung ein verhältnissmässig langes Rückgrat haben, was indeß Dr. Gliemann, wenigstens an den vielen zu Kopenhagen sich aufhaltenden Isländern, nicht bemerkt haben will. Der Kopf ist von Mittelgrösse, das Gesicht offen, die Züge recht hübsch, besonders beim weiblichen Geschlecht, die Backenknochen jedoch etwas stark hervorragend. Sie haben allgemein schöne Zähne. Das Haar ist blond, selten lockig. Wohlbeleibte Personen trifft man ausserordentlich selten. Hooker will bemerkt haben, daß die Weiber gewöhnlich eine sehr flache Brust haben, welches daher rühren soll, daß sie dieselbe von Jugend auf stark einzwängen. Im Aumundarfjord, zum Theil auch in Dyrefjord und Sugandefjord lassen die Isländer ihren

Bart wachsen, unterscheiden sich auch durch ihre **Kleidung** von den übrigen Bewohnern des Landes.

Der Isländer ist sehr gastfrei. Wo er nicht mit den Fremden in zu häufiger Berührung steht, ist er unverdorben, und überhaupt sittlich und gottesfürchtig. Fast alle können lesen und schreiben. Der Unterricht geschieht zu Hause von den Aeltern, da die Kinder, wegen der grossen Zerstreutheit der Wohnungen und der unwegsamen Gegenden, keine Schulen besuchen können. Die aufgeklärtesten Einwohner des Landes sollen, nach **Henderson**, in der Gegend von **Oefjord** zu finden seyn.

Geschichte und Sprachkunde (Philologie) sind die Wissenschaften, welchen sich in den letzten Jahrzehenden die Isländer vorzüglich gewidmet haben. Man trifft mehrere Personen, welche Lateinisch sowohl schreiben als reden und in den Classikern nicht unbewandert sind. Die einst blühende Dichtkunst aber hat, wenn auch nicht ihre Verehrer, doch ihren ehemaligen Glanz verloren. Die Gebildeten, so wie alle diejenigen, welche mit den dänischen Kaufleuten zu verkehren haben, verstehen und sprechen auch das Dänische, welches übrigens vom Isländischen nicht so sehr verschieden ist, da das Letztere eigentlich die alte, unverändert gebliebene Grundsprache der beiden scandinavischen Hauptmundarten, des Dänischen und Schwedischen, ist. Das Isländische wird überall ziemlich gleichförmig gesprochen, und nur im Ostlande bemerkt man ein singendes, dem Norwegischen etwas ähnli-

ches Betonen. — Ungeachtet die schönen Künste nicht in Island blühen, verdient es doch bemerkt zu werden, daß die Insel gleichwohl den größten jetzt lebenden Bildhauer, nämlich, wie schon oben erwähnt, den berühmten Thorwaldsen, hervorgebracht hat.

Alle Wahrscheinlichkeit nach war die Zahl der Einwohner in den blühenden Zeiträumen des Landes weit größer, als jetzt, nachdem das Land von Unglücksfällen aller Art durch mehre Jahrhunderte heimgesucht worden und, was noch wichtiger ist, das Klima sich seitdem augenscheinlich verschlechtert hat. Aus den Angaben, welche wir über die Volksmenge des Landes besitzen, scheint eine solche Abnahme hervorzugehen. Island hatte nämlich

im Jahre 1703	.	.	.	.	.	50444 Einwohner	
- 1707	.	.	.	.	ungef.	54000	-
- 1750	.	.	.	.	.	50700	-
- 1769	.	.	.	.	.	46201	-
- 1778	.	.	.	.	.	50212	-
- 1785	.	.	.	.	.	47287	-
- 1801	.	.	.	.	.	47207 *)	-
- 1804	.	.	.	.	.	46349	-
- 1808	.	.	.	.	.	48063	-

*) Stein giebt in seinem Handbuch der Geographie und Statistik etc. 1ster Bd. 4te Aufl. S. 393 die Bevölkerung

Unter den 47207 Menschen, welche sich bei der Zählung im Jahre 1801 ergaben, waren 21476 männlichen und 25731 weiblichen Geschlechts, also eine grofse Mehrzahl des Letztern, im Verhältnifs wie ungefähr 15 zu 13. Nach den Geburts- und Sterbelisten von 10 Jahren waren im Durchschnitt jährlich getraut worden 250 Paar, geboren 1350 und gestorben 1250 Menschen, so dafs nach diesem Verhältnifs ein jährlicher Ueberschufs von 100 Menschen Statt finden würde. Obgleich man einzelne Jahre hat, wo dieser Ueberschufs 6 — 700 Menschen betrug, so kann doch eine höhere Zahl als regelmäfsig kaum angenommen werden, weil einzelne schlechte Jahre wiederum eine eben so grofse, wo nicht gröfsere Zahl wegraffen. Das Verhältnifs der Verehelichten zur ganzen Volkszahl war wie 1 zu 188, von den Gebornen wie 1 zu 35 und von den Gestorbenen zur nämlichen Zahl wie 1 zu 37. Das Verhältnifs der Gebornen war wie 27 zu 25. Die gesammte Zahl der unehelichen Kinder beträgt im Jahre etwa 150, so dafs also jedes neunte Kind unehelich ist. Unter den Gebornen kommen jährlich im Durchschnitt 45 Todtgeborne vor, so dafs also jedes 30ste Kind todt zur Welt gebracht wird. Zwillinge giebt es jährlich etwa 15 Paar.

Der Conferenzzrath Stephens en hat später eine Uebersicht der Volksmenge mitgetheilt, welche er um Neujahr 1821

Islands im Jahr 1816 ebenfalls zu 47207 Seelen an.

D. H.

zu 48551 Menschen anschlägt, und wobei er zugleich bemerkt, daß sie in 20 Jahren durch 1344 Seelen vergrößert worden sei. Da aber im Laufe des Jahres 1821 nur 1464 geboren worden, dagegen aber 1629 gestorben sind: so ist die angegebene Zahl 1344 dadurch wieder um 165 kleiner geworden, und man konnte also am Neujahrstage 1822 die Volksmenge von Island zu 48386 Menschen angeben. Im Laufe des Jahres 1822 sind 1724 geboren worden und nur 841 gestorben, wodurch also ein Ueberschuß von 883 Seelen, und um Neujahr 1823 eine Volkszahl von 49269 Seelen entsteht. Unter den Gebornen waren wieder 261 uneheliche Kinder, also im Verhältniß ungefähr wie 1 zu 7 (was auf ein zunehmendes Sittenverderbniß schließen ließe).

Eine außerordentliche Menge Kinder stirbt vor dem zehnten Jahre; der Arzt Callisen glaubt, daß die sich in neuern Zeiten bei vielen isländischen Weibern eingeschlichene Verkehrtheit, ihre Kinder nicht selbst zu stillen, sondern bei den Hebammen auszusetzen und sie mit Kuhmilch groß säugen zu lassen, viel dazu beitrage. Da das tägliche Gewerbe so vieler Männer in der Fischerei besteht, so erreichen sie im Allgemeinen kein so hohes Alter wie die Weiber. Wenn sie 50 Jahr zurückgelegt haben, werden sie häufig von allerlei Brustübeln und Schwindsucht ergriffen, welche ihrem Leben bald ein Ende machen. Außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, an welchen viele Kinder sterben (1822 allein 96 an der Bräune), ist die sogenannte Ginklofe (eine Art

Rachitis oder sogenannte englische Krankheit) eine der schrecklichsten, welche häufig auf den Westmanöer (Westman-Inseln) herrscht und dann alle neugeborne Kinder wegrafft. Aussatz, Abzehrung und Schlagfluß sind ebenfalls nicht selten; ungefähr der 25ste von der Zahl der Gestorbenen kommt durch Unglücksfälle um, namentlich durchs Ertrinken auf dem Meere und durchs Erfrieren. Die rothe Ruhr, der Scorbut, die Gelbsucht, Kolik und Wassersucht sind zwar auch ziemlich allgemeine, aber doch weniger tödtliche Krankheiten als die obigen. Am größten ist die Sterblichkeit, wenn sich gallenartige Katarrhal- und Nervenfieber verbreiten, welche leicht epidemisch werden. Weniger gefährlich sind die hitzigen Fieber und andere entzündliche Krankheiten. Die ziemlich allgemeine Krätze ist der großen Unreinlichkeit, worin die Einwohner leben, zuzuschreiben.

Das Innere des Landes ist gänzlich unbewohnt und man findet die Volksmenge nur auf einer Küstenstrecke von etwa 300 Flächenmeilen verbreitet. Die Isländer leben aber größtentheils in einzelnen zerstreuten Wohnungen, und die wenigen Städte und Handelsplätze sind im Verhältniß zum Ganzen so unbedeutend, daß sie kaum diesen Namen verdienen. Die meisten Wohnungen, zwischen welchen man hin und wieder eine Kirche erblickt, befinden sich in den grasreichen Thälern längs den Flüssen. Im Sommer haben die Einwohner auch

Seler (Senn - oder Alpenhütten) oben in den Gebirgen, wo alsdann das Vieh weidet.

Man findet in Island nur wenige Gebäude von Stein, einige sind von Holz, bei weitem die meisten aber auf folgende Weise erbaut. Eine Wohnung (Bai; d. h. Bauerhof), besteht gewöhnlich aus mehreren kleinen Häusern (Hiale y), deren jedes seine Bestimmung hat und nur aus einer einzigen Abtheilung besteht. Alle aber sind wieder mit einander verbunden und bilden auf diese Art die ganze Wohnung. Die äufsern Wände sind von Torf, gewöhnlich $4\frac{1}{2}$ Fufs hoch, unten 4 Fufs oder noch etwas darüber, oben aber nur 3 Fufs dick, und an der Aussenseite nicht selten mit Rasen, Erde oder Steinen belegt, wodurch sie noch dicker werden. Die Dächer bestehen aus Bäumen und Buschwerk aus den kleinen Gehölzen, sind mit Rasen belegt, und haben kleine, mit Glasscheiben oder auch einer sehr dünnen Schafhaut versehene Oeffnungen, durch welche das Licht in das Haus dringen kann. Die Wände, welche die verschiedenen Häuser im Innern mit einander verbinden, sind nicht so dick, als die äufsern, bestehen aber ebenfalls aus Torf. Die dicken Aussenwände geben nun freilich viel Wärme, tragen aber auch viel zu dem schlechten Dunstkreise bei, der sich in einem solchen Raume befindet, theils wegen der herrschenden Unreinlichkeit, (und der verschiedenen darin aufbewahrten pflanzlichen und thierischen Stoffe), theils weil keine frische Luft hineingebracht werden kann. Da sie übrigens im Sommer, so wie

die Dächer grün werden und das ganze Wesen keine beträchtliche Höhe hat: so bekommt eine solche isländische Wohnung ganz das Ansehen eines kleinen Hügels. Der Eingang ist gewöhnlich an der Südseite, und die Thüre am häufigsten roth angestrichen. Von dem Gange, in welchen man durch diese Thüre kommt, gehen mehre oder wenigere Eingänge nach den verschiednen einzelnen Räumen oder Häusern ab, welche zur täglichen Wohnstube, Schlafkammer, Küche, Speise- oder Milkammer, Viehställen etc. bestimmt sind. Der innerste Raum ist bisweilen zu einer Gaststube oder einem Fremdenzimmer eingerichtet, so wie einer der benachbarten Räume zu einer Badstube. Die äufsern Räume dienen als Vorrathskammern für Lebensmittel, Fische, Geräthschaften etc., so wie auch einer zur Schmiede. Die größern Wohnungen haben besondere Pferde-, Kuh- und Schafställe, die kleinern aber nur einen Viehstall, und selbst der ärmste Häusler, der nur eine Kuh besitzt, hat doch für diese einen abgesonderten Raum.

Dicht bei den Häusern findet man gewöhnlich einen eingehängten Platz (Tuun), so wie mehre Heuschober, die mit Rasen belegt sind. Im Ostlande hat man in der Regel eigne Scheunen oder kleine Häuser, worin man den Winter über das Heu aufbewahrt. In diesem nämlichen Theile Islands findet man auch nicht selten die Häuser mit dem Stroh des hier häufig wachsenden *Arundo arenaria* gedeckt.

Die isländischen Kirchen sind nicht viel besser als die Wohnungen, so niedrig, daß man die Decke mit der Hand erreicht, aber etwas breiter als die Häuser, und die Wände getäfelt, so daß man die Erde nicht sieht. Das Altar steht gewöhnlich an der Ostseite; einen Taufstein findet man ebenfalls, und das Chor pflegt von der übrigen Kirche abgesondert zu seyn. Ausser der Kanzel, die man fast überall findet, hat man in vielen Kirchen auch Betstühle, wenigstens für das weibliche Geschlecht.

Der Isländer kleidet sich mehrentheils in selbst verfertigte Zeuge; doch findet man, wie schon oben erwähnt worden, bei Mädchen und Weibern nicht selten Seidenzeug und andere ausländische Stoffe. Die Kleider der Mannspersonen sind gewöhnlich wie Matrosenkleider genäht; eine kurze, rund abgeschnittene Jacke, von blauer, grauer oder schwarzer Farbe, weite Beinkleider von demselben Zeuge, wollne Strümpfe und fast bis an die Waden reichende Schuhe aus Ochsenhaut oder Schaffell, von welchem die Haare oder Wolle abgekratzt sind, jedoch ohne Absatz und mit Riemen über den Fuß gebunden. Bisweilen bestehen diese Schuhe auch aus rohen Seehunds-Fellen. Die Fischer tragen entweder Pelze von Schaf- oder von Seehunds-Fellen, die häufig mit einer Kappe versehen sind, welche von hinten über den Kopf geschlagen wird. Sonst trägt der Isländer auch einen runden

Hut, unter welchem das Haar hervorhängt. Was nicht zur niedern Classe gehört, geht so gekleidet, wie andere Leute im gesitteten nördlichen Europa; aber auch die Leute aus der niedern Classe haben gewöhnlich einen bessern Rock, den sie in die Kirche, oder sonst bei feierlichen Gelegenheiten anziehen.

Der Putz der Frauenzimmer ist schon zusammengesetzter und mannichfaltiger. Gewöhnlich kleiden sie sich in Wadmels (?) - Röcke und Jacken, und haben über alles dieß ein weites, schwarzes, in viele Falten gelegtes Kleid, welches die Begüterten mit silbernen Schnallen besetzen. Die Unter Röcke sind nach unten gern mit einigen Reihen Band besetzt, und nach oben mit drei großen silbernen Knöpfen versehen. An diese wird die Schürze mittelst eines Gürtels befestigt, welcher mit hohen Silber- oder Messingplatten besetzt ist. Die Jacken sind gewöhnlich schwarz, und haben enge, bis an die Hand hinab reichende Aermel; nach vorn sind die Jacken mit Sammt besetzt, worin Schnürlöcher angebracht sind, die man häufig mit Gold oder Silber ausgenäht findet, eben so sind auch die hintern Näthe mit Sammt besetzt. Am Halse ist ein kleiner, drei Finger breiter, ausstehender, steifer Kragen, der mit Seidenzeug oder Gold- und Silberschnüren eingefasst ist. Häufig tragen sie auch einen Gürtel oder ein Leibband von Sammet mit Silbergeschmeide. Wenn sie in die Kirche oder sonst irgend wohin gehen, so ziehen sie gewöhnlich eine Art Kappe oder Mantel über alles dieses. Die-

ser Mantel ist gewöhnlich aus schwarzem Wadmél (?) verfertigt, und vorn mit zwei Streifen Tuch von anderer Farbe eingefasst, welche von oben bis unten der Länge nach auf den Mantel genäht, und nach den Umständen des Besitzers auch wohl mehr oder weniger mit Silberschmuck versehen sind. Um den Kopf wickeln sie ein großes, weißes Tuch, und über dieses wieder ein feineres, so daß daraus ein $\frac{3}{4}$ Ellen hoher, krummgebogener Kegel oder ein nach vorn herüberstehendes Horn gebildet wird, um welches man zuletzt noch ein Seiden- oder Kattuntuch bindet, damit es fest an den Kopf schliesse und das Haar ganz bedeckt sei. Um den Hals tragen sie einen sammtnen Halskragen, oder sie wickeln auch bloß ein seidenes oder kattunenes Tuch um. Sowohl dieser Halskragen als der Kopfputz wird mehr oder weniger mit silbernen Knöpfen oder sonstigem Geschmeide besetzt, je nachdem die Person, welche es trägt, mehr oder minder vermögend ist. Der ganze Silberputz einer vornehmen Frau kann wohl 400 Reichsthaler werth seyn. Manns- und Frauenhemden sind gewöhnlich aus Wadmél oder Flanell, seltner aus Leinwand.

Die ganze Familie arbeitet zugleich mit den Dienstboten beiderlei Geschlechts, und bereitet Alles, was zur Nahrung und Kleidung, erforderlich ist. Im Winter steht man um 6

oder 7 Uhr des Morgens auf, und alsdann fängt die gewöhnliche Beschäftigung des Tages an. (Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß der Isländer Tag und Nacht, oder 24 Stunden, in 9 Zeiträume eintheilt. Die Zeit von Mitternacht bis 3 Uhr Morgens heißt Otta, von 3 bis 6 Midmorgum, von 6 bis 9 Dagmal, von 9 bis 12 Hactei, von Mittag bis 1½ Midmunda, von 1½ bis 3 Noon, von 3 bis 6 Miduraf-tur, von 6 bis 9 Natmal und von 9 bis 12 Midnat.) Der Eine sieht nun nach den Schafen, der Andere nach dem übrigen Viehstande. Einige verfertigen Taue aus Wolle oder Pferdehaaren; ein Dritter ist in der Schmiede, um Hufeisen zu schmieden, und auf diese Art hat ein Jeder sein besonderes Geschäft. Die Frauenzimmer spinnen meistens auf Spindeln, bisweilen auch auf dem Spinnrad, und sowohl diese als die Mannsleute stricken und weben, während andere wieder damit beschäftigt sind, Schaffelle in Fischerkleidungen umzu-modeln, oder Wolle zu kratzen und zu reinigen. Während Alle nun auf diese Art beschäftigt sind, liest Einer aus der Familie den Uebrigen gewöhnlich etwas vor, und zwar in einem fast singenden Tone. Man findet deshalb fast in jedem Hause einige Bücher, die Erzählungen oder Geschichten enthalten, und zu diesem Vorlesen gebraucht werden, und diese Bücher tauscht man bei der benachbarten Familie gegen andere um, so daß es nicht an Abwechslung fehlt. Diese Auswechslung findet gewöhnlich in den Kirchen Statt, wo sich immer Einige einfinden, selbst in der strengsten Jahres-

zeit. Bisweilen wird eine Art Dame oder auch Schach gespielt, worin sie ziemlich fertig sind; oder man spielt auch Karten.

Eigentlichen Tanz haben die Isländer nicht; ihr Gesang ist sehr eintönig, und die Heldengesänge werden fast hergeschrien.

Das vornehmste Getränk der Isländer ist saure oder geronnene Milch, welche mit Wasser gemischt und *Syre* genannt wird; und dicke Milch oder *Skier* ist eins ihrer Hauptgerichte. Zu diesen kann man auch die Butter rechnen, welche sie in außerordentlicher Menge genießen, am liebsten ungesalzen und zwar recht alt; wenn es an Butter gebricht, essen sie Inselt. Auch verfertigen sie Käse, doch nur selten und schlecht. Die Hauptbestandtheile ihrer Mahlzeiten bestehen in Fleischspeisen, nämlich in Fischen, Schaf- oder Kuhfleisch, und nur in einigen wenigen Pflanzenspeisen. Eben so wie in der Butter, wird Salz auch nur selten zu den übrigen Speisen gebraucht. Zum Kornmahlen gebrauchen sie Handmühlen, jedoch nicht häufig, indem die Handelsschiffe Mehl, so wie auch Wein, Bier und Branntwein, nebst andern Artikeln einführen, welche jetzt zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens gehören und verursachen, daß man in Island eben so wohl, wie anderwärts, mit allen Colonial-Erzeugnissen versehen werden kann. Die Isländer brauchen sehr

vielen Schnupftabak, und tragen denselben in kleinen Hörnern bei sich, aus welchen sie ihn aufschnauben.

Reisen werden stets zu Pferde gemacht, sowohl von Männern als Weibern, und wenn die Reise irgend lang ist, so haben sie immer einige Pferde mit, um wechseln zu können, falls das erste Reitpferd ermüdet. Das eine Pferd wird hinten an das andere befestigt, und so entsteht, wenn viel Gepäck vorhanden ist, bisweilen eine lange Reihe von Pferden. Das Gepäck wird an einem Packsattel von Torf befestigt und hängt an beiden Seiten des Pferdes herab. Bevor der Isländer eine Reise antritt, verrichtet er gewöhnlich ein kurzes Gebet. Die vorzüglichsten Reisen, welche er unternimmt, sind von den Flußthälern nach der Küste, um zu fischen, oder auch um seine Erzeugnisse in den Handelsplätzen gegen Waaren umzutauschen, oder auch aus einer Gegend in die andere, um bei der Heuärndte zu helfen. Schon im Februar beginnt eine große Anzahl, sich in Bewegung zu setzen, um nach den südlichen und westlichen Küstengegenden zu wandern, von wo aus sie sich aufs Meer begeben, sobald die Witterung es erlaubt. Im Anfange des Mai begeben sie sich wieder in ihre Heimath, lassen aber die Fische zurück. Um die Mitte des Juni tritt der Isländer seine zweite Reise an, auf welche er alle seine Waaren mitnimmt, als da sind Wolle, Talg, Butter, Fleisch u. s. w., um sich andere

Bedürfnisse dafür zu erhandeln, welche Letztere er dann zugleich mit den Fischen, die unabgesetzt geblieben, in seine Heimath bringt. Auf den weiten öden Heiden, durch welche er ziehen muß, findet man häufig an den Grenzen derselben bestimmte Ruheplätze; an diesen legt gewöhnlich jeder Reisende auf einen bestimmten Fleck einen Stein, wodurch nach und nach ein großer Steinhaufen entsteht. Solche Steinhaufen erblickt man in Oexnedal, auf der Smiörwatns-Heide, zwischen Wapnefiord und der Fliotsdals Harde, einen unter dem Namen Beinakjelling im Kaldedal in Borgefiords Syssele u. s. w.

XI.

Ehrenrettung des Montblanc gegen den Monte - Rosa.

Mehre öffentliche Blätter enthielten vor einiger Zeit die Nachricht, daß die HH. Zumstein und Vincent im August 1819 den Monte - Rosa (am östlichen Ende der penninischen Alpenkette, an der Gränze von Wallis und Italien) erstiegen, und unter andern gefunden hätten, die höchste Spitze dieses Berges habe 15600 Fuß Meereshöhe und der Monte - Rosa sei demnach höher als der Montblanc, folglich der höchste Berg in Europa.

Die Unrichtigkeit dieser Angabe geht aus der kleinen Schrift des Obersten vom k. k. General - Quartiermeister - Stabe, Ludwigs Freiherrn v. Welden hervor, welche so eben unter dem Titel: „Der Monte - Rosa. Eine topographische und naturhistorische Skizze, nebst einem Anhang der von Herrn Zumstein gemachten Reisen zur Ersteigung seiner Gi-

pfel. Mit einer topographischen Karte und mehreren Steinabdrücken. Wien, 1824, bei Gerold.“ erschienen ist, und die Aufmerksamkeit aller Freunde der Erd- und Naturkunde verdient.

Der kenntnißreiche Verfasser dieser Monographie sagt zu Anfange des Vorworts: „Sowohl mein Stand als meine Neigung haben mich seit lange her mit örtlichen Untersuchungen des Terrains beschäftigt; und wenn ich es so nach allen Richtungen betrachtet und geprüft hatte, wie weit es in militärischer Beziehung Interesse haben könnte: so war mir ein anderer, friedlicher, Gesichtspunkt eine wahre Erholung, nämlich die Natur für sich, abgesehen von den Zwecken, zu denen wir sie zu verwenden gedenken, zu beobachten. — Es ist natürlich, daß hierbei das Hochgebirge am meisten die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, je mehr es Interesse gewährt, und je leichter es übersehen werden kann. So habe ich mich also in jeder Gegend, wo mich mein Geschick hinführte, immer zuerst nach dem höchsten Berge umgesehen, und so wurde der Monte - Rosa auch das Ziel meiner Forschungen, als ich vor einigen Jahren nach Mailand zurückkehrte. Je weniger von ihm bekannt war, je mehr mußte dadurch mein Eifer gereizt werden, vielleicht doch etwas Neues zu Tage zu fördern,“ u. s. w.

Herr Oberst v. Welden verbreitet sich nun nach einer allgemeinen Einleitung A. über die Lage des Monte - Rosa und seine Höhe; B. über die verschiedenen

W e g e , um zu dem Monte - Rosa zu gelangen; macht C. einige naturhistorische Bemerkungen über diesen Berg und giebt dann D. eine tabellarische Uebersicht mehrer theils trigonometrisch, theils barometrisch gemessenen Höhen, zur richtigen Begründung der Vegetations - Gränzen längs der grossen Alpenkette, die sich von der Gränze Tyrols längs der Schweizergränze nach Savoyen zieht. Als Anhang folgt noch eine Beschreibung der fünf verschiedenen Reisen des Hrn. Zumstein (1819 — 1822) auf den Monte - Rosa. Die Steindrücke gewähren mannichfaltige Ansichten dieses Berges von den verschiedensten Seiten her; die topographische Karte ist ein wahres Meisterstück in diesem Fache, und noch überdies als sehr wohlgelungener erster Versuch, den Stich der Topographie in der Aq u a t i n t a oder sogenannten M o r d a n t - M a n i e r zu bearbeiten, merkwürdig. Ein besonderes Blatt liefert ausserdem noch die Darstellung der im Jahr 1822 vorgenommenen trigonometrischen Messungen zur Bestimmung der geographischen Lage und wahren Höhe sowohl des Monte - Rosa als des Mont blanc.

Wir können aus Mangel an Raum nur das Merkwürdigste ausheben.

Wenn man die Kette der Penninischen Alpen von Westen nach Osten verfolgt, so findet man, daß sie bei einem grossen Gebirgsstocke endigt und dann plötzlich sich nach Norden wendet. Dieser Gebirgsstock ist der Monte - Rosa

und die nördliche Fortsetzung der Gebirgskette bis zum St. Gotthard hin sind die Lepontischen Alpen, welche die Gränze zwischen der Schweiz und der Lombardei bilden. Der Monte - Rosa besteht aus zwei Haupttheilen, welche, wie die genannten Gebirgsketten selbst, beinahe in einem rechten Winkel zusammenstoßen und eben die beiden Enden dieser Ketten sind.

Der erste Haupttheil liegt von West nach Ost und ist der südliche Monte-Rosa, im Norden des Gressonay-Thales. Er bildet einen breiten eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte am höchsten ist, und dort einen grossen Klumpen macht, welcher der Lys - Kamm genannt wird. Eine Menge Furchen und Felsenkanten ziehen sich von ihm gegen Süden herab, vereinigen sich aber alle im Lys - Glätscher, aus dem der Lys - Bach entspringt, der das Thal von Gressonay bewässert. Das westliche Ende dieses südlichen Haupttheils des Monte-Rosa ist der Kleine Mont-Cervin, das östliche eine Spitze, welcher v. Welden den Namen Vincent - Pyramide beigelegt hat, dem Hrn. Vincent zu Ehren, der sie 1819 zuerst bestieg. Sie ist nach v. Weldens trigonometrischer Messung 2164 Pariser Toisen hoch, hat $45^{\circ} 54' 10''$ Breite und $25^{\circ} 51' 29''$ Länge. Die ganze Ausdehnung des Kammes vom Mont-Cervin bis zur Vincent - Pyramide beträgt $1\frac{3}{4}$ teutsche Meilen.

Von der Vincent - Pyramide zieht sich der zweite Haupt-

theil des Monte - Rosa nach Norden hinauf; es ist der Monte-Rosa des Macugnaga - Thales, von dem aus man ihn ganz übersieht. Dieser nördliche Theil bildet folgende neun Spitzen:

1) Die so eben beschriebne Vincent - Pyramide.

2) Eine unbenannte und ungemeinsne Spitze, bald hinter der ersten, eigentlich nur ein gegen Westen ausspringender Felsblock, den man nur von Vercelly etwas sieht, und wenn man oben auf der letzten Gebirgsplatte steht. V. Welden hält ihn nicht für höher als die Vincent - Pyramide.

3) Ein, weiter östlich gelegenes, felsiges, schwarzes Horn, oben wie gespalten, nach allen Seiten schroff abstürzend und unersteiglich. Der Verf. hat es Schwarzhorn genannt, aber nicht gemessen.

4) Eine nördlich von der vorigen gelegne Spitze, die eigentlich mit ihr Eine Masse bildet, da sie nur durch eine niedere Einsattlung von ihr getrennt ist. Sie stürzt nach Osten scharf in das Allagna - Thal ab, verläuft sich nach innen allmählich, hat oben eine kleine Vertiefung, ganz mit Schnee bedeckt, wodurch sich zwei Wölbungen bilden, die zusammen 8 Klafter im Durchmesser haben. Der Verf. hat sie Ludwigs - Höhe genannt, weil er sie am Ludwigstage (25. Aug.) erstieg. Ihre Höhe ist nach Barometer - Bestimmungen 2219 Par. T.

5) Die Parrots - Spitze, vom Verf. dem Dr. Friedrich Parrot zu Ehren so genannt, welcher im Sommer 1817

einen Theil des Monte-Rosa bereis'te *) und sich von da nach den Pyrenäen begab, von welcher letztern Reise wir bereits oben (s. den Aufsatz: Die Pyrenäen) eine Uebersicht gegeben haben. Die Parrots-Spitze liegt beiläufig 2000 Schritte hinter der Vincent-Pyramide, und bildet einen hohen Dom, der nur nach Osten schroff abfällt. Sie ist oben länglich von Norden nach Süden gezogen, flach gewölbt, immer mit Schnee bedeckt, und hat nur wenige Felsenvorsprünge. Höhe nach v. Welden's trigonometrischer Messung: 2275 Par. T. 4 Fufs. Breite: $45^{\circ} 54' 54''$. Länge: $25^{\circ} 32' 2''$.

*) Der Verf. giebt S. 9 eine kurze Nachricht von Dr. Parrots Bereisung des Monte-Rosa, wie er sagt, nach einem Aufsatze in Schweiggers Journal für Chemie und Physik, Bd. XIX. S. 361 u. ff., der aber in Hinsicht der Zeitbestimmungen mit Parrots Berichte über seine Reise nach den Pyrenäen, in den Naturwissenschaftlichen Abhandlungen aus Dorpat, 1ster Band, (Berlin, 1823), S. 189 u. ff. in Widerspruch steht. Nach unserm Verf. soll nämlich Parrot den Monte-Rosa am 18., 19., 20. und 21. September des Jahres 1817 bereis't haben. Parrot hat aber nach seinem eignen Bericht, die Pyrenäen in diesem Monate bereis't, und da er ausdrücklich sagt, er sei noch mit den Instrumenten versehen gewesen, die ihn „auf der Reise im Rosa-Gebirge gedient hatten“, so muß diese letztere wenigstens im Anfange des Augusts, oder auch bereits im Juli Statt gefunden haben.

D. H.

6) Die Signal - Kuppe, vom Verf. so genannt, weil auf ihr am besten ein Signal zu trigonometrischen Messungen errichtet werden könnte. Es ist ein grosser Felsklumpen, der östlich senkrecht in das Thal von Macugnaga, und auch südlich sehr steil hinabstürzt, nach innen hinein aber wenig Fall hat und auf einer sanft ansteigenden Schneefläche leicht zu ersteigen ist. Diese Signal-Kuppe ist der eigentliche Mittelpunkt des Monte-Rosa-Gebirges, von wo aus sich dieses nach allen Richtungen theilt. Höhe, nach des Verf. trigonometrischer Messung: 2536 Par. T. 1 Fufs; Breite: $45^{\circ} 55' 20''$; Länge: $25^{\circ} 32' 24''$.

7) Die Zumsteins - Spitze, vom Verf. dem Hrn. Zumstein zu Ehren so genannt, weil sie dieser mehrere Male erstiegen und ein eisernes Kreuz auf ihrem Gipfel errichtet hat. Sie ist 3650 Schritte von der Vincent - Pyramide entlegen. Höhe nach des Verf. trigonometrischer Messung: 2537 Par. T. 5 F.; Breite: $45^{\circ} 55' 38''$; Länge: $25^{\circ} 32' 5''$.

8) Die Höchste Spitze; 750 Schritte von der vorigen entfernt, aber durch einen tiefen Schlund, der zwischen beiden Spitzen entspringt, getrennt. Sie bildet einen nach Osten schroff abfallenden, sich nach Westen ziehenden, steilen, schneidigen Felsenkamm, der oben zwei kleine vorragende Felsen hat, welche, je nachdem man diese Spitze von dieser oder jener Seite her erblickt, ihr ein ganz verschiedenes Ansehen geben, so daß man in Turin sich kaum

überzeugen kann, daß es dieselbe Spitze ist, welche man in Mailand so ganz anders gesehen. Nach der Richtung von Zermatt besteht der Abhang vom Gipfel an, Anfangs aus Glätschern, dann aus Felsen, und zuletzt aus Alpen; er bildet mit dem südlichen Hauptrücken des Monte - Rosa die andere Schranke, zwischen welchen das Eismeer in einem mit Glätschern angefüllten Thale hinabzieht. Höhe, nach des Verf. trigonometrischer Messung: 2370 Par. T. 2 F.; Breite: $45^{\circ} 55' 55''$; Länge: $25^{\circ} 32'$.

9) Das Nord - Ende; ein kleiner pyramidenartiger Felsvorsprung auf dem nördlichen Ende des Monte - Rosa, der von hier an in eine ungeheure Felskluft, das Weisse Thor genannt, hinabstürzt, jenseits welcher sich die Cima di Jazi erhebt. Das Nord-Ende liegt 5000 Schritte von der Vincent - Pyramide entfernt, ist nach des Verf. trigonometrischer Messung 2358 Par. T. 5 F. hoch, und noch nie erstiegen worden. Breite: $45^{\circ} 56' 13''$; Länge: $25^{\circ} 32' 1''$.

Die höchste Spitze des Monte - Rosa erhebt sich also 2370 Par. T. 2 F. oder 14222 Pariser Fuß über den Meeresspiegel.

Die wahre Höhe des Mont blanc war bis vor Kurzem ebenfalls noch unbekannt gewesen. Die Angaben der verschiedenen, größtentheils barometrischen Messungen, schwankten bis jetzt noch zwischen dem Minimum 2391 Par. T. von de Luc und dem Maximum 2489 Par. T. von de Saussure, also eine Unbestimmtheit von 98 Par. T. Gewöhnlich nahm

man das von de Saussure selbst berechnete Mittel von 2450 Par. T. an. Erst im Jahr 1822 konnte dieser Punkt ins Reine gebracht werden. Die französischen Ingenieurs hatten bei der Messung, die zur Bestimmung einer senkrechten Linie auf den Mittagskreis von Dünkirchen, von dem Thurne von Corduan (am Ausflusse der Gironde in das Atlantische Meer) bis Chambery (in Savoyen) fortgesetzt wurde, den Mont-Colombier unweit letzterer Stadt als ihren östlichsten Standpunkt bestimmt, und dessen Erhöhung über dem Meere nach trigonometrischen Messungen zu $737\frac{6}{10}$ Par. Toisen angegeben. Als im Jahr 1822 auf diesem nämlichen Berge eine Sternwarte errichtet wurde, bestimmte der sardinische Astronom, Carlini, durch eine mehrere Wochen fortgesetzte Reihe von barometrischen Beobachtungen, seine Höhe zu $737\frac{8}{10}$ Par. T. über dem Meere. Eine so grosse Uebereinstimmung beider Messungsarten liess über die Höhe des Mont-Colombier keinen Zweifel mehr übrig. Fernere Messungen gaben Carlini die Erhöhung des Montblanc über den Mont-Colombier . . . $1722^{\circ} 1'$

Hierzu die Erhöhung des Letztern über dem Meere . . .

$737^{\circ} 5'$

Also Höhe des Montblanc über dem Meere . . . 2460° oder 14760 Par. F.

Vergleicht man hiermit die obige Höhe des Monte-Rosa

nach den trigonometrischen Messungen des k. k. österreichischen

General-Stabes, 2370° oder 14222 Par. F.

so ergiebt sich, daß der Mont-

blanc um 90° oder genauer 538 P. F.

höher ist als der Monte - Rosa.

Hr. Oberst v. Welden erwähnt bei dieser Gelegenheit auch der im Jahre 1823 vorgenommenen trigonometrischen Höhenbestimmung der Orteles - Spitze, in Tyrol, die von Einigen bisher zu groß angegeben worden ist. Sie fand sich im Mittel zu $2009\frac{2}{5}$ Par. Toisen oder 12059 F. 4 Z., eine Bestimmung, die von der ältern Vierthaler'schen ($= 12000$ F.) wenig abweicht. Die geographische Breite der Orteles - Spitze beträgt nach eben dieser Vermessung des k. k. Generalstabes, $46^{\circ} 30' 16'' 94'''$, die Länge $28^{\circ} 12' 31'' 40'''$.

D r u c k f e h l e r.

- S. 28. Z. 7. v. u. statt Irrenhaus lies Irrenhaus.
- 87. - 11. - o. - Gipfeln l. Gipfel.
- 168. - 6. - u. - Armeniern l. Armenier.
- 171. - 8. u. 9. v. o. st. scicklichsten l. schicklichsten.
- 194. - 1. v. u. ist das letzte Wort der zu streichen.
- 230. - 8. - - statt krotosker l. grotesker.
- 255. - 11. - o. - Ossan l. Ossau.
- 258. - 8. - u. - französishhen l. französichen.
- 264. - 7. - o. - Platau l. Plateau.
- 307. - 6. - u. ist am Ende der Zeile ein Abtheilungszeichen zu setzen.
- 314. - 5 und 6 v. u. statt Pennischen l. Penninischen.
-

In der J. G. Calvo'schen Buchhandlung in Prag sind folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

(Die Preise sind sämmtlich in Conv. Münze.)

André, Ch. C., Hausbuch für Familien zur Hülfe in der Noth und Aufheiterung im Kummer, zum Trost im Leiden und Muster aller Tugenden, zur Stärkung im Guten und Warnung gegen Bosheit und Dummheit, zu Rath und Lehre in vielen nützlichen und nothwendigen Kenntnissen. I. Bandes, 1. Heft. Mit 2 Kupfern. 4. 1820. Schwarz 48 kr. Illuminirt 1 fl. 12 kr.

Brown, R., *asclepiadeae recensitae*. Ex Anglico transtulit Dr. C. B. Presl; edidit Caspar Comes Sternberg. 8. maj. 1819. Druckpapier 48 kr. Schreibpapier 1 fl.

Cornova, Ignaz, das Nöthigste aus der ältern Geschichte für junge Leser, in 8 Bändchen. 8. 1814 und 1815. 6 fl.

— — Briefe an einen kleinen Liebhaber der vaterländ. Geschichte Böhmens. 3 Bde. 8. 1796 — 1799. 2 fl. 56. kr.

Die Fortsetzung dieses Werkes unter dem Titel: **Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte Böhmens**. 4 Bde. 8. 1799 — 1803. 3 fl.

— — **Leben Josephs des Zweiten**. 8. 1802. 2 fl.

— — **der zweite punische Krieg, nach Livius**. 8. 1798. Schreibpapier 1 fl. 24 kr.

Cours de Littérature et de Morale, ou Recueil, en prose et en vers, des plus beaux Morceaux de la Langue française dans la Littérature des deux derniers siècles; ouvrage classique à l'usage de tous les Etablissements d'instruction, publics et particuliers, de l'un et de l'autre sexe; par M. M. Noël, et de la Place, dixième édition, pour servir de suite au Cours théorique et pratique de langue française à l'usage des Allemands par F. L. Rammstein. gr. 8. 1822 und 1823. 2 Thle. à 2 Thlr. 6 fl.

Gutsche, F. W., die landwirthschaftliche Buchhaltung, mit einem Kupfer und Tabellen. gr. 4. 1814. 4 fl.

Kallasch, J. A., Schriftbeweise und Sprüche der heiligen Väter und Kirchenlehrer über die vorzüglichsten Glaubens- und

Sittenwahrheiten nebst Beispielen zu ihrer Anwendung im Berufe des Religionslehrers. 8. 1818. 2 fl.

Leben und Feldzüge des Feldmarschalls Lord Wellington. 8. geheftet. 1816. 1 fl.

Meinecke, Dr. A. H., chemischer Katechismus mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirthe, der Gewerbetreibenden, und überhaupt aller jener, welche die Chemie nicht bloß als Studium, sondern auch zur Anwendung im Leben sich eigen zu machen wünschen. Unter steter Beobachtung der neuesten Entdeckungen der Engländer, Franzosen und Deutschen. gr. 8. 1820. 4 fl.

Münster, R., der fromme Christ im Gemüthe und im Glauben zu Gott, ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jesu in allen Verhältnissen des Lebens. Mit gestochenem Titel und Titelkupfer. 18. 1818. Schreibpapier 1 fl. Druckpapier 48 kr.

— — der junge Christ in der Liebe zu Gott, ein Gebet- und Erbauungsbüchlein für Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Mit gestochenem Titel und Titelkupfer. 12. 1817. 36 kr.

— — Gott und seine Auserwählten. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. 8. 1821. 1 fl. 24 kr.

Natter, J. J., Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geschlechte. Mit gestochenem Titel und Titelkupfer (nach Raphael von F. Fleischmann in Nürnberg gestochen.) 8. 1819. Holländer Schreibpapier 1 fl. 24 kr. Druckpapier, ohne Kupfer 1 fl.

— — — katholisches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiste der Religion Jesu. Sechste verbesserte und mit 14 neuen Betrachtungen vermehrte Auflage. 1818. In zwei Ausgaben, jede mit einem neuen Titelkupfer. 8. Druckpapier 48 kr. Schreibpapier 1 fl. 24 kr. Velinpapier 2 fl. 24 kr.

Dasselbe in 18. Druckpapier 48 kr. Schreibpapier 1 fl. 12 kr. Velinpapier 2 fl.

— — — vollständiger Unterricht in der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre. 8. 1820. Ordinär Druckpapier 48 kr. weiß Druckpapier 1 fl. 24 kr.

- Paur, J. V.**, die Zeiten und Feste der katholischen Kirche, zum kirchlichen Vortrag und zur häuslichen Erbauung. 8. 1821. 1 fl. 48 kr. weiß Druckpapier mit 1 Kupfer, nach Bergler's Zeichnung von Fleischmann gestochen. 2 fl. 12 kr.
- Pohl, Dr. E.**, systematischer Ueberblick der Reihenfolge einfacher Fossilien. Broschirt. 4. 1816. 1 fl.
- Presl, Dr. J. S. et C. B.**, deliciae Pragenses historiam naturalem spectantes. Volumen primum. 8. maj. 1822.
- Rumy, G. C.**, tropologia et schematologia practica seu exemplaris, quam instar speciminis rhetoricae exemplaris. 8. 1819. 1 fl.
- Sallust's** Katilina und Jugurtha, deutsch von K. L. v. Woltmann. 8. 1814. 2 fl.
- Steinmann, Jos. Joh.**, physikalisch-chemische Untersuchung der Ferdinandsquelle zu Marienbad, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Analysen der übrigen Heilquellen dieses Badeortes; und einem Anhang über die Heilkräfte der genannten Quelle von J. V. Krombholz. 8. 1822. 1 fl.
- Steinberg, comes Casper de**, catalogus plantarum ad septem varias editiones commentariorum Mathioli in Dioscoridem ad Linnaeani systematis regulas. Folio maj. 1821. 2 fl.
- Welleba, W. F.**, Gefühle für jene Welt. Zur Erbauung für Christen, dargestellt in religiösen Betrachtungen, Gebeten und Gesängen. Mit 1 Kupfer. 8. 1820. Auf Druckpapier 1 fl. 12 kr. Schreibpapier 1 fl. 24 kr.
- — — — — Trost und Beruhigung in Gesängen. Mit 1 Titelkupfer, nach Bergler's Zeichnung von F. Fleischmann in Nürnberg gestochen. 8. 2 fl.
- Wenzel, P.**, vernünftiger Gottesdienst oder kurze Gebete zur Erweckung guter Entschliessungen. Mit gestochenem Titel und Titelkupfer. 8. 1819. 48 kr.
- Woltmann, Karoline von**, Volkssagen der Böhmen. 2 Bände. 8. 1815. 2 fl. 24 kr.

Sommer, J. G. vollständige und deutliche Anleitung zur deutschen Briefschreibekunst. Ein Handbuch für angehende Geschäftsmänner, worin nicht nur die Hauptregeln der deutschen Rechtschreibung, der Sprachlehre und der guten Schreibart überhaupt, sondern auch die von Unstudirten am häufigsten begangenen Sprach- und Schreibfehler auseinander gesetzt werden. Nebst einer zahlreichen Beispielsammlung, theils musterhafter, theils fehlerhafter Briefe, und einem nach einer ganz neuen Art eingerichteten Titularbuche. gr. 8. Brosch. 1 fl. 24 kr.

Eichler, A. Ch., Böhmen vor Entdeckung Americas, ein kleines Peru; als Aufmunterung zum Bergbau. Mit 1 Karte. 8. 1820. Schreibp. 36 kr. C. M.

Gerle, W. A., Volksmärchen der Böhmen. 2. Bde. 8. 1819. Brosch. 3 fl. C. M.

Griesel, A. W., Albrecht Dürer, dramatische Skizze. Mit Dürers Porträt, von Fleischmann. 8. 1820. Velinpap. Brosch. 1 fl. C. M.

— — — Märchen- und Sagenbuch der Böhmen, 2 Thle. 8. 1820. 3 fl. C. M.

— — — **Monaldeschi**, historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Freinach den Englischen. 8. 1821. 1 fl. 24 kr. C. M.

— — — **Neuestes Gemälde von Prag 1823**. Prachtausgabe auf Velinpapier in gr. 4. mit Kupfern und Plänen; in feinen Maroquin-Halb-Franzband 11 fl. C. M., in gewöhnl. Einband 10 fl. C. M. — **Fein Schreibp.** in kl. 4. mit Kupfern und Plänen; geb. 6 fl. C. M. — **Ord. Schreibp.** in kl. 4., mit den Plan der Umgebungen Prags, 2 fl. C. M.

Manuel épistolaire français, renfermant les principales règles de l'Art épistolaire, des instructions générales et particulières sur les divers genres de Correspondance, des modèles de lettres sur différents sujets, des lettres choisies de Mmes de Sévigné, de Maintenon, d'Epinau, de Pompadour etc. de Mrs. de Voltaire, J. J. Rousseau, la Motte, Hussi — Rabutin etc. par L. Philipon-de-la-Madeleine, faisant suite au Cours theorique et pratique de langue français a l'usage des allemands par F. L. Rammstein. 2. Theile. gr. 8. 1821. 5 fl. 12 kr. C. M.

Meissner, A. G., historisch malerische Darstellungen aus Böhmen. Mit 14 ausgemalten Kupfern. gr. Quer-Quarto, 1798. geb. 6 fl. C. M.

Polt, I. J., Handbuch der Geographie v. Böhmen. gr. 8. 1813. 1 fl. 30 kr. C. M.

Stransky, P., Staat oder Geschichte von Böhmen. Uebersetzt, berichtigt und ergänzt von I. Cornova. 8. 7 Bde. 1792. — 1803. Druckp. 8 fl. Schreibp. 10 fl. C. M.

Woltmann, K. L., Inbegriff der Geschichte Böhmens. 2 Bde. 8. 1815. 3 fl. C. M.

— **Karoline v.**, Volkssagen der Böhmen. 2 Bde. 8. 1815 2 fl. 24 kr. C. M.

